



3 1761 03990 3125

# s Natur und Geisteswelt

lung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

A. Heilborn

## Die deutschen Kolonien (Land und Leute)

Dritte Auflage



JV  
2027  
H5  
1912

ag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur  
und Geisteswelt“ befindet sich am Schluß dieses Bandes.

## Die Sammlung

# „Aus Natur und Geisteswelt“

verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutenden sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, und dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten, und ihn dadurch zu einem selbständigen Urteil über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten zu befähigen.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befaßt. Es kommt nur darauf an, daß jeder an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften eine Einführung in die einzelnen Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische.

In den Dienst dieser mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt. Andererseits hat dem der Erfolg entsprochen, so daß viele der Bändchen bereits in neuen Auflagen vorliegen. Damit sie stets auf die Höhe der Forschung gebracht werden können, sind die Bändchen nicht wie die anderer Sammlungen stereotypiert, sondern werden — was freilich die Aufwendungen sehr wesentlich erhöht — bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet und völlig neu gesetzt.

So sind denn die schmucken, gehaltvollen Bände durchaus geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt“ vereinigt.

Die meist reich illustrierten Bändchen sind  
in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

**Ausführlicher illustrierter Katalog unentgeltlich.**

Leipzig.

**B. G. Teubner.**



*Baring*

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

98. Bändchen

# Die deutschen Kolonien (Land und Leute)

Zehn Vorlesungen von

Dr. Adolf Heilborn

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage

Mit vielen Abbildungen und Karten im Text



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1912

JV

2027

H5

1912

„Es ist kein Mensch so unverständlich, der nicht wissen sollte, daß man im ersten Jahre von einem neulich gepflanzten, jungen Baume keine Früchte brechen kann.“

Benjamin Raule an Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten,  
Emden, im August 1683.



## Vorwort zur ersten Auflage.

Das vorliegende Büchlein ist aus den Vortragszyklen hervorgegangen, die ich im Auftrage der Deutschen Kolonialgesellschaft (Abteilung Berlin-Charlottenburg) im vorigen Jahre vor einer außerordentlich großen Hörerschaft von Lehrern und Studierenden — ein Erlaß des Kultusministers forderte zum Besuche auf — im Hörsaal des Kolonialmuseums zu Berlin hielt. Die Vorlesungen zeigten mir, wie unglaublich gering die wirkliche Kenntnis unsrer Schutzgebiete selbst in solchen Kreisen ist, in denen man Interesse an den deutschen kolonialen Unternehmungen, und sei es nur ein wissenschaftliches, doch voraussetzen zu können glaubt. Deshalb bin ich dem vielfach geäußerten Wunsche meiner Hörer nach Herausgabe dieser volkstümlichen Vorlesungen gern nachgekommen. Bei der Schilderung unsres Besitzes habe ich das Hauptgewicht auf die geographische und ethnographische Beschreibung gelegt. Es erübrigt sich wohl zu versichern, daß ich mich überall auf das zuverlässigste Quellenmaterial gestützt und die neuesten Forschungen berücksichtigt habe. Das Büchlein wird, hoffe ich, einen allgemein orientierenden Überblick über Land und Leute unsrer Kolonien geben können und soll zum Studium unsrer teilweise hervorragenden Kolonialliteratur anregen. Der Rechtschreibung der geographischen Eigennamen — ein Schmerzenskind aller Kolonialschriftsteller — wurde die halbamtlliche des Kolonialatlas zugrunde gelegt. Für gütige Überlassung von noch nicht veröffentlichtem Illustrationsmaterial bin ich in erster Linie dem Kolonialhaus Br. Antelmann (Berlin), der Berliner Mission (bzw. Herrn Missionsuperintendenten D. Merensky), der Kolonialgesellschaft, dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee (Berlin), der Direktion des Kolonialmuseums, Herrn Direktor Stolzenburg (Moloko) und andern Freunden der kolonialen Sache zu großem Danke verpflichtet.

Steglitz, im September 1905.

Dr. med. Adolf Heilborn.

## Vorwort zur dritten Auflage.

Es war meine Absicht gewesen, für die vorliegende Auflage den erdkundlichen Teil meines nun schon in mehr als 10 000 Exemplaren verbreiteten Büchleins im Sinne der kaufativen Geographie umzugestalten. Der mit einem Kapitel angestellte Versuch erwies die Unmöglichkeit, den Inhalt dann auf so wenige Seiten zusammenzudrängen. Deshalb habe ich mich begnügen müssen, das Büchlein wiederum gemäß den neueren wissenschaftlichen Forschungen und den bedeutsamen Fortschritten der wirtschaftlichen Erschließung unsrer Kolonien in allen Teilen zu verbessern und zu vermehren. So wird es hoffentlich seinen Zweck: Interesse für koloniale Fragen und Verständnis für den Wert der Schutzgebiete zu erwecken, von neuem erfüllen.

Steglich, im Februar 1912.

**Dr. Adolf Heilborn.**

## Inhaltsübersicht.

	Seite		Seite
Deutsch-Ostafrika . . . . .	1	3. Die Marianen-, Palau-, Karolinen- und Marshall- inseln (Deutsch-Neu-Gui- nea: Inselgebiet) . . . . .	131
Togo . . . . .	30	Samoa . . . . .	151
Kamerun . . . . .	48	Kiautschou . . . . .	165
Deutsch-Südwestafrika . . . . .	74	Statistisches . . . . .	175
Deutsch-Neu-Guinea:		Literaturnachweis . . . . .	177
1. Kaiser-Wilhelmsland . . . . .	99		
2. Der Bismardarchipel . . . . .	116		

## Deutsch-Ostafrika.

Von jeher hat das Rätsel des „dunklen Erdteils“ die denkende Menschheit beschäftigt. Schon Herodot und die Alexandriner erzählen von den riesigen Seen im Innern dieses Kontinents, von den ungeheuren Schätzen, von dem fabelhaften „Mondgebirge“, und schon diese alten Gelehrten erörtern die Frage vom Ursprung des Nils, dessen „Geschenk“ Ägypten. Immer wieder nahm man die Lösung aller dieser Rätsel in Angriff: die großen Seefahrernationen des Mittelalters, die Spanier, Portugiesen und Holländer beschäftigten sich damit. Noch heute finden wir in merkwürdigen alten Ruinen an den Küsten hier ihre Spuren. Und fast immer war es der Osten Afrikas, neben dem Norden wohl am frühesten bekannt, von dem aus man sich um die Lösung mühte. Phantastische Karten sind uns aus jenen Tagen überliefert, voll seltsamer Namen: hier (im Lande „Monomotapa“) lag das alte „Ophir“ der Bibel, das sich auch in dem Worte „Äfir“, „Äfrika“ bergen sollte. Was die Ägypter vom Nil, von den schwarzen Menschen, von Riesen und Zwergen und Ungeheuern fabelten: hier fand man es, weil man mit phantasievollen Augen suchte. Und doch, auch diese merkwürdigen, alten Karten bergen ein Körnlein Wahrheit hier und da: vor kurzem zog Peters auf Grund solcher Karten aus, in Rhodesia das Goldland des Altertums zu suchen, und fand dort in der sogenannten Simbabwe-Kultur die Überreste uralten, vermutlich sabäitischen Einflusses. Etwas wirklich „Neues aus Afrika“ erfuhr die Welt jedoch erst im Jahre 1855, als der deutsche Missionar Erhardt eine Karte von Ostafrika veröffentlichte, die er auf Grund eigener Reisen und der Erkundigungen bei alten Karawanenführern gezeichnet hatte. Sie erfuhr, daß im Innern ein großer See, der Njansa, liege, von dem aus, wie Erhardt meinte, Nil, Kongo und Sambesi ihren Ursprung nähmen.

Schon 1858 stellten Burton und Speke dann als erste das Vorhandensein dreier großer Seenbecken fest. Es folgten die Züge

Grants, Livingstones, des phantasiereichen Stanley (James Rowland), der Deutschen Kersten, v. d. Decken, Fischer, Reichard, Wissmann, Hans Meyer, Baumann, Emin Pascha (Eduard Schnizer), Stuhlmann u. a. m., deren aller Ziel in erster Linie die Erforschung des Seengebietes und des heutigen Deutsch-Ostafrika war, und die schon frühzeitig den Blick einsichtiger Kolonialfreunde auf diese Gebiete lenkten.

Die Begründung unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika fällt in das Jahr 1884. Sie ist das Werk der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“, deren Mittelpunkt der ebenso gerühmte wie vielgeschmähte, damals 27 jährige Dr. Karl Peters war. Dieser kühne Forscher brach im Oktober 1884 mit einer kleinen Expedition nach Ostafrika auf — um die argwöhnischen Engländer irre zu leiten, schifften sich die Teilnehmer unter fremdem Namen als Deckpassagiere von Triest aus nach Zanzibar ein — und es gelang ihm, bereits im Dezember desselben Jahres mit den Oberhäuptlingen von Usoguha, Unguru, Ukami und vor allem Uffagara Verträge abzuschließen, denen zufolge diese Häuptlinge ihr Gebiet mit allen Hoheitsrechten an die genannte Gesellschaft abtraten und sich unter deutschen Schutz stellten. Um diese erste deutsche Landerverbung herum kristallisierte sich dann allmählich unser riesiges Schutzgebiet. Peters kehrte alsbald nach Deutschland zurück, fand bei Bismarck das vollkommenste Entgegenkommen, und am 27. Februar 1885 erwirkte der Reichskanzler von Kaiser Wilhelm I. jenen ersten kaiserlichen Schutzbrief, der da befundete, daß die von der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Peters und Genossen“ erworbenen Landgebiete Ostafrikas unter der Obhut des Deutschen Reiches ständen.

Ein so energisches Vorgehen hatte das Ausland, voran England, das schon lange auf dieses ostafrikanische Gebiet ein Auge geworfen, nicht erwartet, und auf Englands Betreiben protestierte der Sultan von Zanzibar gegen den Schutzbrief. Sein Protest ward mit einer Flottendemonstration beantwortet, und das Erscheinen des deutschen Geschwaders vor Zanzibar hatte den Erfolg, den Sultan zur Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft zu veranlassen; gleichzeitig gestattete er der Gesellschaft die Benutzung des Hafens von Daresalam und weiterhin Pangani. Inzwischen erweiterte die Gesellschaft ihr Gebiet unablässig durch neue Verträge, und im April 1888 pachtete sie schließlich vom Sultan von Zanzibar die Küste. Der Sultan

sagte ferner seine Unterstützung bei der Durchführung von Verwaltungsmaßnahmen zu. Leider starb er bald darauf, und sein Nachfolger und Bruder, Said Chalifa, zeigte sich den Verhältnissen keineswegs gewachsen. Von den Arabern aufgewiegelt, die mit Recht für ihren einträglichen Sklavenhandel fürchteten, erhob sich allenthalben die Küstenbevölkerung — die Beamten des Sultans spielten hierbei eine mehr als zweideutige Rolle —, eine Reihe der deutschen Niederlassungen fiel in die Hände der Rebellen, die in dem zweifellos bedeutenden Halbaraber Buschiri bin Salim einen ausgezeichneten Führer hatten, und bald war das ganze Gebiet in hellem Aufruhr. Erst dem 1889 ernannten Reichskommissar Wissmann (dem jetzt in Daresalam ein Denkmal errichtet worden ist) gelang es, unter Entfaltung eines größeren Machtaufgebotes den Aufstand niederzuwerfen. Buschiri ward gefangengenommen und hingerichtet, und allmählich kehrte der Friede wieder überall zurück. \*) Ein Abkommen Deutschlands mit England (1. Juli 1890) legte dann die Grenze der deutschen Machtphäre in Ostafrika im wesentlichen fest — Zanzibar und die nördlich davon gelegene Insel Pemba wurden gegen Überlassung Helgolands dem englischen Schutze unterstellt — am 1. Januar 1891 ward in Daresalam die deutsche Flagge gehißt: ein großer Teil Ostafrikas war deutsche Kolonie geworden.

Am Indischen Ozean etwa zwischen  $4^{\circ}40'$  —  $10^{\circ}40'$  südl. Br. mit einer Küstenlänge von rund 750 km gelegen, im Innern sich vom  $1.^{\circ}$  bis fast zum  $12.^{\circ}$  südl. Br. dehnend, hat Deutsch-Ostafrika einen Flächeninhalt von rund 995 000 qkm, ist also fast noch einmal so groß wie Deutschland (540 000 qkm). Nach Norden grenzt es an Britisch-Ostafrika, bzw. Uganda, im Süden an das portugiesische Mozambique und an Rhodesia (Britisch-Njassaland), im Westen an Belgisch Kongo. Im einzelnen verläuft die Grenze folgendermaßen: an der Mündung des Umba im Norden an der Küste beginnend, zieht sie in gerader Richtung nordwestlich auf den Victoria-See zu, den Kilimandscharo dabei nordöstlich umgehend, durchquert den See längs des  $1.^{\circ}$  südl. Br., folgt diesem Breitengrade bis zum Schnittpunkt mit dem  $30.^{\circ}$  östl. L., — die Grenze ist hier noch nicht völlig reguliert —, folgt dem Längengrade eine kurze Strecke, zieht dann südsüdwestlich

\*) Ein Eingeborenen-Aufstand während der Jahre 1905—07 war von geringerer Bedeutung.

durch die Kirunga-Vulkane zum Gestade des Rivusees, durchquert diesen, folgt dem Riwu mit Tanganjika-See verbindenden Ruffisi, durchquert den Tanganjika näher dem Ostufer, zieht sich mit mehrfachen Buchtungen zur Nordwestecke des Niassa-



Deutsch-Ostafrika. (Maßstab: 1:12 500 000.)

sees, den sie nahe dem  $34.^{\circ}$  östl. L. trifft, folgt dem Nord- und Ostufer des Sees bis etwa zum Schnittpunkt von  $35^{\circ}$  östl. L. und  $11^{\circ}25'$  südl. Br., läuft längs dieses Breitengrades bis zum Rowuma und zieht mit diesem Flusse zur Küste, vor der Mündung östlich zum Kap Delgado abbiegend.

Die Küste weist trotz geringer Gliederung doch eine ganze Reihe von guten Häfen, Ankerplätzen und geschützten Reeden auf, von denen namentlich Tanga, Dar es Salaam, Kilwa-Kissiwani,

Lindi, Mikindani, ferner Pangani und schließlich Bagamojo und Kilwa-Kiwindsche genannt seien. Sie besteht aus Korallenkalk, der sich in Gestalt von zwei Riffbildungen, dem eigentlichen, versandeten, oft von Mangrovedickicht umsäumten Küstenriffe und einem 4—5 km davon entfernten, teilweise langgestreckte Inseln bildenden Wallriffe, fast den ganzen Küstensaum entlang zieht. Nur im Mündungsgebiet des Rufijideltas mit seinen zahlreichen „Rieks“ (Creeks = natürlichen Kanälen) ist die Bildung unterbrochen; hier ist die Küste lehmiger Schwemmboden. An den Küstensaum schließt sich unmittelbar eine im Norden ziemlich schmale, nach Süden zu sich verbreiternde, allmählich und terrassenförmig immer höher ansteigende, oft jedoch unterbrochene Vorlandzone der Kreide- und Juraformationen, die (hinter Lindi und Mikindani) Höhen bis zu 800 m zeigt.

Das Innere — Deutsch-Ostafrika ist ein Teil des von Abessinien bis zum Tafelberge sich erstreckenden Hochlands — wird von einem vornehmlich aus Gneisen und Graniten bestehenden Hochplateau erfüllt, das durchschnittlich Höhen von 1000 bis 1500 m aufweist, im Norden beinahe an die Küste tritt, nach Süden zu jedoch immer weiter landeinwärts weicht und schließlich fast bis zum Niassasee zurückflieht. Im allgemeinen eben, mit nur flachen Ruppen und Hügeln, wird dieses Hochland durch eine Anzahl von meist meridional verlaufenden, ausgedehnten Erdrissen mit oft stark aufgewulsteten Rändern charakterisiert. Eine dieser Einbruchszonen, der „Zentralafrikanische Graben“, dessen Verlauf die Seenkette: Albert — Albert-Edward — Riwu — Tanganjikasee bezeichnet, scheidet das Hochland unsrer Kolonie von dem Belgisch-Kongos. Eine andre, der „Ostafrikanische Graben“, zieht sich, schon im Jordantale beginnend, auf deutschem Gebiete durch den Natron-(Guaso-Njiro-) und Manjarasee, sowie zahllose Flußtäler (z. B. Ruaha) gekennzeichnet, bis zum Niassasee, gegen Ende ihres Verlaufes bedeutend verbreitert und mit seitlichen Bruchspalten durchsetzt. Unweit des Nordwestzipfels des Sees gabelt sich diese Grabenfurche nach Nordwesten und bildet den Rufwagraben, der spitzwinklig dem Zentralafrikanischen Graben zustrebt. Parallel dem Ostafrikanischen Graben läuft, der Küste näher, der Kilimandscharo-Graben. Der Ostrand (wie der Westrand) des Hochlandes zeigt bedeutende Wulstungen: das Ostafrikanische (und Zentralafrikanische) Schiefergebirge. Zum Ostafrikanischen

Schiefergebirge gehören: das Massiv des Ugueno-, Pare- und Usambaragebirges, der Zug des Unguru-, Uluguru-, Uffagra- und Rubehogebirges, des Berglands von Uhehe und des Ronde- bzw. Livingstonegebirges. Durch vulkanische Einflüsse sind Sohle und Ränder der Gräben hie und da stark verändert: es haben sich einzelne bedeutende Bergmassen gebildet. So namentlich in einer Seitenspalte des Ostafrikanischen Grabens der Kilimandscharo, ein heute erloschener Vulkan, dessen Basis (3770 qkm) etwa einundeinhalbmal so groß wie der Harz ist, und dessen beide Gipfel: der Kibo westlich, mit etwa 6010 m (Meher), und der Mawenzi östlich, nach Meher 5355 m hoch, diesem „Berg des Geistes Ndscharo“ den Ruhm verleihen, der höchste aller afrikanischen Berge zu sein. Zu nennen ist hier ferner noch: südwestlich vom Kilimandscharo der Meru, 4630 m (Monte Rosa: 4600 m) hoch, aus dessen Krater noch immer Dämpfe aufsteigen, weiter südwestlich der Gurui oder Hanang, etwa 3500 m (Zugspitze: 3000 m) hoch, zwischen Albert-Edward- und Kitusee, „wie eine Riesenwacht an der Nordwestecke unsres Schutzgebietes“, das vulkanische Massiv des Kirunga (bis 4500 m hoch), in dem einzelne Vulkane noch tätig sind, und schließlich am Nordwestzipfel des Njassasees das Kungwemassiv mit Gipfeln bis 3175 m Höhe. Erwähnt mag sein, daß am Viktoria-See (bei Ngasamo) und am westlichen Steilabfall des Trambaplateaus (bei Sekenke) in abbauwürdiger Menge Gold, auf den zentralen Hochländern am Njassasee und im östlichen Küstengebiete Kohlen, mehrfach Granaten und Glimmer (Ulugurugebirge), am Mlagarassi und im Ronde-Hochland Salzlager, ferner Blei, Achate, Amethyste, Kaolin usf. gefunden worden sind.

Der Wasserreichtum unsrer Kolonie ist bedeutend. Ein bekanntes Wort Wissmanns sagt, Deutsch-Ostafrika habe eigentlich zwei Küsten: außer der ozeanischen eine Westküste am Gestade der drei großen Seen im Innern. Von diesen ist der Viktoria-See, dessen größerer südlicher Teil deutsch ist, bei weitem der größte aller afrikanischen Seen. Rund 66500 qkm groß (Bayern 76000 qkm), liegt in einer Höhe von 1132 m ü. M., ist sehr inselreich — Ukerewe, die größte der Inseln, ist größer als das Areal der Marshallinseln —, hat aber meist flache Ufer. Der Tanganjika, rund 32000 qkm groß (so groß also etwa wie Sachsen und Baden zusammen) und 780 m ü. M. gelegen, hat dagegen steile, bewaldete Ufer und ist sehr tief, zeigt jedoch

starke Niveauschwankungen. Gleich ihm ist auch der Njassa — rund 27 000 qkm groß (= Provinz Westpreußen) und 473 m ü. M. gelegen — sehr fischreich. Von andern Seen sei hier nur noch der stattliche, abflußlose, rund 20 m über dem Tanganjika liegende Rutwasee, zwischen



Abb. 1. Wasserfälle in Ussegha.

Tanganjika und Njassa, genannt, dessen Wasser im Gegensatz zu dem der obengenannten brautig-salzig ist. Zwischen der ozeanischen und der Seeküste bildet der Ostafrikanische Graben die Was-

ferscheide. Von den in den Ozean mündenden größeren Flüssen — dem auf dem Kilimandscharo entspringenden Pangani (Ruwu), dem Wami, Ringani (Ruwu), Rufiji, Rowuma —, die in breiten Tälern das Randgebirge durchbrechen und ein starkes Gefälle haben (Abb. 1), ist nur der größte aller, der Rufiji, schiffbar. Der Deltabildung des Rufiji, der größer als der Rhein ist, wurde schon gedacht; er besitzt im Kilombero-Manga und Ruaha zwei bedeutsame Nebenflüsse. Das Hochplateau ist naturgemäß wasserärmer. In den Viktoriassee fällt als dessen stärkster Zufluß der Ragera, der südlichste Quellfluß des Nils; in den Tanganjika der Mlagarassi mit seinen Nebenflüssen.

In dem tropischen, an der Küste durch die Seewinde, im Innern durch die Höhenlage gemilderten Klima sind mehrere Zonen zu unterscheiden. Der Nordosten des Schutzgebietes zeigt Monsun-, der Nordwesten äquatorialen, das übrige Gebiet Passat-Klimatypus. Die Grenze zwischen diesem und den beiden

andern Zonen verläuft, an der Rufijimündung beginnend, schräg durch das Schutzgebiet in nordwestlicher Richtung bis etwa zum Manjarasee und von hier in schwachem Bogen quer hinüber zum Tanganjikasee südlich der Mlagarassimündung. Die Gebiete des Monsun- und des äquatorialen Klimas scheiden sich durch eine Grenze, die, am Manjarasee beginnend und ein wenig nach Westen ausbiegend, nordwärts strebt. Alle Länder westlich dieser Grenze haben äquatoriales Klima. In den Gebieten des unter der Vorherrschaft des Südostpassates stehenden Passat-Klimatypus währt die heißeste Periode von Ende November bis Anfang Dezember; diese Gebiete haben nur eine Regenzeit (Dezember bis April). In der Zone des Monsun-Klimatypus unterscheidet man im allgemeinen zwei Regenzeiten, eine größere im März bis Mai und eine kleinere Ende Oktober oder November; der heißeste Monat ist hier der Februar. In den Gebirgen dieser Zone beobachtet man sogar eine dritte (kleine) Regenzeit im Juli. In den Ländern des äquatorialen Klimatypus, in denen vornehmlich östliche Winde wehen, beobachtet man zwei durch kurze Abnahme der Niederschläge (im Januar) getrennte Regenzeiten, Oktober bis Mai am Victoria-See, November bis April am Tanganjika-See. Die wärmsten Monate sind hier Oktober und Februar-März. Die Temperatur des Schutzgebietes beträgt im Durchschnitt während der heißesten Zeit etwa  $28^{\circ}\text{C}$ , während der kühlen Jahreszeit etwa  $23^{\circ}\text{C}$ . Die Jahresmaxima und -minima bewegen sich etwa zwischen  $35-16^{\circ}\text{C}$ . Die täglichen Differenzen sind nur geringe. Das Temperaturmittel an der Küste ist 25 bis  $26^{\circ}\text{C}$ . Im Hochlande sind die Unterschiede sowohl der jährlichen wie der täglichen Temperaturgrenzen bedeutender. Für Usambara gibt Maurer als absolutes Maximum  $37,7^{\circ}\text{C}$ , als absolutes Minimum  $5,5^{\circ}\text{C}$  an. Auf der Marangustation am Kilimandscharo erreicht nach Peters das Thermometer bei voller Sonnenwärme mittags eine Schattentemperatur von  $26^{\circ}\text{C}$  und fällt „fast Nacht um Nacht“ auf  $6-8^{\circ}\text{C}$ . Die Unterschiede in der jährlichen Regenhöhe schwanken beträchtlich. Die regenärmsten Beobachtungsstationen haben ein Jahresmittel von weniger als 500 mm, die regenreichsten von über 3000 mm Regenhöhe.

Die gesundheitlichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas sind für den Europäer günstiger als in andern tropischen Kolonien. Gefürchtet ist namentlich die Malaria — bekanntlich eine durch

den Stich von Anopheles-Stechmückenarten übertragene, parasitäre (*Filaria Bancrofti*) Bluterkrankung — und Dysenterie. Häufigere Erkrankungen sind ferner Katarrhe der Luftwege und Rheumatismen. Unter den Eingebornen, die von Malaria auch nicht verschont bleiben, sind Hautkrankheiten, Lepra, an den Parawanenstrassen auch Pocken verbreitet; gegen diese geht man seit einiger Zeit durch Impfung vor. Nach Zupitza und Koch ist am Westufer des Victoria-Sees ein endemischer Pestherd, gegen den das weitere Schutzgebiet nur durch strenge Quarantänemaßregeln geschützt werden kann. Durch endemische Schlafkrankheit herde am britischen Gestade des Victoria-Sees (Uganda) sind zeitweilig deutsche Bezirke arg gefährdet; auch am Tanganjika-See nimmt leider die gefürchtete Seuche zu. Als bestes Vorbeugungsmittel dagegen erwies sich das Niederhauen des feuchten und schattigen Buschwerks, darin die den krankheitsregenden Blutparasiten (*Trypanosoma gambiense*) übertragende Fliege (*Glossina palpalis*\*) lebt. Die Bekämpfung hat mit Atorhyl, einem fast ungiftigen Arsenikpräparate, Erfolge erzielt. Ein großer Teil der Eingeborenen erliegt auch zeitweiliger, durch anhaltende Dürre und das Auftreten von Heuschrecken bedingter Hungersnot. Daresalam und Tanga besitzen große Krankenhäuser, Bagamojo und Kilwa Lepraheime, alle Bezirksämter Polikliniken für die Eingeborenen. Usambara hat ein Höhen-sanatorium.

Die Vegetation des Küstenfaums ist durch die Mangrove (*Rhizophora Mangle*) charakterisiert, deren bei Ebbe zutage tretende Wurzelgeslechte (vgl. Abb. 17) gefürchtete Brutstätten von Malariakeimen sind. Am Delta des Rufiji bilden die Mangroven Waldbestände von etwa 40 000 ha; sie werden rationell ausgebeutet, die Rinde ist gerbstoffreich, das Holz fest und wird von Ameisen nicht angegriffen. Hinter dem Mangrovengürtel beginnt Buschsavanne („Pori“) und Buschwald mit Kokospalmen, Dumpalmen (*Hyphaene*), den an Kakteen erinnernden Euphorbien, kandelabersförmigen Wolfsmilchgewächsen, Barringtonien, Mango, Kopalbäumen, den vereinzelt, riesigen „Bao-bab“ (Affnenbrotbäumen, *Andansonia*) usf. In den Steppen des Nordens wachsen wild Sansevieren, die einen guten Hanf liefern.

\*) In dem neu erworbenen Süden Kameruns sollen nach Schilling auch andre Insekten (wie z. B. *Glossina morbitans*) die Parasiten übertragen. Die Ausbreitung der Krankheit folgt hier meist den Handelsstraßen.

Angebaut wird an der Küste von den Eingeborenen Hirse (Sorghum, „Mtama“), Sesam, Erdnuß, Maniok, Mais, Reis Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle — in vielen Gebieten bezahlt man damit die Hüttensteuer — uff., von den Arabern und Europäern besonders die Kokospalme, Agave (Foucroya), der Fasern wegen, Baumwolle, Zuckerrohr, Vanille, Ananas, Bananen (von den Ronde in 20 Arten gebaut) Papaja, Limonen und europäische Gartengewächse. — Die Randgebirge, die den Seewinden reichliche Bewässerung verdanken, zeigen üppigen Tropenwald mit 50—60 m hohen Bäumen, vielen Farnen, Orchideen und Lianen. Genannt seien hier: Wollbaum (Eriodendron), Sphomoren, Tamarinden, Albizzien, Palmen verschiedener Arten, Butterbäume (Bassia), Myombo, Kopal uff. „Am üppigsten ist hier die Vegetation in Bachschluchten; Baumfarne, Bananen und Bambus säumen solche Bachschluchten ein.“ In der immer feuchten, nebligen Hochregion entwickelt sich ein Hochwald von Nadelhölzern, die oft dicht mit Bartflechten behangen sind. Am Kilimandscharo reicht die Urwaldzone nach Peters bis zu 3000 m Höhe; die Gipfel dieses Bergriesen sind natürlich mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Angebaut wird in dieser Zone von den Eingeborenen namentlich Banane, Mais und Zuckerrohr, von den Europäern (besonders am Kilimandscharo) Kaffee, Kautschuk (Manihot Glazovii und Hevea), Kakao, Tee, Kardamom (Elettaria), ferner Pfeffer, Zimt, Vanille, Ingwer, Sisalagave, Chinchona (Chinin) uff. — Das Hochland hat nur dürftige Vegetation: hohes, schilfartiges Gras, dazwischen dornige Akazien, Mimosen, bizarre Euphorbien, Aloe, vereinzelt hier und da ein Baobab, die charakteristischste Pflanze dieses Steppengebietes, sogenannte Leberturftbäume (Kigelia) uff. Hier und da auch, in ihrer lichten Verteilung an einen Park erinnernd, kleine Waldinseln von Akazien und Mimosen, und nur an den Ufergeländen ständiger Flußläufe saftige Wiesen und Galeriewälder. Gleichwohl haben die Eingeborenen auch hier mancherlei ausgedehnte Kulturen angelegt. Von Pflanzenprodukten wurden im Jahre 1910 u. a. ausgeführt: Kautschuk und Guttapercha für 6 195 000 Mark, Sisalhans für 3 012 000 Mark, Kaffee für 837 000 Mark, Kokospalmenprodukte (Kopra) für 1 909 000 Mark, Baumwolle für 751 000 Mark, Sesam für 241 000 Mark.

Die Tierwelt Deutsch-Ostafrikas ist vornehmlich Steppen-

und Urwaldsfauna. Von Affen seien neben Pavian (in der Dumpalmensteppe) namentlich die Weißkehlmeerkatze (Küste) und der prächtige Gereza (Kilimandscharo) genannt. Im äußersten Nordwesten sind auch Gorilla und Schimpanse beobachtet und erlegt worden. Besondere Fledermausarten, mit deren Guano bei Tanga ganze Höhlen erfüllt sind, und fliegende Hunde vertreten die Flattertiere. Von Raubtieren finden sich, vornehmlich auf die Steppe beschränkt, doch auch nicht selten bis zur Küste dringend und an der Küste heimisch: Schakal, Wildkatze (der ägyptischen Stammform unserer Hauskatze nahe verwandt), Karakal, Gepard, Löwe, Leopard, Genette, Biberre, Schneumon, gefleckte und gestreifte Hyäne und Hyänenhund (*Lycaon pictus*). Hauptvertreter der Nagetiere sind Honigdachs und Stachelschwein. Im Kilimandscharo-Gebiet ist ein merkwürdiger Platthufer: der Baumschliefer (*Dendrohyrax*) heimisch. Im Innern ist der Elefant noch ziemlich häufig. Die Eingeborenen erlegen ihn mit vergifteten (*Aco-canthera*) Pfeilen und plumpen Feuerwaffen, zu denen sie sich selbst eiserne Geschosse hämmern. Von Huftieren seien genannt: das zweihörnige Nashorn, das Zebra in mehreren Arten (die Zähmungs- und Kreuzungsversuche haben bemerkenswerte Resultate gezeitigt), das Flußpferd, Warzenschwein und das „gewehrlose“ rote Flußschwein, die Giraffe, der Büffel und zahlreiche Antilopenarten, wie Kuh-, Leier-, Rappen-, Glen-, Schirr-, Zwergantilope, Kied-, Spring- und Wasserbock, Gnu usw. Erwähnt seien ferner Schuppentier und Erdschwein. Dem übermäßigen Abschluß des Wildstandes beugt ein strenges Jagdgesetz (vom 1. 1. 1909) vor. In der Vogelwelt nimmt der Strauß die erste Stelle ein; zu nennen sind weiter eine Reihe von Adler- und Geierarten, Marabu, Reiher, Pfauenfränich, Nashornvögel, Bisangfresser, Perlhühner, Frankoline, Tauben, zahlreiche Wasser- und Singvögelarten, sowie ein kleiner grüner Papagei. Von Eidechsen finden sich namentlich Geckos und Chamäleons; von Schlangen u. a. die gefürchtete Pufotter, Brillenschlange und der Python. In den Flüssen sind Krokodile häufig. Der Fischreichtum ist außerordentlich groß; erwähnt sei, daß die Küstenbewohner selbst den Hai-fisch essen. Schließlich seien noch Skorpion, Tausendfuß, Sandfloh, der böse Geschwür an Fingern und Zehen verursacht, Wanderheuschrecke und Moskito genannt. \*) — An Haustieren

\*) Am Tendaquru im Hinterlande von Vindi, wurde 1908 eine ausgedehnte Lagerstätte von *Gigantosaurus* entdeckt, dessen Dimensionen

werden namentlich Rinder, Ziegen, Fettschwanzschafe, Esel (Masai- und der edle Masakatesel), Hunde und Geflügel gehalten. Leider wird dem Großvieh das Küsten- und Texasfieber (Krankheitserreger sind Blutparasiten), in andern Gebieten die Tsetsefliege verderblich. Ziemlich verbreitet ist die Bienenzucht, und im besonders günstigen Jahre 1905 wurde beispielsweise für  $1\frac{1}{4}$  Millionen Mark Bienenwachs exportiert. Elfenbein wurde 1910 für 743 000 Mark ausgeführt. Der Export an Häuten und Fellen betrug im gleichen Jahre 2 889 000 Mark.

Die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas, die auf rund 10 Millionen Seelen geschätzt wird, gehört zum überwiegenden Teil zur Familie der Bantu (Plural von Umu=ntu, d. h. Mensch), wie man mit Bezug auf die Sprachverwandtschaft\*\*) die den afrikanischen Kontinent etwa von  $5^{\circ}$  nördl. Br. bis  $25^{\circ}$  südl. Br. erfüllende Masse auch körperlich ziemlich gleichartiger, „eigentlicher“ Negervölker nennt. In Ostafrika sind die Bantu durch nilotische, hamitische und semitische Bevölkerungselemente seit langem nach Süden bis unter den Äquator zurückgedrängt. Von Süden her sind erst im vorigen Jahrhundert in die Masse der sesshaften Bantuvölker versperrte Sulustämme verheerend eingebrochen, den ostafrikanischen Bantu ihre Eigenart aufzwingend, oder sie vor sich herdrängend. An der Küste endlich sitzt ein Mischvolk: die Wasuaheli (von dem arabischen sahil = Küste), die aus einer Vermischung der Bantu mit den etwa um das Jahr 1000 von der Küste her eingedrungenen Schirasi (Persern) — großartige Ruinen aus der Schirasizeit befinden sich z. B. auf der Insel Ssonga Manara bei Kilwa-Kissiwani —, Indern und Arabern hervorgegangen sind. Das bunte Völkerebild unsrer Kolonie stellt sich also etwa folgendermaßen dar; es wohnen:

An der Küste: Wasuaheli, Araber, Inder.

Unmittelbar dahinter von Süden nach Norden: die Bantustämme der Makonde, Wamvera, Wangindo — diese drei von der Suluinvasion an die Küste gedrängt —, der Wasaramo,

---

die des bekannten amerikanischen Diplodocus nahezu um das Doppelte übertreffen. Ein Oberarmknochen mißt z. B. 2,10 m!

\*\*) Diese Sprachverwandtschaft beruht im wesentlichen auf der allgemeinen Verwendung von Vorsilben statt Endungen. So bezeichnet im speziellen die Vorsilbe m (u) das Individuum, wa die Mehrheit, das Volk, ki die Sprache, u das Land uff.

der ihnen nahestehenden Wakami und Waluguru, der als Menschenfresser verschrienen Wadoë, der Wakwere, Waffagara, Waseguha, Wanguru, Wabondëi, Wadigo, Waschambaa (im Bergland von Usambara) und der Wapare. Der Kulturbesitz aller dieser Stämme stimmt im wesentlichen überein.

Zwischen Küste und Njassasee: die Sulustämme der Wagwangwara (im Stromgebiet des Rowuma), Wamatschonde, Watuta, die sich selbst insgesamt „Masiti“ oder „Wangoni“ nennen, die von ihnen in Tracht, Lebens- und Kriegsweise beeinflussten, alteingefessenen Stämme der Wajao, Wabehe, Mahenge, Wabena, Warori und Bassango.

Im Steppengebiet nördlich der ebengenannten Stämme: das Bantuvolk der Wagogo, das die Lebensweise der Masai angenommen hat, die Masai selbst, die sich bis in britisches Gebiet hinaufziehen und sich in mehrere Völkerschaften (Msa, Wandorobbo, Wakuafi) und Stämme teilen, das an den Hängen des Kilimandscharo wohnende, ethnographisch den Masai völlig gleichende Bantuvolk der Dschagga und eine Reihe eingesprengter noch wenig bekannter, hamitischer (?) Stämme (Waturu, Wafiomi uff.).

Im zentralen Deutsch-Ostafrika und Seengebiet: das hochstehende Bantuvolk der Konde, der Wakonongo, Wafipa, Wabende, das bedeutendste aller dieser Bantuvölker: die Wanjamwesi, die Wasukuma und in dem vom obern Tanganjika, der Grenze und dem Westufer des Viktoria-Sees gebildeten nordwestlichen Winkel der Kolonie die von den eingedrungenen hamitischen Wahuma (d. h. „Leute aus dem Norden“) oder Watussi beherrschten und Kitussi sprechenden Waha, Warundi und Wanjaruanda.

Wir müssen uns hier damit begnügen, je ein Volk als Vertreter der einzelnen Gruppen in Kürze zu schildern. Die Wasuaheli (Swahili, sie selbst nennen sich watu mrima, d. h. Küstenleute, den Neger des Innern aber mschensi, Wilder, Heide) charakterisieren sich schon in ihrem Äußern — durch die sehr variable Hautfarbe, die meist leicht gebogene Nase des Arabers und die wulstigen Negerlippen — als Mischvolk. Die Kleidung ist den Arabern entlehnt, deren Einfluß an der Küste herrscht oder doch jahrhundertlang herrschte. Die Männer tragen ein Flanellhemd und Lendentuch auf dem bloßen Leibe, darüber dann ein weißes, bis zu den Füßen reichendes Hemd, Reiche

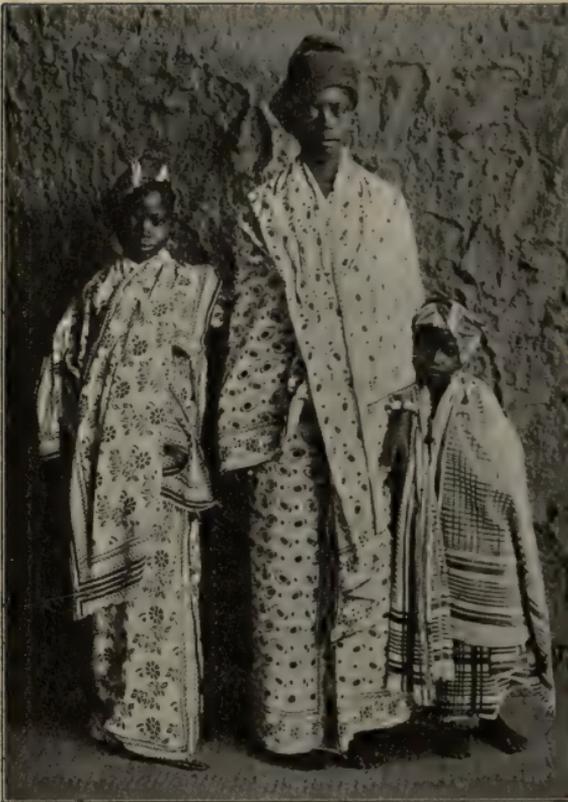


Abb. 2. Suaheli-Frau mit Kindern.

auch noch ein gesticktes, buntes Täckchen. Den Kopf ziert der Fes, Turban oder die zierlich weiß in weiß gestickte Mütze Stuzer, und deren gibt es unter den Wasuaheli recht viele, balanzieren dazu ein Spazierstöckchen aus naturfarbnem Holze. Die Füße stecken in Sandalen. Das Hauptbekleidungsstück der Weiber (Abb. 2) ist ein großes, quadratisches, buntgemustertes Tuch aus Kattun, das „vom Rücken aus unter den Armen durch über der Brust fest angezogen und durch Unterstecken

eines Zipfels unter der Achselhöhle festgehalten wird“ (Schmidt). Dazu kommt gewöhnlich noch ein ähnliches Umschlagetuch. Die Muster dieser „leso“ sind ganz wie bei uns ständig wechselnder Mode unterworfen. Auf dem Kopfe trägt die „Bibi“ einen Turban oder — das Zeichen der freien Frau — einen blauen, von einer wollnen Schnur gehaltenen Schleier. — Als Schmuck dienen Halsketten, Arm- und Beinringe aus Silber oder auch Glasperlen u. a. m. Besondere Sorgfalt verwendet die Bibi auf den Haarschmuck. Durch Ausrasieren wird der Kopf mit seltsamen Figuren und Linien gezeichnet. Gelegentlich färbt man die Augenlider hellblau und „schmückt“ auch Stirn und Wangen mit Farbentupfen. — Das Haus, von besondern Handwerkern gebaut, ist ein Lehmhaus mit rechteckigem Grundriß. Die Wände bestehen aus einem Gitterflechtwerk (Mangrovenholz), dessen Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt werden, das Dach wird mit

Matten aus Palmblättern (Mafuti) gedeckt. Bisweilen besitzt das Haus auf den Längsseiten Veranden, unter denen sich tagsüber der Msuaheli meist aufhält. — Das Hausgerät ist sehr einfach. Das Hauptstück ist die „kitanda“, ein Bettgestell, das in einem auf Klößen ruhenden Kokosfaser- oder Rohrgeflecht-rahmen besteht. Auf der nicht selten vor das Haus gestellten Kitanda bringt der Msuaheli halbe Tage zu. Das Geschirr ist heute längst europäisch, meist emailliertes Eisengeschirr, seltener Porzellan. Ein hölzerner Mörser zum Stampfen des Getreides, eine Kokosnußschöpfkelle, alte Flaschen, Abfälle aus den Messen der Europäer, vervollständigen den Hausrat. — Wenn irgend zugänglich, ernährt sich der Msuaheli durch den Handel. Er ist kein Freund des Arbeitens; das Wort für Arbeiter heißt in seiner Sprache „mfuma“, d. h. Sklave, und ein Sprichwort, das man immer wieder zu hören bekommt, lautet nicht minder charakteristisch: „haraka, haraka, haina baraka“ (Eile, Eile hat keinen Wert). — Die Freude des Msuaheli (und, fügen wir hinzu, fast aller Ostafrikaner) am Reden und — Nichtstun findet ihren Ausdruck auch in der Sitte des „Schauri“. Das Wort heißt, sagt Leue, so viel wie Behandlung, Beratung, Partei, Rat, Sache, Sitzung. Über alles wird Schauri gemacht, und nichts bereitet dem Ostafrikaner einen solchen Genuß wie ein recht langes Schauri. — Wohlhabendere Wasuaheli leben gemächlich auf dem Lande in ihren „Schamben“, Häusern, die in kleinen Wäldern von Fruchtbäumen stehen. Die Feldarbeit besorgen Sklaven\*), heute fast alle schon im Hause geboren, die gut behandelt werden. Die jungen Wasuaheli treten gern in die Dienste der Europäer und sind meist zuverlässig. — Mehrfach betreibt der Msuaheli ein Gewerbe: das des Zimmermanns, Tischlers, Webers und vor allem des Schmieds. Die Wasuaheli von Lamu haben die Silberschmiedekunst eingeführt, und in getriebnen und tauschierten Schmiedearbeiten leisten sie Anerkennenswertes. Die Frauen fertigen Flechtarbeiten. — Im Familienleben des Msuaheli fällt die große, gegenseitige Liebe zwischen Eltern und Kindern auf. Dagegen prügelt der Ehemann von Zeit zu Zeit seine bessere Hälfte. Das scheint, schreibt ein Pater in Tanga, zum guten Ton zu gehören. „Der Mann ist dabei offenbar ganz fröhlicher Dinge, und auch das

\*) Vom 1. Januar 1906 ab sind alle Kinder, die von Hausklaven geboren werden, gesetzlich frei.

Weib freut sich, daß sie neuerdings ‚schlagende‘ Beweise dafür erhalten hat, wie gern sich der Mann mit ihr abgibt.“ Nach mohammedanischem Brauche ist Vielweiberei gestattet; aber nur Reiche leisten sich solchen Luxus. — Stirbt jemand, so wird er durch Scharen von Klageweibern bei Einbruch der Dunkelheit beweint. — Die Wasuaheli bekennen sich zum Islam, ohne ihn wirklich zu kennen. Wie in der Kleidung, so äffen sie eben auch in der Religion den Araber nach. Ihre religiösen Anschauungen nennt Sauberzweig-Schmidt mehr heidnisch als mohammedanisch. Weit verbreitet ist unter ihnen die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen. — Die Musik spielt in dem beschaulichen Leben des Küstenmannes eine bedeutende Rolle. Baumann spricht ihm mit Recht gute musikalische Begabung zu. — Auch als Märchenerzähler genießt der Wsuaheli wohlverdienten Ruf. Die Fabel seiner Märchen entstammt meist arabischen und indischen Quellen. Aus vielen Erzählungen und Liedern spricht Sinn für Humor. Die geistige Begabung des Wsuaheli, dem die Missionare Hinterlist und Hochmut nachsagen, ist eine ungleich höhere als die der meisten Negervölker. Er ist namentlich ein guter Rechner. Seine Sprache, das Wisuaheli, ist die Lingua franca für ganz Deutsch-Ostafrika.

Im Hinterlande von Daresalam sitzen die Wasarámo; Bantu, von stark ausgesprochenem Negertypus, sind sie dunkelbraun bis tiefschwarz von Hautfarbe. Während die Männer nicht besonders kräftig, aber gut gebaut sind, fallen die Frauen durch geringe Körpergröße auf. — Die Kleidung besteht meist in Suahelihemden oder -töchern. — Auch das Haus gleicht dem des Wsuaheli; das Hausgerät ist noch primitiver. — Größere Ortschaften kennt man nicht; nur familienweise wohnt man beisammen, und die einzelnen Häuser liegen im Gehölz versteckt. — Den Nahrungserwerb bietet der Ackerbau, der jedoch nur so weit betrieben wird, als zum Unterhalt durchaus notwendig ist. Nicht selten verdingt sich der Neger lieber als Träger oder Diener. — Zu allerlei Gewerben geschickt, fertigen die Wasarámo namentlich zahlreiches Kinderpielzeug (Puppen). Merkwürdig sind die sonst in Ostafrika sehr seltenen plastischen Menschendarstellungen, die hier als Grabfiguren Aufstellung finden. — Die Familienbande sind sehr innige, und auch von den Wasarámo wird die Elternliebe gerühmt. Polygamie ist üblich; aber nur Reiche haben mehrere Frauen.

Meist wird das Mädchen schon im frühen Kindesalter verlobt, und von da ab beginnt der künftige Ehemann mit der Zahlung des Kaufgeldes an den Schwiegervater. Der Preis einer Frau beträgt 15—30 Rupien. Zwillinge werden bei der Geburt getötet. — Die Macht des Dorfhäuptlings oder -ältesten („Jumbe“) ist heute nur eine geringe. Bisweilen bekleidet er zugleich die Würde des Priesters. — Sehr gefürchtet wird eine böse weibliche Gottheit, die ihren Sitz an einem heiligen See vier Tagereisen landeinwärts hat. In ganz Wasaramo zerstreut sind Zauberhütten ihrem Dienste geweiht. Gleiche Furcht gilt auch den Seelen der Verstorbenen, gegen deren Einfluß man Amulette trägt, und die man durch Speiseopfer auf den Gräbern zu versöhnen sucht. Muungu, der Gott im deistischen Sinne, wird, weil er ohnehin den Wasaramo wohlgesinnt, nicht sonderlich verehrt. Die Hauptaufgabe des Priesters ist — übrigens in ganz Ostafrika — das „Regenmachen“. Bleibt der Regen trotz der Zauberei aus, so wird gelegentlich der unglückliche Regenmacher, der ja nun an der Mißernte schuld ist, getötet. — Sehr tanzlustig, besitzen die Wasaramo an Musikinstrumenten besonders hölzerne Trommeln und große Hörner. Noch Burton schildert die Wasaramo als Räuber; heute sind sie friedliebend, scheu und mißtrauisch\*).

Das Vordringen der Engländer und Buren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat jene südafrikanische Völkerwanderung veranlaßt, die in unsre Kolonie die Suluherden der „Masiti“ oder „Wangoni“ warf. Die eigentlichen Wangoni sitzen heute östlich des obern Njassasees. — Wie alle Sulu große, muskulöse, dunkelfarbige Gestalten von gutem Ebenmaß, kleiden sich die Wangoni in Ziegen- oder Schaffelle, Stoffe aus geklopfter Baumrinde oder neuerdings auch europäische Zeuge. Als Kriegsschmuck dient ein hoher Kopfschmuck aus großen Federn und eine Art von Mantel aus Fellen von Affen, Leoparden, Katzen u. a. m. An den Fußknöcheln trägt man dazu kleine Schellen. — Die Hütten sind kegelförmig, oft 4 m hoch und ebenso groß im Durchmesser, das Dach reicht fast bis zur Erde, die Türöffnung ist 1½ m hoch und etwa 1 m breit. Die Wände werden aus Stangen errichtet und dann mit Lehm be-

\*) Der Schilderung der Wasaramo ist vornehmlich ein Bericht im Jahrbuch der „Berliner Missionsgesellschaft“ (1904), der der Wangoni ein Vortrag P. Häfligers zugrunde gelegt worden.

worfen, das Dach ist aus Grassbüscheln geflochten. Solche Hütte steht etwa drei Jahre; dann faulen die Pfeiler in der Erde. Zur Aufbewahrung des Getreides baut man (außerhalb des ziemlich großen Dorfes) besondere Vorrathshäuser auf Pfählen, um die Vorräte vor den Termiten zu schützen. — Der Hausrat ist sehr primitiv. Eine Matte ersetzt das Bettgestell, das Kochgeschirr besteht in Tontöpfen und hölzernen Löffeln, der Herd in drei Steinen. Das Nationalgericht ist ein Mehlbrei. Aus diesem formt man beim Essen einen Ballen, macht mit dem Daumen eine Vertiefung hinein und fischt sich mit solchem Löffel aus der Zuspelise (Bohnen, Erdnüsse, Sesam, Pilze, Fleisch) sein Teil heraus. Getrunken wird oft die „Pombe“, ein aus Hirse gebrauchtes, berauschendes Bier, das sehr dick ist (s. a. S. 26). Geflochtne Körbe, die etwa 2 Liter fassen, dienen als Trinkgefäß, und solcher Becher leert mancher Neger bei einem Trinkgelage sechs bis acht. Die Folge ist nicht selten Streit und Todschlag. — Ackerbau und Viehzucht liegen in den Händen der Weiber und Sklaven. Den Sklaven durchbohrte man, um sie zu kennzeichnen, die Ohren oder schnitt ihnen die Ohrläppchen ab. — Die Raubzüge, die den Wangoni einst den Lebensunterhalt zur Genüge boten, haben jetzt aufgehört. — Die Frau wird für 2—3 Kinder oder 20—40 Ziegen gekauft. Häuptlinge und Reiche haben mehrere Frauen, deren dann jede ein besonderes Haus bewohnt. Stirbt ein Häuptling, so erbt sein Nachfolger — ein Sohn des Bruders oder der Schwester — seine Frauen. Zum Zeichen der Wittwenschaft trägt die Frau ein Stirnband, das nach etwa Jahresfrist feierlich verbrannt wird. Die Witwe darf dann wieder heiraten. Das Kind wird von der Mutter in einem Fell überallhin mitgetragen. Kinderreichtum ist selten. — Der Häuptling (bambo = Herr, Vater) genießt großes Ansehen und übt nicht selten tyrannisch seine Macht. Er hat alle Streitigkeiten zu schlichten. Seine Würde ist erblich. Über den Dorfhäuptlingen steht ein Oberhäuptling, bisweilen auch mehr als einer. Sehr bezeichnend hieß einer dieser „Sultane“: Pambalioto, d. h. „Feueranzünder“. Die Häuptlinge sind auch Führer im Kampf. — Die Waffen der Wangoni sind Stoß- und Wurfspeer, vom Sulutypus, bis zu 2 m lang, hölzerne Keulen, Beile und große Schilde aus Rindschaut. Auf ihren Raubzügen zogen bis zu 500 Mann ins Feld. Regelmäßig griff man nur nachts an. Das Kriegsgeschrei lautet Hau Hau; es

beginnt im tiefsten Saß und endet im höchsten Distant. Namentlich die Wahehe wurden oft von den Wangoni angegriffen. — Die religiösen Anschauungen der Wangoni, die einen guten Gott kennen, dem sie beim Trinken spenden, gipfeln in der Furcht vor den Geistern der Verstorbenen. Man schwört „bei den Ahnen“. Götzenbilder kennen sie nicht, wohl aber Zaubergeister. In schwierigen Fällen ruft man das Gottesurteil an: der Verdächtige muß einen Gifttrank schlürfen, den der Zauberpriester nach Gutdünken zubereitet. Diese Ordalien, übrigens auch unter andern Ostafrikanern bekannt, sind jetzt von der Regierung streng verboten. — Der Tote, den man durch laute Totenklage ehrt, wird in einem runden Grabe in einer Nische beigelegt. „Einem Freien werden die Arme kreuzweise über den Schoß, einem Sklaven die Hände gefaltet ans rechte Ohr gelegt.“ über das Grab kommt ein rundes Dach.

Die Lebens- und Kampfweise der Sulu haben die Wahehe\*) angenommen, einst weithin gefürchtete Räuber, die, seit 1894 überwunden und durch Militärstationen beaufsichtigt, heute Frieden halten. Die Wahehe sind große, schlanke, muskulöse Leute mit echtem Negergesicht. Die Hautfarbe ist ein schwärzliches Grau, welches letzteres zum Teil von ihrer Gewohnheit herührt, in der warmen Nische zu schlafen. Der Haarwuchs ist spärlich. — Dem Gebirgsklima Uhehes angemessen, hüllt sich der Uhehe in dichte, etwa 10 m lange Tücher, „deren Enden er geschickt und malerisch über eine Schulter drapiert, wodurch seine ganze Gewandung etwas Togaartiges bekommt“. Beide Geschlechter, ziemlich eitel, lieben es ferner, sich mit zahlreichen Arm- und Fußringen aus Kupferdraht zu schmücken. — Die Hütte hat die „ganz unafrikanische“ Form der „Tembe“, eines Lehmhauses (Stangenholz mit Lehmewurf) mit langen, ein doppeltes Rechteck bildenden Wänden, die einen großen Hofraum zur nächtlichen Unterbringung des Viehs umschließen. Der eigentliche Wohnraum ist nur schmal; das flache, erdbeworfne Dach bietet in der Regenzeit nur schlechten Schutz. Ein Palisadentor führt in Hof und Haus. Giraud sah Temben von 150 m Länge. Oft sind mehrere Temben von einem großen Palisadenzaune („Boma“) mit Schießscharten uff. umschlossen und zu

\*) Der Name ist dem gefürchteten Kriegsvolk von den Nachbarn beigelegt worden und nach Rigmann von dem schrillen Kriegsruf „ahäle“ (d. h. der Feind weicht bereits) herzuleiten.

einer regelrechten F e s t u n g umgewandelt. Die Boma des H ä u p t l i n g s Kuanika war 500 m an den Seiten lang. Ein zweimal überbrückter Bach versorgte diese Festung mit Wasser. Sie umschloß gegen 30 Temben (Giraud). — Tontöpfe, Flaschenkürbisse, hölzerne Löffel, gelegentlich ein Bettgestell und ein paar Matten sind das Hausgerät. — Die Wahehe sind in erster Linie Viehzüchter. Das Hauptzuchtthier ist ein wertvolles Buckelrind, dessen Milch frisch oder sauer genossen wird. Fleisch ißt man nur von alten oder kranken Tieren, die durch einen Speerstich getötet werden. Wie hoch der Mhehe das Rind wertet, beweist der charakteristische Gruß für den Angesehenen: „azenzenga“, „sei gegrüßt, du Rindvieh!“ (P. Mayer).\*) — Neben der Viehzucht wird von den Weibern, Kriegsuntüchtigen und Sklaven auch ein wenig Acker- und Gartenbau getrieben, namentlich um Sorghum und Eleusine (für das Brauen der Pombe), Melonen, Kürbisse und Gurken zu haben. — Auch den Wahehe lieferten die Nahrung Jagd und vornehmlich Raubzüge, auf denen sie von den Bagogo Vieh und Sklaven erbeuteten. Um die Sklaven auf dem Rückzuge an der Flucht zu hindern, ließ man sie schwere Steine schleppen. — Der H ä u p t l i n g übt ein strenges Regiment, und seinen Befehlen wird, soweit es sich nicht um Privatangelegenheiten handelt, unbedingt Folge geleistet. Jeder Waffenfähige muß seinem Rufe folgen, und im Kriegsfall gebietet ein großer H ä u p t l i n g über Tausende. Die Wahehe sind geborene Krieger. Schon der Mheheknabe genießt eine Ausbildung im Waffenhandwerk, etwa wie der Knappe unsres Mittelalters. „Die Ausdauer und Fähigkeit, Mühsalen zu widerstehen, neben der persönlichen Tapferkeit macht sie zu sehr gefährlichen Gegnern.“ — Die Waffen der Wahehe sind ein etwas über 1 m langer, pfeilartiger Wurffpieß und ein nur wenig längerer Stoßspeer. Die Klinge des Wurffpießes ist fingerlang, myrtenblattförmig und daumenbreit, die des Stoßspeeres etwa spannläng. Der Schaft beider Waffen ist höchstens fingerdick, aber aus sehr hartem Holze. „Die Klinge ist in den Schaft eingebrannt und wird mittels der noch feucht darüber gezogenen Haut eines Hundeschwanzes festgehalten, die bis zum völligen Eintrocknen mit einer Schnur umwickelt bleibt. Der Schaft wird mit gewickeltem, sehr feinem Messing- und Kupfer-

\*) Bei den Wangoni wird (nach Richter) der H ä u p t l i n g sogar im Rindviehstall begraben.

draht und Straußenfedernposen verziert" (Reichard). Schutz-  
 waffe ist ein Schild aus Rinder- oder Zebrahaut von spitzovaler  
 Form, etwa  $1\frac{1}{4}$  m hoch und  $\frac{1}{2}$  m breit; ein durch zahlreiche  
 Schlitze der Länge nach hindurchgesteckter Stab, der in der Mitte  
 zur Handhabe gekrümmt ist, gibt diesem dünnen, behaarten  
 Schilde Halt. Auch die Wahehe, von vorausgeschickten Spähern  
 unterrichtet, überfielen den Feind meist des Nachts oder beim  
 Morgengrauen. Dem gefallenem Feinde schnitt man die Hand  
 ab und steckte sie als Trophäe auf den Stoßspeer. Aus dem  
 Kampf heimkehrend, legt der Wahehe den Schild auf den Kopf.  
 „Wenn die Wahehe“, sagt Reichard, „auch händelsüchtig sind, so  
 besitzen sie doch daheim, ich möchte fast sagen, ritterliches Wesen.  
 Alle Reisenden (außer Burton und Speke) stimmen darin über-  
 ein, daß sie nach dieser Seite hin über allen Negern stehen.  
 Ich habe die Wahehe als Leute kennen gelernt, die hielten, was  
 sie versprochen. . . Ruhig, gemessen und würdevoll benehmen sie  
 sich und zeigen besonders nie jenes freche, lärmende und unver-  
 schämte Benehmen ihrer Nachbarn, der Wagogo.“

Unter den von Norden her in unsere Kolonie vordringenden  
 Völkern sind die Masai (Maffai) das bedeutendste. Bislang  
 für „Simiten mit nilotischer Beimischung“ (Peters) gehalten,  
 hat kürzlich der leider zu früh verstorbene Merker in einer außer-  
 ordentlich wertvollen Studie über „die Masai“ den Beweis zu  
 erbringen versucht, daß wir es in diesem gefürchteten Räuber-  
 volk mit reinen Semiten zu tun haben. Anthropologisch hat  
 den Semitentypus\*) der Masai bereits Luschan betont; für die  
 Sprache als semitische haben jetzt Deeg und Hommel den Nach-  
 weis geführt. Die Masai (Abb. 3) sind von großer schlanker  
 Statu r, muskulös und „elegant elastisch“. Arme und nament-  
 lich Beine sind lang, Hände und Füße aber klein. Der Kopf ist  
 hoch und schmal, die Stirn ist gut gewölbt, die schmale Nase  
 gestreckt oder leicht gewölbt; die Lippen sind voll, aber nicht  
 wie beim Bantyneger gewulstet. Die Augen erscheinen bisweilen  
 mandelförmig. Das Haar kräuselt sich erst, wenn es 1—3 cm

\*) Es sei hier ausdrücklich betont, daß der sogenannte „jüdische Typus“  
 wenig mit dem reinsemitischen übereinstimmt, vielmehr aus der starken  
 Beimischung von Hethiterblut hervorgegangen ist. Vergl. zu Merkers  
 Hypothese auch die Studie von Kaiser: „Rassenbiologische Betrachtungen  
 über das Masai Volk“ (im Archiv für Rassenbiologie. 3. Jahrgang,  
 Heft 2).

lang ist. Die Hautfarbe variiert zwischen hellem Schokoladenbraun und tiefem Dunkelbraun. — Tatuierung als Stammesabzeichen kennt man nicht, wohl aber Schmucktatuierung und Bemalung. Krieger bemalen sich, wenn sie einen Feind getötet haben, bei den nachfolgenden Tanzfesten. — Die Kleidung des Mannes ist eine Art von Mantel, aus Kalbsfellen zusammengenäht. Dazu kommt ein am Schwertgurt befestigtes, dreieckiges Sackleber. Die Kleidung des Weibes besteht in zwei großen Schurzen aus zusammengenähten Ziegenhäuten, von denen der eine, mit Perlen bestickt, mittels eines Gürtels um die Hüften befestigt, der andre auf der rechten Schulter geknüpft wird. Die Füße schützen Sandalen. — Reichhaltiger ist der Schmuck. Die Krieger tragen mit Vorliebe einen mit Straußensehern umsteckten Gesichtsrhahmen; seltner sind die spitzen, fußhohen, an die Helme aus der Zeit Friedrichs des Großen erinnernden Kriegsmützen aus Fell oder der Mähne des Löwen. Die Ohrläppchen werden durchbohrt, künstlich gedehnt und meist mit Röhren aus dünnem Eisen- und Kupferdraht geschmückt. Verheiratete Frauen und Greise tragen statt dessen große Doppelspiralen aus dickem Messingdraht, die vom Scheitel aus durch einen Lederriemen noch besonders gehalten werden. Dazu schmückt man Hals, Arme und Beine gleichfalls mit solchen Spiralingen. Der Schmuck wiegt nicht selten bis zu 20 Pfund. Dem Haarschmuck wird besonders von den Kriegern große Sorgfalt zuteil. Sie tragen das Haar meist zu kleinen Zöpfen verflochten. Die Weiber pflegen den Schädel glatt zu rasieren. — Der Grundriß der Hütten ist eigenartig spiralig-oval. Das Gerüst besteht aus Flechtwerk, ist etwa  $1\frac{1}{2}$  hoch und wird mit Gras und Rindermist, seltner mit Häuten gedeckt. Die Hütte zeigt mehrere getrennte Räume, von denen einige zur Aufnahme von Jungvieh bestimmt sind. — Zwanzig bis fünfzig derartiger Hütten sind, eng aneinander gebaut, zu einem kreisrunden Krall vereinigt. — Das Hausgerät ist dürftig. Man schläft auf einem Felle. Hölzerne und tönernerne Gefäße, Kürbisflaschen, hölzerne Löffel, eine Art und ein paar Messer sind der ganze Hausrat. — Ackerbau wird nur wenig getrieben. Die Masai sind in erster Reihe Viehzüchter. Freilich haben Seuchen ihre Herden jetzt arg dezimiert. Vornehmlich züchtet man Rinder, Esel, Ziegen und Schafe. Die Milch wird frisch und sauer oder mit Blut gemischt genossen. Fleisch ißt man nur von Kleinvieh oder ver-



Abb. 3. Masaikrieger (Meruberg). Nach Originalaufnahme von Hauptmann Seue.

enbeten Kindern. Niemals wird Milch und Fleisch an einem Tage zusammen genossen. — Vielweiberei ist allgemein üblich, und die Zahl der Frauen des einzelnen beträgt fünf bis sechs. Jede Frau bewohnt eine besondere Hütte. Die Frau wird für Vieh gekauft. Zur Brautgabe gehören ferner fünf Töpfe Honig zur Metbereitung. Die ehelichen Beziehungen nennt Merker recht lockere. — Die politischen Verhältnisse sind sehr komplizierte. Die Krieger eines jeden Bezirks haben ihr Oberhaupt, den Sprecher. Alle Masai eines ganzen Distriktes haben einen besondern Häuptling, der gewählt wird. — Die Kriegsmacht der Masai ist nach Altersklassen organisiert. Die vornehmste Waffe des überaus kriegstüchtigen Volkes ist der große, fast 2 m lange Speer, der sich aus drei Teilen zusammensetzt: dem etwa 80—85 cm langen, schmalen, in der Mitte gekanteten Blatt, dem kurzen Holzschaft und dem meterlangen, eisernen Speerschuh. Daneben führt man ein halbmeterlanges Schwert

(vergl. Abb. 3). Der Schild, etwa 1 m hoch und halb so breit, aus Büffel- oder Giraffenhaut hergestellt, trägt auf der Vorderseite ein buntes Schildwappen, gleichsam als Regiments- und Rangabzeichen, auf der Innenseite oft das Geschlechtswappen. Selten sind Keule, sowie Pfeil und Bogen. Die Masai schmieden die Waffen nicht selbst, sondern lassen sie von den „unreinen“ Schmieden (el kiboron, el konono) oder den umwohnenden Negern (z. B. Dschagga) schmieden. Die Kriegszüge werden sorgfältig vorherberaten. Auch die Masai überfallen den Feind bei Tagesgrauen; sie greifen gewöhnlich in mehreren Abteilungen an. Die Beute besteht vornehmlich in Vieh. — Die Religion der Masai ist nach Merker ein ausgesprochener Monotheismus. Sie besitzen in ihren alten religiösen Traditionen den ganzen Schatz der ältern biblischen Erzählungen und zwar in einer ursprünglicheren Form als die heutige Bibel, mit mehrfachen Anklängen an den babylonischen Mythos bzw. die chaldäischen Urgeschichten. Hier sei nur hervorgehoben, daß sie Musana (Moses) kennen, der die sieben-tägige Woche mit der religiös-moralischen Belehrung am letzten Tage, dem Esubat (Sabbat) 'n olon, d. h. dem guten Tage, einführte. Sie kennen ferner „zehn Dinge“, die ein Engel den Ältesten der Masai auf dem Berge Gottes einst sagte, und die teilweise den biblischen zehn Geboten überraschend gleichen. Es ist hier nicht der Ort, auf die erstaunliche Übereinstimmung der Masaitradition mit der Bibel näher einzugehen, wir müssen auf die Merkersche Studie selbst verweisen, die freilich nicht ohne Widerspruch geblieben ist.

Unter den Bantuvölkern des zentralen Deutsch-Ostafrika ist das von Stanley als „coming race“ bezeichnete der Wanjamwesi (d. h. Kinder des Mondes) das bei weitem größte und bedeutendste. Sie sind ein intelligentes Handelsvolk und gleichzeitig ein ackerbautreibendes im „klassischen Sinne“ (Peters). In seinem Äußern (Abb. 4) ein echter Bantuneger, hat der Munjamwesi durch die langjährige Berührung mit den arabischen Händlern schon viel von seiner Eigenart eingebüßt. Fast der dritte Teil aller Männer geht (nach Stuhlmann) Jahr für Jahr nach Bestellung der Felder als Händler (Elfenbein) oder Träger zur Küste. — Der Ackerbau wird mit größter Sorgfalt betrieben. Gebaut wird namentlich Sorghum, Mais, der als Mehlbrei genossen wird, eine Reihe von Hülsenfrüchten, die Erdnuß (Ara-

chis hypogaea), aus der durch Pressen ein wertvolles Tafelöl gewonnen wird, Bataten, die von Heuschrecken verschont bleiben, Gartenfrüchte, Hanf, den man neben Tabak leidenschaftlich raucht, und Baumwolle. Als Obst baut man vor allem Bananen.

Die Wanjamwesi roden und jäten die Ländereien auf sorgfältigste; die Furchen für den Samen werden hier  $\frac{1}{2}$ —1 m tief gezogen. An der Bestellung des Feldes nehmen auch die Männer und Kinder teil. Letztere haben namentlich



Abb. 4. Wanjamwesi mit Musikbogen.

die Aufgabe, von hohen Gestellen aus, die später die bis zu 4 m hohen Sorghumhalme überragen müssen, allerlei Eindringlinge (Vögel und Affen) durch Geschrei, Steinwürfe usw. zu verschrecken. Die Maiskolben bewahrt man in großen, aus der Rinde des Rhombobaumes gefertigten, zylindrischen Schachteln auf. Aus dem Sorghum bereitet man vornehmlich die „Pombe“. Das Brauen dieses Bieres gehört hier zu den täglichen Beschäftigungen der Frauen. Man läßt die Hirse vorher in Malz übergehen, wie bei uns die Gerste. Hierauf wird ge-

wöhnlich mitten im Dorfe eine Gasse von Brennholz gebaut, dazwischen Gefäße mit Malz und Wasser gesetzt, das Holz angezündet und das Bier gefotten. Nach 3—10 Tagen ist die Gärung vollzogen. Die Bombe besitzt das Aussehen unsrer „Maische“, ist oft sehr stark, schmeckt süßlich und ist sehr nahrhaft. — An Haustieren züchtet man in Unjamwesi Rinder, Ziegen, Schafe und Esel. — Dort, wo Viehzucht überwiegt, haben die Wohnungen die Form der Tembe, die einen bessern Schutz gegen Überfälle bietet als die sonst übliche runde Hütte mit kegelförmigem Dache. Oft findet man beide Formen nebeneinander zum Dorfe vereinigt. — Von Gewerben ist neben der Töpferei, der Flecht- und Holzbearbeitungskunst die Schmiedekunst in erster Linie zu nennen. Eisen wird namentlich in den Bergen von Missalala gewonnen. Das Gerät des Schmiedes ist sehr primitiv; gleichwohl werden seine Erzeugnisse (Haden, Lanzens- und Pfeilspitzen, Messer usw.) bis zur Küste hin verhandelt und bilden einen bedeutenden Handelsartikel für die Wanjamwesi. — In der Landschaft Unjanjembe liegt der wichtigste Karawanen-Knotenpunkt des ganzen Innern, ausgedehnte Ansiedelungen arabischer Kaufleute und Eingeborner, und dieses bald durch die Eisenbahn mit Darressalam verbundene Tabora (mit rund 37000 Einwohnern und so der bevölkerteste Ort der Kolonie) bildet einen wichtigen Stapelplatz von Ein- und Ausfuhrartikeln. Leider sind die Wanjamwesi auch als Sklavenräuber gelehrige Schüler der Araber gewesen. — Die Wanjamwesi und die ihnen verwandten Nachbarvölker bilden unter der Leitung von einzelnen „Fürsten“ (Mtemi), denen Unterhauptslinge aus dem erblichen Adel des Landes unterstehen, zahlreiche, oft tyrannisch regierte Staaten. — Das Familienleben scheint ein recht inniges zu sein. Sprichwörtlich ist die Höflichkeit der Wanjamwesi, und namentlich ihre Heiterkeit, die sich bei jeder Gelegenheit in Musik und Tanz kundgibt. Auf dem Marsche, die 30—40 kg schwere Last auf dem Rücken, unter den Glutstrahlen der Sonne, trotz Hunger, Durst und anderer Mühsal, bei der Feldarbeit, am Abend: immer wird gesungen. Merkwürdigerweise gelten in Unjamwesi die Blinden als die besten Musikanten und Chorführer. Als Probe der musikalischen Begabung der Neger dieser zentralafrikanischen Gebiete sei hier ein „Arbeitslied“ aus Karema nach P. Avon mitgeteilt. Der Text heißt zu deutsch: „O, Hütte, wie zierlich du bist, fast

durchsichtig ist sie, meine Freundinnen.“ Es handelt sich hier um ein Opferhaus, das der Gemahlin des Donnergottes Katawi, des Senders der Mäuse- und Heuschreckenplage, geweiht wurde.

*Andante.*

Ka-sum-ba Ka-ma-le-le ni Ka-ma-lan-ga-la-

e —, Ka-sum-ba Ka-ma-le-le ni Ka-ma-

lan-ga-la-e — Ka-sum-ba Ka-ma-le-le ni

Ka-ma-lan-ga-la ba-si-a-ne. —

Als Musikinstrument finden wir hier u. a. den Musikbogen, (vgl. Abb. 4) einen mit einer Basssaite bespannten Bogen, der als Resonator einen hohlen Kürbis oder eine Kokosnußschale trägt.

In aller Kürze sei schließlich noch der im Zwischenseengebiet ansässigen, hamitischen Wahuma gedacht, die eine den Bantu in Ruanda, Urundi und Uha aufgelagerte, starke Herrenschicht bilden. Sie gehören zu den längsten Menschen der Erde. Körpergrößen von 1,80—2,20 m sind keine Seltenheiten. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg nennt ihre Gestalt „geradezu ideal“. „Während die Schultern meist kräftig gebaut sind, zeigt die Taille oft eine fast beängstigende Dünne. Die Hände sind vornehm und überaus fein. Besonders charakteristisch ist der Kopf mit seiner hohen Stirn, dem Schwung der Nase und dem edlen Oval des Gesichts.“ Ihre Hautfarbe ist ein helles bis bronzedunkles Braun. An der Spitze der einzelnen, durch besondere Toteme (meist ein Tier oder eine Pflanze) unterschiedenen Familienverbände, denen Grund und Boden gehört, steht ein Unterhäuptling, der als Distriktsverwalter dem allmächtigen „Mami“ (Herrscher) tributpflichtig ist. Die Wahuma beschäftigen sich fast ausschließlich mit Viehzucht.

Die wirtschaftliche Erschließung Deutsch-Ostafrikas ist in erfreulicher Entwicklung begriffen. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur. Das Schutzgebiet ist in 22 Bezirke eingeteilt, von denen 16 — Wilhelmstal, Tanga, Pangani, Bagamojo, Morogoro, Daresalam, Rufiji, Kilwa, Lindi, Songea, Langenburg, Ujjudji, Mpapua, Moschi, Muansa und Tabora — als Bezirksämter unter Zivilverwaltung stehen, 3 Militärstationen sind, nämlich Kilimatinde, Fringa und Mahenge, die letzten 3 als Residenturen (Bukoba, Ruanda, Urundi) angegliedert sind, in denen ein deutscher Resident mit einer kleinen Polizeitruppe dem eingeborenen Herrscher attachiert ist. Die Schutztruppe, die aus 14 Kompagnien und einer Maschinengewehrabteilung gebildet ist, hatte 1911 eine Etatsstärke von 2532 Farbigen („Askari“) und 270 Deutschen; die seit dem Jahre 1906 von ihr abgetrennte Polizeitruppe zählte 1911: 1720 Farbige und 54 Deutsche. Der Sitz der Regierung ist Daresalam (d. h. Hafen des Friedens), heut eine Stadt von 24000 Einwohnern mit lebhaftem Handels- und Schiffsverkehrsverkehr. Längs des Hafens und Strandes zieht sich das Europäerviertel hin: die zahlreichen Regierungsgebäude, die Gebäude der Missionen, der Handelsgesellschaften, Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Hotels, eine prächtige Strandpromenade, der stattliche Bahnhof, Garten- und Parkanlagen geben Daresalam ein durchaus europäisches Ansehen im Gegensatz zu allen andern Küstenstädten, in denen die Bauten des farbigen Elements vorherrschen. Die Stadt hat elektrische Beleuchtung, Wasserleitung und vortreffliche hygienische Einrichtungen. In Daresalam erscheinen auch bereits vier deutsche Zeitungen. — Regierungsschulen (für Eingeborene), die sich eines guten Besuches erfreuen und teilweise mit Handwerkerschulen verbunden sind, befinden sich in Daresalam, Bagamojo, Tanga, Pangani, Kilwa, Schole und Lindi. Im Innern sind mehrfach bereits Eingeborene als Lehrer tätig. Unterrichtsanstalten für die Kinder der Ansiedler gibt es fünf im Schutzgebiete. Eine gut besuchte landwirtschaftliche Unterrichtsanstalt (Baumwollschule) unterhält das „Kolonial-Wirtschaftliche Komitee“ in Mpanganja. — Seit 1897 wird von den Eingeborenen eine geringfügige „Häuser- und Hüttensteuer“ sowie eine Gewerbesteuer erhoben, die 1910/11 3 637 000 Mk., bzw. 58 000 Mk. erbrachten. — Überaus rege ist die Tätigkeit der Missionen in Deutsch-Ostafrika. Sie unter-

halten durch die ganze Kolonie zerstreut Schulen, Krankenhäuser, Kirchen uſſ. Zu nennen ſind an evangelischen Missionen: Berliner Miſſionsgeſellſchaft, Evangelische Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika, Brüdergemeinde (Evangelische Brüder-Uni-  
tät), Evangelisch-lutheriſche Miſſion zu Leipzig, Evangelischer Afrika-Berein, Universities Miſſion to Central Africa, Church Miſſionary Society; an katholiſchen: Kongregation der Väter vom hl. Geiſt, St. Benediktus-Miſſionsgenoſſenſchaft und die Miſſionsgeſellſchaft der Weißen Väter. In wiſſenſchaftlicher Hin-  
ſicht haben alle dieſe Miſſionen beſondere Verdienſte um die Er-  
forſchung der Sprachen der Eingeborenen. — An Poſtanſtal-  
ten zählt das Schutzgebiet heut 42, davon haben 27 Telegra-  
phen-, 11 örtlichen Telephonverkehr. Die Küſte iſt mit Zanzi-  
bar durch ein Unterſeeſkabel verbunden. Zwiſchen Muansa und  
Bukoba (am Victoria-See) beſteht eine funkentelegraphiſche Ver-  
bindung. — Eine Reihe guter Straßen, die meiſt von der Küſte  
nach dem Innern gehen, weiſen Kaſthäuser, Brunnen, Proviant-  
magazine uſſ. auf. Den Verkehr auf ihnen vermitteln Träger, von  
denen z. B. das Gouvernement zu Daresſalam ſich einen Stamm  
von rund 3000 zuverlässigen Mann hält. Den Verkehr an der  
Küſte ſowie auf den drei großen Seen vermitteln Regierungs- und  
Privatdampfer. — Von größter Bedeutung für die Hebung jeg-  
lichen Verkehrs wird die Eisenbahn werden. Zwei Bahnlinien,  
die die Küſte mit dem Innern verbinden, ſind im Bau. Die nörd-  
liche, die Uſambarabahn, bei Tanga beginnend und biſher bis  
Makania (219 km) im Betriebe, ſoll weiterhin zum Victoria-  
See gehen; der Weiterbau bis Aruſcha iſt bereits genehmigt.  
Eine kleine Seitenlinie, die Sigibahn, führt nach Oſt-Uſambara,  
eine zweite, die Schume-Drahtſeilbahn (9 km) nach Weſt-Uſam-  
bara. Die Zentralbahn, von Daresſalam—Tura (509 km) im  
Betriebe, ſoll (mit einer geplanten Abzweigung von Kilofſa nach  
Tringa) über Tabora — eine nördliche Abzweigung iſt nach Mu-  
ansa am Victoria-See geplant — nach Abjidji am Tanganjika-  
See fortgeführt werden. Dieſe Zentralbahn, die zunächſt zweifel-  
los wichtigſte, iſt als „eigentliche Erſchließungsbahn für die wirt-  
ſchaftlich wertvollſten und entwicklungsfähigſten Bezirke im In-  
nern der Kolonie“ gedacht. Geplant iſt ferner eine wirtſchaftlich  
höchſt bedeutungsvolle „Südbahn“, die von Kilwa-Kiwindiſche  
nach Wiedhafen am Njaſſa-See geführt werden ſoll. — Die Ver-  
bindung mit dem Mutterlande halten die Dampfer der

Deutsch-Ostafrikalinie (dreiwöchentlich), sowie eine englische und französische Gesellschaft (monatlich) aufrecht. Die Beförderungsdauer von Briefen (4 bis 5 mal monatlich) beträgt 20—24 Tage (Berlin—Daresjalam). — Eine Reihe bedeutender geschäftlicher Unternehmungen (namentlich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit einem Kapital von 6 721 000 Mk.) unterhalten im Innern und an den Hauptplätzen der Küste Faktoreien. — Die *Ausfuhr*\*) (ein Teil davon geht über die Binnengrenze zur englischen Ugandabahn) betrug (ohne die von barem Gelde) i. J. 1910: 20 780 000 Mk. Ausgeführt wurden namentlich Kautschuk, Sisalhanf, Häute, Kopra, Kaffee, Gold, Rohbaumwolle, Elfenbein, Wachs, Erdnüsse usf. Die *Einfuhr* betrug (ohne die von barem Gelde) 1910: 36 340 000 Mk. Eingeführt wurden namentlich Textil- und Filzwaren, Erzeugnisse des Landbaus und der Forstwirtschaft, Metalle und Metallwaren usf.

## Togo.

Fast um die gleiche Zeit, da uns in Liberia-land, „Deutsch-Südwestafrika“ die erste deutsche Kolonie entstand, gelang es Deutschland, seinen überseeischen Besitz noch durch zwei andre Schutzgebiete in Westafrika bedeutend zu erweitern: durch Togo und Kamerun, beide an jenen doch so unwirtlichen Küsten von Guinea gelegen, die seit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen im 15. Jahrhundert ob der gefundenen und vermeinten Schätze, ob ihres Goldes, Elfenbeins und schwarzen Menschenfleisches, der Gegenstand maßloser Träumereien gewesen sind.

Die Kunde der Erwerbung Togos kam ziemlich überraschend. Nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten war von den Verhältnissen, die zur Besitzergreifung führten, näher unterrichtet. Schon im Jahre 1880 hatten in diesem Gebiete der sogenannten „Sklavenküste“ Hamburger und Bremer Handelshäuser die ersten Niederlassungen gegründet. Belästigungen durch die englischen Zollbehörden an der Goldküste waren der Antrieb zur Verlegung der Faktoreien gewesen. Natürlich zog solche Übersiedlung der Deutschen in ein unabhängiges Gebiet einen bedeutenden Ausfall an Einnahmen der englischen Kolonialbehörden

\*) S. a. Tabelle II am Schluß des Werkes.

nach sich, Einnahmen, die nunmehr bis zu gewisser Höhe den Eingebornen des neuen Siedlungsgebietes zuflossen: die Interessen der Deutschen und der Eingebornen gingen hier also hinfort Hand in Hand. Das war aber durchaus nicht nach dem Sinne der Engländer, die alsbald ihre Machtsphäre weiter nach Osten hin auszudehnen versuchten. Sie hezten die Eingebornen auf, es kam zu fortwährenden Reibereien, und so wandten sich schließlich die deutschen Kaufleute an die deutsche Regierung. Ihr Gesuch hatte Erfolg: die Regierung entsandte ein Kriegsschiff und beschloß zugleich die kommissarische Vertretung an dieser westafrikanischen Küste.

In der Zwischenzeit hatten sich hier aber die Verhältnisse mehr und mehr zugespitzt. Im Siedlungsgebiet der deutschen Faktoreien herrschte damals nominell der Oberhäuptling von Gridji, der mit der Vertretung seiner Interessen drei Unterhäuptlinge betraut hatte: Lawson, Pedro Quadjó und Quadjowi, mit welchem letzterem im besondern die deutschen Kaufleute ihre Verträge geschlossen hatten. In Wahrheit war jener Oberhäuptling aber schon geraume Zeit tot, und seine Verwandten führten unter dem Symbol seines Häuptlingsstabes („Szepter“) für einen minorennen Sohn die Regierung fort. Da starb Lawson, und sein Nachfolger ward ein den Engländern ergebener Namensvetter, William Lawson. Dieser William versuchte alsbald die Oberherrschaft an sich zu reißen, und als das mißlang, verstand er es dennoch mit Hilfe der Engländer durchzusetzen, daß ein Verwandter von ihm an Stelle des minorennen Häuptlingssohnes zum Regenten, er selbst aber zu dessen Minister ernannt wurde. In dieser Stellung beanspruchte er alle Abgaben für sich; die andern Häuptlinge widersetzten sich dem, und schon stand in den nun ausbrechenden Kriegswirren das Leben der Deutschen auf dem Spiele, da erschien das langersehnte Kriegsschiff, S. M. S. „Sophie“, auf der Reede von Klein-Popó\*). Während nun Quadjowi, Quadjó und ein Vertreter des minorennen Oberhäuptlings von Gridji die mit den deutschen Kaufleuten geschlossenen Verträge für bindend erklärten, intrigierten, kaum daß die „Sophie“ abgedampft, die Anhänger Lawsons von neuem: erneute Kämpfe, und schließlich nahm das zurückgekehrte Kriegs-

1) Klein-Popó (popo, portugiesisch=Volk) ist auf Antrag der Missionen am 1. Januar 1905 in Anecho umgetauft worden. Wir behalten in der historischen Schilderung auch den historischen Namen bei.

schiff die Haupträdelshörer als Geiseln an Bord und überführte sie nach Deutschland; Lawson selbst mußte leider als englischer Untertan auf Veranlassung des Gouverneurs von Lagos wieder freigegeben werden. Gleichzeitig richteten die deutschfreundlichen Häuptlinge an den deutschen Kaiser ein Gesuch, in dem sie auf die Einmischung der englischen Regierung in ihre persönlichen Angelegenheiten hinwiesen, den Schutz des Deutschen Reiches anriefen und um schnelle Maßnahmen baten.

In Klein-Popo gestaltete sich bald nach der Abfahrt der „Sophie“ die Lage der Deutschen von neuem sehr bedrohlich. Ein englischer Kolonialbeamter war der Sendbote der Erwerbungsgehrüste der Engländer. Es gelang ihm leicht, hüben wie drüben geschickt intrigierend, den Funken des Aufruhrs zu neuer Flamme zu entfachen, und als die Geiseln an Bord des Kanonenbootes „Möwe“, auf dem sich auch Dr. Gustav Nachtigal, der neuernannte Regierungskommissar, befand, am 2. Juli 1884 nach Klein-Popo zurückkehrten, fand man die Partei Lawsons wieder am Ruder. Lawson weigerte sich abermals, die frühern Verträge anzuerkennen, und so fuhr das Kriegsschiff zunächst die Küste weiter entlang, hielt am 5. Juli in Bagidá, am 6. Juli in Lome die deutsche Flagge, woselbst Nachtigal mit dem Oberhäuptling von Togo einen Vertrag abschloß, und kehrte schließlich nach Klein-Popo zurück. Das energische Vorgehen des deutschen Kriegsschiffes verfehlte seine Wirkung auf die Eingebornen nicht. Lawson versicherte, hinfort die deutschen Interessen schützen zu wollen; die Geiseln, die nicht genug Deutschlands Größe und Macht rühmen konnten, wurden freigegeben, der Wunsch der Häuptlinge jedoch, auch Klein-Popo unter deutschen Schutz zu stellen, ließ sich fürs erste nicht erfüllen; man mußte hier mit etwaigen französischen Besitzansprüchen rechnen. Klein-Popo wurde ebenso wie Porto Seguro erst im Juli bzw. September 1885 nach langwierigen diplomatischen Verhandlungen mit den Franzosen deutsch. Durch weitere Verträge mit Frankreich (Juli 1897) und England (1899 und 1904) sind heute die Grenzen der Kolonie Togo bis auf unbedeutende Einzelheiten endgültig festgelegt.

Am Golf von Guinea, zwischen 1° 14' und 1° 38,5' östl. v. Gr. gelegen, zeigt das Küstengebiet von Togo eine Ausdehnung von etwa 52 km. Ungefähr in der Höhe des 6.° nördl. Br. beginnend, dehnt sich die Kolonie bis zum 11.° nördl. Br.

mit einem Flächeninhalt von rund 87200 qkm (Bayern = 76000 qkm). Im Osten und Norden grenzt französischer Besitz — Dohome —, im Westen englischer — Gold Coast Colony — an unsre Kolonie, deren natürliche Grenzen etwa durch das Flußsystem des Monu im Osten und des Volta im Westen gegeben sind. Im einzelnen verläuft die vereinbarte Grenze gegen Dohome, etwa bei Grand-Popo beginnend, längs des Monu bis zum 7.<sup>o</sup> nördl. Br., folgt ein kurzes Stück diesem Breitengrade, steigt dann ziemlich senkrecht bis etwas über 9<sup>o</sup> n. B. auf und endet in mehrfachen Buchtungen und stumpfem Winkel nach Westen zu am 11.<sup>o</sup> n. Br. Die mit England vereinbarte Grenze beginnt bei Lome, läuft in mehrfachen Knickungen zum Volta, den Volta entlang bis zur Mündung des Kulukpene (Daka), folgt diesem Flusse bis etwa 9<sup>o</sup> 20' n. Br., läuft von hier an, leicht westlich abbiegend und mehrfach ausbuchtend, dem Meridian etwa parallel und endet mit spitzem, nach Westen vorschiebenden Winkel bei 11<sup>o</sup> 10' n. Br. und 0<sup>o</sup> 9' w. L.

Die Küstengliederung ist überaus gering, natürliche Häfen besitzt Togo nicht; eine 355 m lange Landungsbrücke in Lome ermöglicht jetzt gefahrlose Landung (s. a. S. 47). Einen großen Teil des Jahres herrscht die gefürchtete „Kalema“, jenes nun durch die Fernwirkung der Stürme erklärte Brandungsphänomen, für Togo besonders vom Mai bis September gefährlich.

Das sandfarbene alluviale Vorland zeigt ein wechselndes Lagunensystem, das sich im Osten zum Wosee (etwa 30 qkm), im Westen zum Togosee (etwa 100 qkm) bedeutfam erweitert.



Togo. (Maßstab 1:7 500 000).

Dann folgt, scharf gegen den Lagunenwall abgesetzt, eine Zone stark lehmhaltigen Bodens, tiefroter Laterit und grauer Ton, stellenweise von dicker Humusschicht bedeckt und hier mit Gras, Buschwerk und nun auch jungen Palmentwäldern bestanden. Etwa 70—120 km breit, erreicht das wellige Plateau, terrassenförmig aufsteigend, allmählich eine Höhe von 200—400 m und wird von dem steil aufragenden Togo-Gebirge beschloffen. Dieses besteht aus einem zentralen Hauptgebirge, dem zu beiden Seiten Inselbergzüge vorgelagert sind, und durchsetzt die Kolonie vornehmlich in südwestlich-nordöstlichem Zuge, ein gut bewaldetes, durchschnittlich 600—700 m hohes Mittelgebirge. Für den zentralen Bergzug ist die Benennung Fetisch-, für den westlich vorgelagerten Inselbergstrich Buëm-, für die östliche Inselbergkette Agu-Gebirge vorgeschlagen worden. Das Agugebirge, aus einzelnen Bergen und längeren Ketten bestehend, die oft unvermittelt und steil aus der Ebene aufragen, erreicht im Aguberge (Baumannspitze) die Höhe von 1020 m. Das Fetischgebirge ist ein geschlossener Gebirgszug, dessen Seiten steil und scharf begrenzt abstürzen, im Innern weist es aber Plateauform auf (Akposso- und Fasaüplateau); es erreicht im Anfangsteile in der Moltke Spitze (südlich von Misahöhe) 870 m, im Atilakuse des Akpossoplateaus 990 m Höhe. Das Buëmgebirge wird aus mehreren Reihen von Inselbergen und Massiven gebildet, die bis 800 m Höhe erreichen. In steilem Hange dachen sich dann die Gebirgsmassen im Norden zu dem allmählich sich senkenden Hochplateau (250—500 m) des Innern ab, dem mehrfach hier und da noch bedeutendere Erhebungen (so das Sudu-Datogebirge 910 m) aufgelagert sind. Eisenerze sind bei Vanjeli — „es handelt sich hier um eine ganz kolossale Masse von durchschnittlich über 50 prozentigem Erz“ — und in Buëm gefunden worden. Bei Tokpli im Bezirk Anecho ist ein bedeutendes Kalklager, das vom Fiskus bereits ausgebeutet wird. Nickelhaltiger Chromeisenstein ist am Djetihügel südlich von Atakpame gefunden worden; die Ausbeutung hat sich der Fiskus gesichert. Auch Gold (freilich kaum abbauwürdig) hat man mehrfach gefunden.

Das zentrale Bergland ist das Quellgebiet fast sämtlicher Flüsse der Kolonie, von denen der Hahó, Schio, Tódschié und vor allem Monu und Volta die bedeutendsten sind. Haho und Schio münden in den Togossee, der Volta und Tódschié erreichen die Küste auf englischem Gebiete. Der Volta, dessen bedeutendste

Nebenflüsse Oti und Kulukpene sind, ist nur eine kurze Strecke auf deutschem Gebiete schiffbar, dagegen bildet der Monu (von Togodó an, etwa 150 km) eine schätzbare Wasserstraße. Fast alle diese Flüsse sind in ihrem Mittellaufe durch Stromschnellen unterbrochen.

Das Klima Togos ist tropisch. An der Küste beträgt die Temperatur im Jahresmittel  $26,5^{\circ}$ , im Berglande (Station Misahöhe)  $23,7^{\circ}$  C. Februar und März sind die heißesten Monate, der August ist der kühlfte. Die große Regenzeit fällt in die Monate April bis Juli, die kleine währt von September bis Ende November, bleibt aber bisweilen („Dürrjahre“) aus; beide werden durch heftige Gewitter und Wirbelstürme („Tornados“) eingeleitet und beschloffen. Nur in der Küstenzone sind Regen- und Trockenperioden scharf voneinander geschieden; im Gebirge sind auch während der Trockenzeit Gewitterregen häufig. Das Hochplateau des Innern, der sogenannte „deutsche Sudan“, kennt nur eine von Juli bis Oktober dauernde Regenzeit. Die Niederschlagshöhe beträgt an der Küste etwa 700 mm — die deutsche Tiefebene hat ein Jahresmittel von rund 500 mm —, im Binnenlande aber etwa 1300 mm im Jahresdurchschnitt. Starke nächtliche Taubildung gleicht den Regenmangel im Küstengebiete bis zu gewissem Grade aus. Während des (tropischen) Sommers herrschen feuchte, südliche und südwestliche Monsune, im Winter trockne, nördliche und nordöstliche Winde, von denen besonders der mit gelblichem Wüstenfande geschwängerte „Härmattan“ gefürchtet ist.

Die gesundheitlichen Verhältnisse Togos sind zumal im Küstengebiete keine besonders günstigen. Malaria, Schwarzwasserfieber, Dysenterie und Hautkrankheiten mancherlei Art, wie der sogenannte „Ringwurm“ und „rote Hund“, sind nicht selten und befallen den Eingebornen wie den Europäer. Bei den Eingebornen tritt häufig auch der „Guineawurm“ (eine durch *Filaria medinensis* erzeugte Unterhauterkrankung), die Elefantiasis (eine mit starker Verdickung der Haut einhergehende, gleichfalls durch eine Fadenturmart erzeugte Erkrankung des Lymphgefäßsystems namentlich der untern Körperhälfte) und in den feuchten Gebirgstälern der Kropf auf. Endemisch scheint im Hinterlande von Togo leider auch die gefürchtete Schlafkrankheit (s. S. 9) und die Genickstarre zu sein, die unter den Eingebornen viele Opfer fordern.

Die Pockenepidemien unter den Schwarzen sind dank der regelmäßigen Impfung stark im Rückgange begriffen. In Aneho und Lome bestehen Krankenhäuser, an mehreren Orten Lepraheime. Die Schlafkranken sind zum Teil in einem isolierten Lager bei Misahöhe untergebracht.

Die Vegetation Togos wird von der Ölpalme (*Elaeis*) beherrscht; in kleinern Waldinseln und ausgedehnten Wäldern bedeckt die unschätzbare Palme die Küstenebene bis zum Fuß des Gebirges und das Hochplateau des Innern. Die Savanne hinter dem öden Sandstreifen der Vorküste trägt bis 3 m hohes Gras, dazwischen Affenbrotbäume und Palmengruppen; die Flußläufe darin sind mit Galeriewäldern besäumt. Die Hänge des zentralen Berglands schmückt üppigster Urwald: Kokos-, Raphia-, Delab- und Ölpalmen, Seidenwollbäume, Pandanus, Schi-(Schea)butterbäume, Bananen, Melonenbäume, Ebenholz, Mahagoni, dazwischen Kautschuklianen — die ganze Flora des Tropengebietes. Die Grassavannen des nördlichen Togo haben nur ganz geringen Baumwuchs. An der Küste ist die Kokospalme in etwa 200 000 gut gedeihenden, jungen Bäumen neuerdings angepflanzt worden. In den Wäldern des Volta und im Agomegebirge findet sich Kola. An Nutzpflanzen werden ferner von den Eingebornen, denen das System des Fruchtwechsels bekannt ist, seit langem angebaut: Taro, Maniok, Bataten, Erdnüsse, Durrha, Ananas, Hülsenfrüchte und vor allem Mais und Baumwolle, deren Volkskultur schon heute recht bedeutend ist. Von Pflanzenprodukten wies die Ausfuhr 1910 an erster Stelle auf: Ölpalmenprodukte (Palmkerne und Palmöl) mit 3 267 000 Mk., Kautschuk, der bisher ausschließlich von wildwachsenden Lianen gewonnen wird, mit 1 147 000 Mk. und Rohbaumwolle mit 456 000 Mk. In Nutjä befindet sich eine staatliche Ackerbauschule für die Eingebornen.

Die Tierwelt Togos ist recht mannigfaltig, besonders im Berglande und dem Hochplateau des Innern. Aus dem Reich der Säuger sind zu erwähnen: Affen (Meerkatzen, Paviane), Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakals, Servals, Tigerkatzen usw., diese Raubtiere fast nur im Berg- und Hinterlande häufiger, der Elefant in Abele und Buëm, Flußpferde besonders im Oti, Pinselohrschweine, zahlreiche Antilopenarten, Rotbüffel usw. Die Vogelwelt ist durch rund 300 Arten vertreten, von denen besonders Nashornvogel, Riesenturako, Bananenfresser, Grau-

papagei und Trappe erwähnt seien. Krokodile, viele Schlangenarten, Schildkröten, zahlreiche nutzbare Fischarten, Wanderameisen, Moskitoz, Sandflöhe mögen den Schluß der Aufzählung bilden. An Haustieren hält man vornehmlich Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, seltener Pferde, Rinder (diese beiden Arten besonders in Nordtogo) und Federvieh. In Seme und Palime bestehen Schlachthäuser mit Schlachtzwang und Trichinenschau. An tierischen Ausfuhrprodukten ist (im überhaupt ungünstigen Jahre) 1910 Elfenbein mit 33 000 Mk. zu verzeichnen.



Abb. 5. Ewe.

Die Bevölkerung Logos (etwa 1 Million Eingeborne) gehört zu den Sudännegern, die in mehreren, anthropologisch wie ethnologisch gesonderten Stämmen die Kolonie bewohnen. Den Süden erfüllen bis etwa zum 7° nördl. Br. die Ewé, ein den Dahomenegern nahe verwandter Stamm. (Abb. 5 u. 6.) Sie sind im allgemeinen gut proportioniert, von mittlerer Größe, schlank und leidlich muskulös. Die Hautfarbe variiert zwischen einem dunklen Braun und tiefen Schwarz. Der ausgeprägte Negertypus: gewulstete Lippen und flache Nase, der den Stämmen des Innern eigen ist, fehlt den meisten Küstenbewohnern, deren Gesichtsschnitt oft geradezu an südeuropäische Typen erinnert. Solche Bildung ist zweifellos auf jahrhundertelange Mischung mit europäischem, speziell portugiesischem Blute zurückzuführen, wie denn auch eine ganze Reihe von Familiennamen hier portugiesischen Ursprungs sind. Das wollige Haar scheren Männer wie Weiber gewöhnlich kurz. Der Bartwuchs ist spärlich, doch sieht man bisweilen Greise mit stattlichen, weißen Vollbärten. — Als Stammesabzeichen pflegen sich beide Geschlechter ein kleines Dreieck aus den oberen Schneidezähnen herauszufleilen;



Abb. 6. Marktplatz in Odomi (Wüstn).

die Weiber tragen überdies fast sämtlich eine Narbenstrichtatavierung auf Stirn und Wangen. — Die Kleidung besteht bei den Ewe des Innern lediglich in einem schmalen, manchmal mit Perlen oder Kokoschalenstückchen verzierten Len-

denschurz, zu dem als Festtagskleidung ein buntes, den ganzen Körper malerisch umhüllendes Umschlagetuch und ein turbanartig gewundenes Kopftuch kommt. Die Küstenneger tragen reichere, nicht selten europäische Kleidung. — Mehr Sorgfalt als der Kleidung wendet man dem Schmucke zu. Der ganze Körper wird nach dem Bade — man badet, wenn es möglich, mehrmals täglich — mit Fett oder Öl eingerieben, damit die Haut glänze, wohl auch aus gesundheitlichen Rücksichten. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen beide Geschlechter Ringe, Perlenschmuck, Zähne erlegter Raubtiere u. a. m. Um den Hals schlingt man Korallen- und Perlenketten; Arme, Waden und Finger schmücken Ringe aus Eisen, Elfenbein und Holz. Die Männer bedecken den Kopf mit geschmackvoll bunt geflochtenen „Akra“-Mützen. — Die Hütten der Ewe sind rechteckig, etwa 5 m lang und 2 m hoch, das Gerüst besteht aus Bambuspfählern, zur Füllung dient nicht selten der Lehm von Termitenhäusen. Das Giebeldach ist mit Gras oder Binsenrohr eingedeckt und läßt an den Giebelseiten der Luft freien Durchzug. Fenster fehlen, das Licht hat Einlaß durch die Türöffnung, die nachts mit einem Flechtwerk aus Palmblattrippen verstellt wird. Der Fußboden wird aus fest gestampftem Lehm gebildet. Bisweilen hat die Hütte einen Anstrich von hell-

gelber Erdfarbe, während Ranten und Türrahmen mit Ton rot gestrichen sind. Das Dach steht nicht selten über die Seitenwände, durch Stützen gehalten, eine Art Veranda bildend, beträchtlich hinaus, und in dieser Vorhalle, die gleich gut gegen Sonne wie Regen schützt, wird gewöhnlich auch gekocht. In der Regel ist die Hütte durch einen Knüppelholzzaun zu einem Gehöft abgeschlossen, in dem sich auch die primitiven, ungedachten Ställe für das Kleinvieh befinden. — Das Hausgerät besteht im wesentlichen in dem uns schon aus Ostafrika her bekannten Bettgestell, einem hölzernen Stampfkübel, Kürbiskalebassen, Tongeschirren, hölzernen Löffeln und ähnlichem primitiven Gerät. Gemeinsamer Besitz der Dorfschaft ist die in zwei einfachen Mahlsteinen bestehende Handmühle. — Die einzelnen Dörfer sind von recht verschiedener Größe. Der Dorfsanger ist gewöhnlich mit ein paar mächtigen, schattenspendenden Bäumen geziert, unter denen man den größten Teil des Tages arbeitend und plaudernd zubringt. — Im weiten Umkreise sind die Dörfer von Feldern umgeben, deren Kultur davon Zeugnis ablegt, wie fleißige Ackerbauer die Ewe sind. Daß die Viehzucht nicht auf der gleichen hohen Stufe steht, liegt in den natürlichen Verhältnissen, die umzugestalten, Aufgabe der Kultivierung (Schaffung von Weiden, Anlage von Brunnen) sein wird. Immerhin werden fast allenthalben Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Enten, in einzelnen dazu geeigneten Landschaften auch Rinder gehalten. Der Hund ist nicht nur Wächter und Hüter hier, sondern auch Schlachtthier. Zum Nahrungserwerb steuert ferner an der Küste die Fischerei — die getrockneten oder geräucherten Fische werden zu Markt gebracht —, im Binnenlande die Jagd bei. — Hoch entwickelt sind bei den Ewe die einzelnen Gewerbe. Hier ist in erster Reihe die uralte Schmiedekunst zu nennen. In jeder größern Dorfschaft ist ein Schmied anzutreffen, der geschickt Schwerter, Dolche und Messer verfertigt, Schlösser und Gewehre repariert u. s. w. Das Rohmaterial liefert Raseneisenerz; doch ist die Gewinnung so mühsam, daß die Schmiede (namentlich des Küstengebiets) es heute vorziehen, europäisches Eisen zu verarbeiten. Auch Edelmetall wissen die Schmiede zu Schmuckgegenständen zu gestalten. Erwähnt sei ferner die Töpferei, die noch heute ohne Drehscheibe geübt wird und gewöhnlich den Weibern obliegt: man verfertigt vor allem Geschirre, bisweilen von 30—40 Liter Inhalt, und Götzenbilder, reich verziert, doch

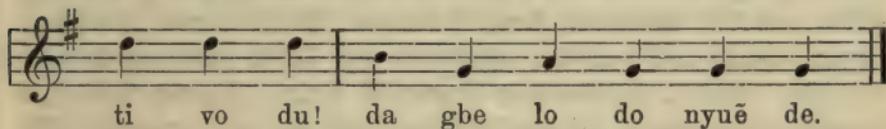
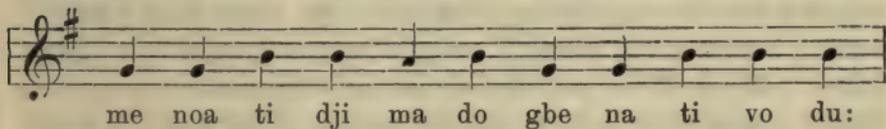
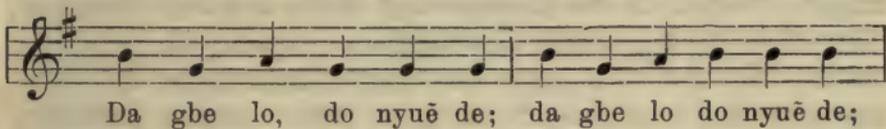
ohne Glasur; die Weberei, die in den Händen der Männer ruht, während die Weiber das Spinnen und geschmackvolle Färben der Garne besorgen: man webt vor allem Tücher, die aus 10—13 cm breiten Streifen zusammengenäht werden, dauerhafte Hängematten, beide auch von Europäern begehrt uff.; schließlich die Flecht- und Schnitzkunst: Taschen, Körbe, Teller, Regenhüte werden zierlich, oft bunt geflochten; die Haupterzeugnisse der Schnitzkunst sind reich ornamentierte Kämmе, Löffel, Kürbiskalebassen, denen schon während des Wachstums die gewünschte Form gegeben wird, durchbrochne Hauptlingsstühle, figurenreiche Szepter und endlich die gewöhnlich aus dem Holz des Seidenwollbaumes gefertigten Boote und Ruder. — Die Ehe des Küstengebietes sind meist auch geschickte Händler, sei es, daß sie den Handel als Haupterwerb, sei es, daß sie ihn nur nebenher betreiben — das tun auch nicht selten die Frauen, die auf diese Weise ihre persönlichen Bedürfnisse bestreiten. Häufig unternehmen sie sogar ausgedehnte Reisen zu den Inlandstämmen, bei denen ihre Waren, namentlich Perlen, Spiegel, Streichhölzer, Tabak und getrocknete Fische, reißenden Absatz finden. Auch mit den Erzeugnissen des Ackerbaus wird ein schwunghafter Handel getrieben. An Markttagen (s. a. Abb. 6), wie sie z. B. in Anecho allwöchentlich abgehalten werden, finden sich nicht selten Tausende von Ehe, besonders Weiber, handelnd und feilschend zusammen. — Das Familienleben der Ehe ist im allgemeinen ein glückliches zu nennen. Das Kind erhält am ersten oder achten Tage nach der Geburt vom Vater den Namen, einen Doppelnamen: zunächst den des Tages, an dem es geboren, z. B. Aku (Mittwoch), Afua (Freitag), und als Zunamen einen solchen, in dem der Vater seinen Hoffnungen oder Befürchtungen Ausdruck gibt, z. B. Kumodji (er ist auf dem Wege des Todes), Agbemawle (niemand kann das Leben kaufen) uff. Nicht selten wird das Kind bis zum dritten Jahre von der Mutter genährt. Auf der Hüfte reitend und in dieser Lage durch ein Tuch gehalten, wird das Kleine von der Mutter überallhin mitgenommen. Größer geworden, hilft das Mädchen der Mutter in der Wirtschaft, der Knabe dem Vater in der Landbebauung, der Jagd, dem Fischfang uff. — Im reiferen Alter wird die Ehe geschlossen. Bei den Inlandstämmen verlobt man bisweilen schon vor der Geburt das Kind, und in diesem Falle arbeitet der künftige Bräutigam bis zur Hochzeit bei dem Vater seiner Braut;

an der Küste wirbt der Jüngling durch einen Freund bei den Eltern der Erforenen, für die er dem Schwiegervater ein Braut- oder Kaufgeld entrichten muß. Die zukünftige Frau wird dadurch gewissermaßen Eigentum des Mannes. Mit der Heirat verläßt der Mann die Hütte der Eltern und baut die eigne. In der eignen Hütte erfolgt die Trauung. „Ein altes Glied der Familie, meist ein altes Großmütterchen, legt die Hände der Verlobten ineinander, erteilt jedem entsprechende Ermahnungen und Weisungen und wünscht ihnen schließlich den Segen der Götter, d. h. reiche Nachkommenschaft.“ Die Frau altert in der Ehe rasch, da auf ihren Schultern fast die ganze Arbeitslast ruht. Ist der Mann imstande, mehrere Frauen zu ernähren, so heiratet er bald eine zweite, dritte, vierte, die jedoch alle, „nach kurzen Honigmonaten zu hart behandelten Dienerinnen herabsinken.“ Freilich gibt es auch Ausnahmen, und der Pantoffelheld erfreut sich in Togo der gleichen traurigen Berühmtheit wie bei uns. Ehebruch seitens der Frau wird meist nur durch eine Geldstrafe gesühnt, die der Verführer zu erlegen hat. — Der Familienvater ist das Oberhaupt; nach dem Familienrecht steht ihm Gewalt über sämtliche Familienmitglieder zu; er kann sie verpfänden (damit sie eine Schuld durch Arbeit abtragen), verkaufen uß., haftet aber andrerseits auch für die etwaigen Schulden einzelner Angehöriger. Der älteste Sohn ist Erbe des Rechts und der Würde des Vaters, im Verein mit seinen Brüdern auch der unbeweglichen Habe. Der bewegliche Nachlaß fällt dem ältesten Sohne der Schwester des Verstorbenen zu. Beim Tode einer Frau sind ihre Kinder und Geschwister Erben. — Aus ihrer Mitte wählen die Familienoberhäupter den *Dorfhauptling*, der wiederum dem Oberhäuptling der Landschaft untersteht. In der Hand des Hauptlings und des weiterhin zu erwähnenden Fetischpriesters liegt eine gewisse *Rechtssprechung*. Das hauptsächlichste Vergehen ist Diebstahl. Wird der Dieb auf frischer Tat ertappt, so darf der Bestohlene ihn töten. Bei späterer Überführung kommt der Dieb gewöhnlich mit einer Geldbuße davon. Mord wird mit dem Tode bestraft, und Blutrache ist allgemein verbreitet. Die Familie des Mörders ist außerdem verpflichtet, die Angehörigen des Ermordeten zu entschädigen. Die Ermittlung des Diebes und Mörders ist gewöhnlich Aufgabe des Fetischpriesters. — Der Dorfhauptling ist gleichzeitig oberster Kriegsherr. Die ursprünglichen Waffen der Ewe, Pfeil und

Bogen und ein kurzes Schwert, sind heute nur noch vereinzelt im Binnenlande anzutreffen. An der Küste sind sie längst durch Steinschloßgewehre und neuerdings auch Hinterlader verdrängt. — Die Religion der Ewe denkt als höchsten Gott und Schöpfer der Welt Mawu, der, den Menschen gütig gesinnt, nicht erst durch Opfer versöhnt zu werden braucht. Seine Macht ist freilich eine beschränkte; denn er hat die einzelnen Befugnisse unter niedere Gottheiten verteilt, die in Gestalt von hölzernen oder tönernen Figuren personifiziert werden. Die Machtsphäre eines jeden der zahllosen „Fetische“ ist begrenzt: der erzeugt Regen, der schützt das Dorf, der hilft in Geburtsnöten, dieser weiß die Schuldigen zu nennen, jener führt Verirrte auf den rechten Weg zurück usw. Vermittler zwischen den Menschen und diesen Fetischen sind die Fetischpriester, deren Macht, wie sich leicht denken läßt, eine sehr weitgehende ist. Es gibt ganze Fetischdörfer und -gemeinden, so namentlich im Agugebirge, und die Priestergemeinden haben sich wiederum zu Bündnen, so z. B. dem einst gefürchteten Fowebund, zusammengeschlossen, dessen Zentrum die Stadt Togo war, und dessen Mitglieder eine Geheimsprache besaßen, unverbrüchliches Schweigen über die Organisation dieses Fetischordens geloben mußten und eine wahre Schreckensherrschaft ausübten. Das Abzeichen des Fetischpriesters ist ein über der Schulter getragenes Leopardenfell; die Fetischpriesterin ist an einer eigenartigen, weißen Festschmuckmalung und überreichem Amulett schmuck kenntlich. Dunkle Haine, Berghöhen und einsame Plätze der Savanne sind Kultstätten; die Opfergaben für den Fetisch bestehen in Geflügel, Kleinvieh und Früchten. In schwierigen Fällen ruft man eine Art Gottesurteil an: der Verdächtige muß den Giftbecher leeren, d. h. die Gunst oder Ungunst des Fetischpriesters spricht parteiisch das Urteil. Der Fetischpriester, dem die Anfertigung von Amuletten obliegt, ist natürlich auch Arzt. — Bei allen religiösen Zeremonien spielt die Musik eine bedeutsame Rolle, wie denn überhaupt die Ewe musikalisch sind. Die hauptsächlichsten Musikinstrumente sind freilich Lärminstrumente: Rasseln und fellbespannte, größere und kleine Pauken; doch kennt man auch harfenähnliche Saiteninstrumente, Rohrflöten, Blashörner aus Elfenbein, Holz, Antilopenhorn, Doppelglocken ohne Klöppel u. a. m. Die Lieder, deren uralte Texte meist von den Sängern selbst nicht mehr verstanden werden, sind oft recht melodios. Das umstehende, aus Anecho

stammende (im Gó-Dialekt) mag als Probe gelten; es zeigt bereits eine regelrechte Gliederung der Melodie. Die wörtliche Übersetzung des Textes lautet: „Gute Nacht, guten Morgen! Mann, der sitzt auf Fetischbaum, sagt nicht zum Baum=Fetisch: Baum=Fetisch! Gute Nacht, guten Morgen!“

Beim Tode entweicht nach dem Glauben der Ewe die Seele alsbald aus dem Körper, um im Reiche der Toten weiter fortzuleben, bisweilen aber auch die Gestalt eines Fetischs anzunehmen. Ist jemand gestorben, so durchziehen seine Angehörigen,



die Totenklage anstimmend, das Dorf, Verwandten und Freunden die Nachricht zu künden. Zugleich rufen sie den Fetischpriester, damit er feststelle, ob der Verbliebene nicht etwa durch die Zauberkünste eines übelwollenden aus dem Leben geschieden sei. In der Hütte selbst — bisweilen auch irgendwo draußen im Walde — wird der Tote im Festtagsgewande bestattet; als Grabbeigaben erhält er seinen Dolch, Schmuckgegenstände, eine Kalebasse Palmwein zur Stärkung auf der Reise und Kaurimuscheln, um die Kosten des Wegs bestreiten zu können. Nach der Beerdigung findet ein feierliches Leichenmahl statt. Die Trauer um den Verstorbenen dauert im allgemeinen ein halbes Jahr (so lange nämlich braucht die Seele zu ihrer Reise ins bessere Jenseits). In den ersten Wochen darf der Hauptleidtragende die Hütte nicht verlassen und schläft mit einem Knüttel bewaffnet, um die ruhelos umgehende Seele des Toten, die stets auf Unheil sinnt, zu verschrecken. Diese Furcht vor den Seelen der Abgeschiedenen beherrscht den Ewe beständig, und nur ungern verläßt er deshalb nachts das schützende Gehöft und Dorf. Später überläßt man die Hütte, in der ein Toter bestattet wurde,

zumeist dem Verfall. Alles in allem haben wir in den Ewe eines der bildungsfähigsten unsrer Kolonialvölker zu sehen.

Die noch immer wenig genauer bekannten Völker des Hinterlandes, von denen hier nur die wichtigsten erwähnt werden können, zeigen nicht die gleiche Einheitlichkeit wie die Ewe. Im Westen des Berglandes, längs des Mittellaufs des Volta, wohnt ein Stamm, der, den Achanti nahe verwandt, zu den Guangvölkern gehört: die Kratschi. Schlank und sehnig, sind die Kratschileute, die die markanten, scharfen Züge der Achanti tragen, kleiner als die Stämme der Küste und des Gebirges. Ihre Kleidung, durch Fetischgebote geregelt, ist mehr als dürftig. Die Hütten zeigen die typische Togulform: auf einem aus Lehmplatten gefertigten,  $1\frac{1}{2}$  m hohen, runden Unterbau sitzt das kegelförmige Grasgeflechtdach. In erster Reihe Ackerbauer, besitzen die Kratschi ausgedehnte, wohlgepflegte Jamsfelder. „Große Reis- und Hirsefelder und Guineakorn wogen im Winde; dazwischen dehnen sich die grünen Matten der Erdnußfelder. Gelbe Bohnenfelder, Bataten, Pfeffer und Zwiebeln, sowie Baumwollsträucher, ergänzen die Fülle der angebauten Früchte. Mitten im Grünen liegen die kleinen Farmgehöfte mit ihren fremdartigen, bienenkorbähnlichen Hütten“ (Klose). Die Arbeit auf den Feldern verrichten größtenteils Sklaven, deren Leben bei ihrer Bedürfnislosigkeit ein ganz behagliches ist. Auch die Kratschi sind ausgesprochene Fetischisten. Ihr höchster Fetischgott Odente verlangt sogar gelegentlich Menschenopfer; seine überall errichteten Altäre bestehen in stumpfen, etwa 2 m hohen Erdkegeln, zu denen meist ein paar Stufen emporführen. Über diesem weiß getünchten, mit dem Blut der Opfertiere beschmierten und den weißen Federn geopferter Hühner besetzten Altäre ist ein Schattendach aus Grasgeflecht errichtet. Unerträglich ist die Willkürherrschaft der in der Häuptlingsstadt residierenden Fetischpriester. — Die ausgedehnte Savanne um den 9. Breitengrad bewohnen die hellfarbigen, großen, schmalgesichtigen Tschaudjô, ein etwa 135 000 Seelen zählender Stamm, der zur Gruppe der Timvölker gehört. Sie sind kriegerisch veranlagt, gute Jäger und vor allem ausgezeichnete Pferdezüchter. Jedes größere Gehöft zeigt als Eingangsgebäude einen geräumigen Pferdestall, der zugleich als Wohn- und Empfangsraum benutzt wird. Die Pferde werden mit Amuletttschmuck über und über behangen und tragen das bunte Sattel- und Zaum-

zeug der Haussa. Man züchtet zwei Pferderassen hier, eine große und eine kleine, die aber beide im Küstengebiet nicht ausdauern, weil es ihnen dort am Guineakorn und Gras mangelt. Man nimmt auch an, daß die Pferde auf dem Transport von der Tsetsefliege gestochen werden, die besonders in dem Küstenstrich südlich von Misahöhe häufig ist. Als ausgezeichnete Reiter lieben die Tschaudjo besonders ein der arabischen Fantasia ähnliches Reiterpiel. Ihre Kleidung ist die mohammedanische, die sie freilich mit zahlreichen Amuletten behängen. Ihre Religion ist ein Mischding von Islam und Fetischismus. Die Dörfer der Tschaudjo, vor allem die Residenz des Sultans: Paratau, sind wohlangelegt und zeigen Haussagepräge. Auf den Häusern der Reichen prangt als Verzierung ein Straußenei. — Im Norden der Kolonie wohnt, etwa 35 000 Seelen stark, das echte Buschvolk der Bássari, ein Gebirgsvolk, das sehr zu Räubereien geneigt ist. Kräftig und groß, mit gut entwickelter Muskulatur, zeigen die Bassari in ihren Gesichtszügen ausgeprägten Regertypus. Die Nase ist breit, die Lippen sind gewulstet, der mächtige Unterkiefer erscheint wie vorgeschoben. Die Stammes-tatauierung, je ein Querschnitt parallel und oberhalb der Nasenlippenfalte, erhöht das wilde Aussehen dieser räuberischen Gesellen. Die gleichfalls hochgewachsenen Weiber tragen überdies eine sich über den ganzen Vorderkörper erstreckende Schmucknarbentatauierung. Das Haar wird meist bis auf einen Kamm längs des Scheitels oder einen Schopf oberhalb der Stirn abrasiert. Die jungen Mädchen tragen das Haar auf jeder Schläfe zu drei Zöpfchen geflochten. Die Kleidung ist sehr primitiv; nur die Familienoberhäupter tragen etwas reichlichere Kleidung: ein Kuh- oder Schaffell, das als Schurz einfach vorn herunterhängt und mit den Vorderfüßen über der Schulter verknüpft ist. Dazu kommt ein Art phrygischer Mütze, in deren herabhängendem Beutel man Kauri bewahrt, und ein kleiner Fellsack zur Aufbewahrung der Schnupftabaksdose u. a. m. Die Weiber tragen ein winziges, mit Rotholz gefärbtes Hüfttuch, dafür aber reichlichen Schmuck. Die Bewaffnung der Bassari besteht in Pfeil und Bogen, Dolchen und etwa  $1\frac{1}{2}$  m langen Speeren. Pfeil- und Speerspitzen sind häufig vergiftet. Die hohe technische Vollendung dieser Waffen, wie auch der weithin verhandelten Ackergeräte — ihre Hackenklingen dienen vielfach auch im südlichen Togo als Geld — legt davon Zeugnis ab, wie geschickte Schmiede



Abb. 7. Hausathpen.

die Bassari trotz ihrer noch steinernen Schmiedewerkzeuge sind. Die Hütten zeigen Logulform und sind nicht selten reich ornamentiert. Jedes größere Gehöft enthält kleine Rundhütten für Geflügel und Kleinvieh und einen Dornenzirkel für das Großvieh. Denn neben der Jagd und dem Kriege liegen die Bassari eifrig der Viehzucht ob. Schweine, Schafe, Ziegen und Kinder werden hauptsächlich gezüchtet; die Pflege liegt meist in den Händen von Fußbesklaven. Dem Oberhäuptling steht der Rat der Familienoberhäupter zur Seite; im Kriege ist er vor allem Stratege. Merkwürdigerweise nehmen die Bassari auch Söldner, die sog. „Saberma-reiter“, in Kriegsdienst, die, vom Niger stammend, sich wie früher unsre Landsknechte verbinden. Sklaven werden namentlich im nördlichen Kaburéslande geraubt oder gekauft. Ein junges Mädchen oder ein junger Mann gilt etwa 100 000 Kauri (= ca. 60 Mk.), ein alter Mann oder eine alte Frau nur den zehnten Teil. Die Religion der Bassari ist Fetischismus.

Als wesentliches — „ruhiges, kulturförderndes“ — Bevölkerungselement sind schließlich noch die Haussa zu erwähnen,

die in vielen kleinern Kolonien durch das Land hin angesiedelt sind (Abb. 7). Ihr Hauptwohnnort ist Kete im Kratschgebiet; eine größere Haussakolonie ist auch in Lome. Große, schlanke Gestalten, mit feineren Gesichtszügen, verraten die Haussa in ihrem ganzen Wesen die höhere, durch starke Beimischung hamitischen Blutes bedingte Intelligenz. Die Männer tragen bisweilen als Stammestatauierung lange, dünne Narbenstreifen auf den Wangen. Ihre Tracht ist reich und prächtig: ein langes, weißes, oft gesticktes Hemd, weite Bluderhosen, buntgestickte Lederschuhe und als Oberkleid die weite, schön gestickte „Tobe“. Den glatt rasierten Kopf bedeckt der Fes oder Turban. Die Weiber tragen über dem langen Hemd ein malerisches Umschlagtuch. Beide Geschlechter lieben reichen, oft silbernen Ringschmuck. Eigenartig sind die Frisuren der Frauen; sie erinnern in der Form an die alten bairischen Kaupenhelme. Die Augenlider, Augenbrauen, Fingernägel usw. werden gefärbt oder geschminkt. Die Haussa sind in erster Linie Kaufleute, und fast der ganze Kleinhandel mit dem Hinterlande geht durch ihre Hände. Auf dem Markte zu Atakpame finden sich oft bis 5000 Haussahändler ein. Sie sind überzeugte Mohammedaner, und in jeder Ansiedlung ist ein Priester anzutreffen, der die Jugend Arabisch lesen und schreiben lehrt, sie in den Koran einführt und den religiösen Zeremonien vorsteht.

Die wirtschaftliche Erschließung Logos ist heute bereits ziemlich weit vorgeschritten. Die ganze Kolonie, deren Verwaltung einem Gouverneur unterstellt ist, weist 8 Bezirksämter, bzw. Stationen auf: Lome-Stadt, Lome-Land, Anecho, Misahöhe, Atakpame, Kete-Kratschi, Sokodé-Bassari und Mangou-Zendi. Lome ist der Sitz der Regierung, heute ein Ort von etwa 5000 Einwohnern, mit regelrechten, breiten, vielfach mit Vaterit gepflasterten und mit Mandelbäumen bepflanzten Straßen, Marktplätzen, stattlichen Regierungsgebäuden, einer evangelischen und einer katholischen Kirche, Krankenhäusern, einem modernen Schlachthaus, zahlreichen Faktoreien usw. Auf der eisernen Landungsbrücke, die an der Spitze ein Leuchtfeuer trägt, laufen Dampfkräne mittels Schienen, die bis zu dem stattlichen Bahnhof führen. \*) Die Eisenbahn verbindet Lome mit Anecho (45 km), Agome-Palime (123 km) und Atakpame (180 km,

\*) Leider ist ein großer Teil der Landungsbrücke im Mai v. J. durch eine Sturmflut vernichtet worden und muß wieder aufgebaut werden.

teilweise noch im Bau); letztere Linie soll später weiter nach Nordtogo (Tschopowa) geführt werden. Ganz Togo ist auch von einem Netze gut im Stande gehaltener Straßen durchzogen. So führt eine über das Gebirge gelegte, außerordentlich solide, für Kraftfahrzeuge bequem passierbare Fahrstraße von Palime über Misahöhe nach Kpandu. Eine andre Fahrstraße mit Dämmen und Brücken führt von Lome über Atakpame nach Sokodé. — Lome ist der Hauptstandort der 560 Mann starken farbigen Polizei-*truppe*. — In Lome wie in Sebe ist eine mehrklassige Regierungsschule eingerichtet, die von den Eingeborenen gut besucht wird. Lome besitzt zudem eine Handwerkerschule. Der Ackerbauschule zu Kuatjä wurde bereits gedacht. — An Steuern (Kopfsteuer) wurden von den Eingeborenen 1911 401 000 Mk. (Etatzzahl) aufgebracht. — Drei Missionsgesellschaften üben im Togogebiet ihre erfolgsgekrönte, erzieherische Tätigkeit: die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft, die (katholische) Stehler Mission („Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes“) und die Londoner Wesleyanische Methodistenmission. Sie alle unterhalten zahlreiche Stationen bis weit ins Innere hinein mit gut besuchten Schulen (auch Handwerkerschulen) und haben besondere wissenschaftliche Verdienste um die Erforschung der Sprachen usw. — Postanstalten besitzt Togo 18, die sämtlich Telegraphenbetrieb haben; drei davon haben auch örtlichen Telephonverkehr. — Die Verbindung mit Europa vermitteln die Dampfer der Boermann- und Hamburg-Amerika-Linie (4mal monatlich), sowie eine englische (alle Sonnabend) und zwei französische Gesellschaften (2mal monatlich). Die Beförderungsdauer von Briefen beträgt 17—31 Tage (Berlin—Lome). — Die Ausfuhr betrug i. J. 1910: 5 810 000 Mk. (ohne das Bargeld). Ausgeführt wurden namentlich Ölpalmenprodukte, Kautschuk, Rohbaumwolle und Mais. Die Einfuhr betrug im gleichen Jahre: 10 550 000 Mk. (ohne Bargeld). Eingeführt wurden namentlich Textilwaren, Roheisen und Eisenwaren, Fahrzeuge, Kolanüsse, Branntwein, Tabak usw.

## Kamerun.

Wohl kaum ein zweiter kolonialer Name ist bei uns so volkstümlich geworden und geblieben wie jener, den einst die portugiesischen Entdecker dem Küstenstrich und -fluß an der Biafrabai

ob der ungezählten Scharen von Krabben (camarão) gaben, wie: Cameroons oder Kamerun.

Auch die Erwerbung Kameruns war gleich der Togos weitem Kreisen eine völlige Überraschung, und doch ging auch hier ein jahrelanges Mühen und Ringen der schließlichen Besitzergreifung voraus. Schon um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hatten deutsche Kaufleute — allen voran der Hamburger Boermann — hier Handelsbeziehungen angeknüpft und ausgangs der sechziger Jahre im Kamerungebiet die ersten Faktoreien gegründet. Ziemlich gleichzeitig waren aber am Kamerunfuß auch Niederlassungen englischer Firmen entstanden, und als nun Boermann, um seinen Vorteil ausnutzen zu können, daran ging, eine regelmäßige Dampferverbindung Hamburg-Kamerun zu schaffen, begann sich der Handelsneid der Engländer zu regen. Deshalb wandten sich 1874 die Deutschen an die Regierung mit der Bitte um Errichtung eines deutschen Konsulats in Kamerun. Das Gesuch hatte keinen Erfolg. Inzwischen wurden die Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet immer unerquicklicher. Ein auf Vorschlag der Engländer eingesetztes Schiedsgericht (Court of Equity), von dem ein Ausgleich zu erhoffen stand, vermochte nicht, sich genügende Autorität zu schaffen. So richteten 1882 die englischen Kaufleute nun ihrerseits an die englische Regierung das Ersuchen um Übernahme des Protektorats über Kamerun, aber gleichfalls vergeblich. Zu alledem gewannen um diese Zeit die Zwistigkeiten unter den Eingeborenen des Gebietes immer weiteren Umfang: die noch heute nicht ganz gelöste Frage des Zwischenhandels war Gegenstand des Streites. Die Bewohner des Hinterlandes drängten vor, die Zwischenlandstämme und Küstenneger leisteten beharrlichen Widerstand, es kam zu blutigen Zusammenstößen. Da wandten sich in dieser Not die Deutschen noch einmal mit einem dringlichen Gesuch an die Regierung und erhielten nunmehr die Zusicherung des erbetenen Schutzes. Als das in Kamerun bekannt ward, versuchten die Engländer noch im letzten Augenblick mit den Mitteln niedrigster Intrige, die Häuptlinge den deutschen Interessen abspenstig zu machen. Ein englisches Kanonenboot erschien vor Kamerun, die Häuptlinge Bell und Akwa weigerten sich jedoch, mit der englischen Regierung zu unterhandeln. Schon drohte der Kommandant des britischen Kriegsschiffs mit Beschießung und Gefangennahme, da traf der lang erwartete Reichskommissar Dr.

Nachtigal an Bord der „Möwe“ ein: am 14. Juli 1884 ward in Kamerun die deutsche Flagge gehißt. Aber die englischen Hegereien begannen bald von neuem und brachten es so weit, daß ausgangs des Jahres das Kamerungebiet in hellem Aufruhr stand. Sehr zur rechten Zeit erschien am 18. Dezember ein Teil des unter dem Befehl des Admirals Knorr stehenden westafrikanischen Geschwaders vor Kamerun, landete ein starkes Korps und griff tatkräftig ein. Der Aufruhr war bald gedämpft, freilich nicht ohne Opfer auf seiten der Deutschen, und als Nachtigal \*) wieder vor Kamerun erschien, fand er den Frieden hergestellt. Indessen hat es auch späterhin an mancherlei Wirren im Kamerungebiete nicht gefehlt. Unbotmäßige Stämme im Innern, das bei der Besitzergreifung noch so gut wie gar nicht bekannt war, mußten unterworfen, eine Meuterei der Dahomeleute innerhalb der Schutztruppe, ein Aufstand der Völkerschaften im südlichen Urwald (1905/07) unterdrückt werden, bevor die Kolonisierung Kameruns wirklich gelingen konnte. Auch die Erschließung des neuen, durch das Marokko-, bzw. Kongoabkommen (4. November 1911) von Frankreich an Deutschland abgetretenen, noch wenig erforschten „Kompensationsgebiets“ im Süden und Osten unsrer Kolonie (rund 275 000 qkm) dürfte noch mancherlei Opfer von uns heischen.

An der „Biafrabat“ genannten Buchtung des Golfs von Guinea, zwischen dem Rio del Rey (n.) und dem Massolié (Bai von Monda, s.) gelegen, erstreckt sich Kamerun mit einer Küstenlinie von rund 350 km zwischen 4° 40' und etwa 0° 45' n. Br. Im Nordwesten und Westen an das englische Nigeria, im Osten und Süden an Französisch-Aquatorial-Afrika (mit Umgreifung von Bata)\*\*) grenzend, breitet sich die Kolonie, deren Flä-

\*) Der hochverdiente Forscher erlag leider bald darauf an Bord der „Möwe“ dem Klima Kameruns. Seine sterblichen Reste sind im Park des Gouvernementsgebäudes in Kamerun beigelegt; ein würdiges Denkmal bezeichnet sein Grab.

\*\*\*) Wie verlautet, sind bereits Verhandlungen über den Erwerb dieser spanischen Kolonie sowie der vorgelagerten Inseln: Fernando Poo, Corisco- und Elobey-Inseln in die Wege geleitet. So mag denn hier erwähnt sein, daß Bata (Rio Muni, Spanisch-Guinea etwa 24 000 qkm) ganz ähnliche Verhältnisse wie Süd-Kamerun aufweist; es wird von ziemlich unabhängigen Fanstämmen (etwa 150 000 Köpfe, s. S. 66) bewohnt. Fernando Poo (etwa 2000 qkm) ist das Anfangsglied einer Kette vulkanischer Inseln, die vom Kamerungebirge abgehend, sich nach Südwest ins Guineameer erstrecken. Der größere Nordabschnitt der Insel ist fast

Kamerun  
Masstab:  
1: 12500 000



cheninhalt (etwa 761 000 qkm) fast anderthalbmal so groß wie Deutschland ist, fächerförmig in das Innere aus, indem sie an den äußersten Enden zugleich einen breiten Keil zum Tschadsee (nordwärts) und zum Kongo (südwärts) treibt. Im einzelnen verläuft die durch Verträge mit England (1905) und Frankreich (1911) festgelegte Grenze etwa folgendermaßen: längs des Rio del Rey (Akpa-Korum, Aua) zum Großflusse; von den Großschnellen in gerader Richtung auf Yola zu, diese Hauptstadt Adamauas im Bogen nach Süden umgehend, und dann in mancherlei Krümmungen, meist dem Laufe eines Flusses (so des Tadjeram) folgend, bis zum Tschadsee. Das Gestade des Tschadsees bis zur Mündung des Schari ist deutsch. Die im Kongoabkommen festgestellte Grenze folgt nun dem Scharistrom aufwärts bis zur Einmündung des Logone, dann diesem Flusse, bzw. seinem Ostarme bis etwa zum 8. Parallelkreise — das zwischen Logone und Schari belegene, etwa 12 000 (nach anderer Schätzung 16 000) qkm große Gebiet der Musgu, ein Teil des einstigen „Entenschnabels“ Kameruns, wurde im Verträge an Frankreich abgetreten — und zieht, leicht südöstlich vorstoßend, bis zum 5. Breitengrad, bzw. dessen Schnittpunkt mit dem Pama. Dem Tal des Pama folgend, stößt die Grenze dann (etwas westlich der Mündung des Pama in den Mbi bleibend) wiederum südöstlich vor zum Ubangi, von dessen rechtem Ufer mindestens 6 und höchstens 12 km (bis zur Einmündung des Lobah) deutscher Besitz werden. Nunmehr geht die Grenze mit dem Lobah stromauf bis zur Einmündung des Bodinga, zieht südwestlich zur (fr.) Station Vera Njoko und fällt dann in ziemlich gerader Richtung nord-südlich bis zur (fr.) Station Botungo (etwa 1° n. B.) am Likuala-Essubi (Likouala-aux-Herbes, Kraut-Likuala). Diesem Flusse bis zur Einmündung in den Sanga (Sangha), dem Sanga bis zu seiner Vereinigung mit dem Kongo folgend — „eine Strecke von 6—12 km, die nach Maßgabe der geographischen Verhältnisse festgelegt werden wird,“ kongoabwärts bis zur Mündung des Likuala-Massaka wird am rechten Kongoufer deutsch — den Likuala emporsteigend

ganz von dem mächtigen Vulkankegel des D-Wassa (2850 m) erfüllt. Die Insel zeigt üppige Tropenvegetation. Die Bewohner, die Bube, gehören zu den Bantunegern. D. Baumann hat 1888 eine wertvolle, eingehende Schilderung der Insel und ihrer Bevölkerung veröffentlicht. Neuerdings hat die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg die Verhältnisse hier studiert.

bis zur Vereinigung mit dem Bokiba, dann im Tale des Kandeko aufwärts ziehend, trifft sie südlich der (fr.) Station Wesso von neuem den Sanga (Sanga-Ngoko-Ecke), wendet sich leicht südwestlich zur (fr.) Station Madjingo am Dschua, folgt diesem bis zum Schnittpunkt mit dem Zwindo und gewinnt schließlich, westsüdwestlich streichend, mit dem in die Mondabai (Coriscobai) mündenden Massolié das Meer.

Mit Ausnahme eines schmalen Küstengebietes ist Kamerun im wesentlichen ein stufenförmig nach dem Innern zu (im allgemeinen nach Osten und Nordosten) ansteigendes, durch den Nordwestvorsprung des südafrikanischen Hochlands einerseits und die östlichen Ausläufer des Küstengebirges Oberguineas andererseits gebildetes Hoch- und Bergland. Die Küstenzone — den Zugangstreifen an der Mondabai können wir hier außer Betracht lassen — ist im äußersten Süden felsiges Flachland, nach Norden zu, sich bedeutend verbreiternd, flaches, sumpfiges Schwemmland mit zahlreichen Barren vor den vielfach durch Krieks verbundenen Flußmündungen und Mangrovedickichten. Im Süden wird das Küstengebiet von der Kuppe des Elefantenbergs (etwa 400 m), im nördlichen Teil von dem gewaltigen, terrassenförmig ansteigendem Massiv (etwa 150 qkm) des Kamerunberges mit dem Fakö (4070 m; Ortler = 3900 m) überragt und unterbrochen. Der Kamerunberg, bis auf halbe Höhe von Urwald bedeckt, ist vulkanischen Ursprungs und fällt schroff zum Meere hin ab. Die Lava schob sich hier zum Kap Debundja westlich und Kap Bimbia südlich in das Meer selbst vor. Daß der Kamerunberg noch heute zu den tätigen Vulkanen zu rechnen ist, bewies der Ausbruch (nördlich von Buea) Ende April 1909, bei dem sich drei neue kleinere Krater gebildet haben. Auf die Küstenzone folgt, nahezu das ganze Innere erfüllend, ein Hochplateau, das, im Süden mit etwa 600 m Höhe beginnend, nach Norden stufenförmig zu Hochländern von 1200—3000 m Höhe ansteigt und, von der Küste mehr und mehr zurückweichend, sich besonders nach Osten und Süden dehnt. Die Nordwestgrenze dieses Plateaus bilden langgestreckte, mächtige Gebirgsketten und isolierte Massive, die im Manenguba-, Bamenda-, Mbam-, Kumbogebirge usw. Höhen von mehr als 2000 m erreichen. An das Hochplateau schließt sich die Massivregion von Adamaua, die durch das breite Benuétiefeland (200 m) geteilt wird. Im südlichen Teile finden sich Massive, wie das Tschebtschi (Schebtschi)-, Atlantika- und

Sfarigebirge mit Höhen über 2000 m, im nördlichen nur das große etwa 1200 m hohe Mandaragebirge. Auf diese Massivregion folgt schließlich das Tschadseebecken. — Von wertvollen Mineralien sind im Schutzgebiete bislang Zinn, Eisen, Glimmer, Gold und neuerdings Kohlen (bei Mamfe) gefunden worden. Im Dsi-  
dinge-Bezirk sind Soolquellen.

An Flüssen ist Kamerun ziemlich reich. Für die Erschließung des Landes haben aber viele dieser Flußläufe, die besonders in ihrem Mündungsgebiet durch Krieks miteinander in Verbindung stehen, und deren Mündungen, namentlich an der Batangaküste durch die Kalema eine Ablenkung nach Norden erfahren haben, so Landzungen und unterseeische Bänke bildend, nur bedingten Wert, da sie infolge der Terrassenbildung des Hochplateaus, die Stromschnellen und Wasserfälle erzeugt, nur auf kurze Strecken (20—80 km) ins Innere hin schiffbar sind. Im Innern selbst sind einige Flüsse auf größere Strecken hin befahrbar, wie der Sanaga und im Süden namentlich der Dscha und der Sfanga (über 1300 km lang, etwa = Rhein, und zur Hälfte schiffbar), eine der mächtigsten Nebenadern des Kongo, die durch das neue Abkommen deutsch geworden ist und verkehrswirtschaftlich nunmehr den Südosten Kameruns zu beherrschen bestimmt erscheint. Auch der in den Kongo mündende Ubangi, zu dem wir einen Zugang erlangt haben, stellt eine wertvolle Verkehrsstraße dar. Die bedeutendsten Flüsse des Küstengebietes sind: der Rio del Rey, in dessen Ästuar vor allem der Meme mündet, und der durch Krieks mit dem bedeutenden, auf englischem Gebiete mündenden Großfluß (Altcalabar) in Verbindung steht; das Ästuar des Kamerun, an dessen Bildung wesentlich der Mungo, Wuri und Dibambu beteiligt sind, und das durch den breiten Awakwa mit dem mächtigen, vor der Mündungsgablung etwa 2000 m breiten Sanaga verbunden ist; der Njong und schließlich der Kampo — sämtliche mit zahlreichen, größern Nebenflüssen und Krieks. Im Nordosten Kameruns entspringt, durch Adamaua fließend, der (bis nach Garua) schiffbare Bènuè, der größte Nebenfluß des Niger — man ist jetzt bemüht, diese internationale Schifffahrtsstraße (Nigerschifffahrtsakte 1885) zu entwickeln —, in den Tschadsee fließt der schiffbare Schari, mit dem gleichfalls nicht unbedeutenden Logone, dem Tschadsee zwei Drittel der gesamten Wassermenge liefernd. Durch die an uns gefallenen Tuburisümpfe ist auch die Verbindung des Bènuè-Mao Rabi (Mao Rebbi) mit



Abb. 8. Kraterwand am Ausfluß des Elefantensees.

dem Logone-System, „so unvollkommen sie jetzt auch noch sein mag“, in deutschen Besitz gelangt. In der Region des Kamerungebirges sind schließlich noch eine Reihe kleiner Seen zu erwähnen, die meist vulkanischen Ursprungs sind, so namentlich der tiefe, fischreiche Elefantensee. (Abb. 8.) Unter den zahlreichen, durch die geschilderte Terrassenbildung des Hochlandes bedingten Wasserfällen dürften die Edeafälle des Sanaga die mächtigsten sein.

Im Klima Kameruns ist ein ausgesprochener Gegensatz sowohl zwischen Küste und Hochland, wie zwischen dem nördlichen und südlichen Teil — die Grenze bildet etwa der 4. Breitengrad — wahrzunehmen. Die Temperatur beträgt für das nördliche Küstengebiet  $25,4^{\circ}$  (= der mittleren Julitemperatur von Palermo), für das Hochplateau  $24,8^{\circ}$ , für das Gebirgsland  $18,1^{\circ}$ , für den südlichen Teil des Schutzgebietes  $22,5^{\circ}$ , für die Gebiete südlich des Tschadsees etwa  $28^{\circ}$  C im bisher beobachteten Jahresmittel. Im nördlichen Teil scheint der Januar der wärmste, der Oktober der relativ kälteste Monat zu sein; im südlichen Teil sind die entsprechenden Monate der Februar und Juli. Der nördliche Teil des Schutzgebietes hat nur eine Regenzeit, gewöhnlich von Ende Mai bis Oktober (im neuen Gebiet um den 9. Breitengrad April bis Ende Oktober) dauernd, eingeleitet und beendet durch die Tor-

nadomonte; die Trockenzeit umfaßt die Monate Dezember bis Februar (bzw. November bis Februar). Der südliche Teil hat zwei Regen- und zwei Trockenzeiten. Die Niederschläge nehmen im allgemeinen von der Küste nach dem Innern zu ab. An der Küste beträgt das Mittel 3—5000 mm, auf dem Hochplateau 1500—2000 mm, in Garua 749 mm, in Kufferi vollends nur noch 464 mm. (Deutschland außerhalb der Gebirge 500 mm.) Besondere lokale Verhältnisse bedingen die enorme Niederschlags- höhe von 10—11 000 mm auf der Westseite des Kamerunberges (Bibundi, Debundja).

Die gesundheitlichen Verhältnisse sind dementspre- chend ziemlich ungünstig. Der gefürchtetste Feind ist im Kü- stengebiet und im Tiefland Adamauas und des Tschadsees die Malaria (bisweilen in der Form des Schwarzwasserfiebers). Da- neben fordert die Dysenterie viele Opfer, auch im Hochlande, obwohl dieses naturgemäß viel gesünder ist, und der Europäer hier vielfach ohne Gefährdung seiner Gesundheit leben kann. Unter den Eingebornen sind Pocken, gegen die mit Schutzimpfung vorgegangen wird, und Augenkrankheiten endemisch. Erwähnt seien ferner die tropischen Hautkrankheiten (vgl. S. 35). Lepra ist namentlich in den Gebirgsmassiven Adamauas verbreitet. Im südöstlichen Neu-Kamerun ist ein Herd der Schlafkrankheit (s. S. 9), durch den manche Gebiete hier stark entvölkert wurden. Da wir aber das Wesen dieser Seuche und die Mittel zu ihrer Bekämpfung kennen, dürfen wir, wie jüngst Wassermann her- vorhob, mit Sicherheit auf die Vernichtung dieses Herdes rechnen.

Die Vegetation gliedert sich in eine Reihe scharf geson- denter Zonen. Im Sumpfsgebiet der Niederung herrscht die Man- grove vor. Auf den Mangrovesaum folgt der Küstengürtel mit Pandanus, Raphia-, Kokos-, Fächer-, Wein- und Ölpalmen, die namentlich im Gebiete des Rio del Rey (ferner im Hochlande zwischen dem Nun- und Kamflusse usw.) förmliche Wälder bil- den, Kautschuk und Kautschuklianen, Akazien, Seidenwollbäu- men, Drazänen usw. Die sich anschließende, breite Urwaldregion ist von üppigster Fruchtbarkeit und überwältigender Schönheit mit ihrem verwirrenden Reichtum der ganzen Tropenflora. Das gilt besonders auch vom Urwald des Kamerungebirges. Nach dem Hochplateau zu geht die Urwaldregion mählich in die mit übermannshohem Grase bestandene Savanne über. Die über- gangszone bildet die lichte Parklandschaft. „Gras- und Busch-

streifen wechseln hier miteinander ab; erstere auf den Höhen, letztere in den Tälern, an den Flußläufen entlang, an denen sich, besonders bei tief eingeschnittenen, Galeriewälder entwickeln“ (Morgen). Nach dem Tschadsee zu geht die Savanne in Weideland mit kleineren Waldungen und schließlich in eine „Obstgartensteppe“ über. Die Vegetation der Gebirgskuppen und -gipfel (über 2200 m etwa) trägt alpinen Charakter. Im neuen Osten begleiten dichte Galeriewälder, in denen sich besonders Kautschukbäume und -lianen (*Landolphia*) sowie Butterbäume massenhaft finden, die Flußläufe. In den nördlichen Gebieten bauen die Eingeborenen zwei Baumwollarten. Im Südosten und Süden kommen dazu noch Farbhölzer, wilde Kaffeearten, Kola und Ebenholz (*Boswellia*). Die Kautschukbäume stehen hier oft zu 1—2 Stämmen auf dem Quadratmeter. — An Nussfrüchten bauen die Eingeborenen der Küstengegend: Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Mangopflaumen (*Mangifera*), Ananas; die des Hochlands und Adamauas Sorghum, Mais, Reis, Bohnen, Yam, Pissang usw. Kautschuk wird leider vornehmlich noch durch Raubbau gewonnen. In den namentlich an den südlichen und westlichen Hängen des Kamerungebirges zahlreichen europäischen Plantagen werden mit gutem Erfolge Kautschuk (*Kickxia*), Kakao, Tabak, Vanille, verschiedene Gewürzarten und Bananen kultiviert. In Viktoria befindet sich der 54 ha große botanische Versuchsgarten der Regierung. Von pflanzlichen Erzeugnissen wurden 1910 hauptsächlich ausgeführt: Kautschuk (11 071 000 Mk.), Ölpalmenprodukte (4 813 000 Mk.) und Kakao (3 055 000 Mk.).

Aus der reichen Tierwelt Kameruns seien an erster Stelle die anthropomorphen Affen Schimpanse und Gorilla genannt, die im Urwalde ziemlich häufig sind. An Raubtieren finden sich: Leopard, Serval, Zibet- und Ginsterkatze, seltener und nur im nördlichen Steppenlande Hyäne und Löwe. In der Steppe tummeln sich auch starke Elefantenherden (Eisenbeinausfuhr 1910: 625 000 Mk.), Nashörner, Rudel der verschiedenen Antilopenarten, Büffel usw. In den größeren Flußläufen sind Flußpferde und Krokodile nicht selten. Erwähnt seien ferner das Pinselohrschwein, Stachelschwein, Schuppentier, an der Küste die Seekuh u. a. m. Sehr zahlreich vertreten ist die Vogelwelt; namentlich das Sumpfvorland des Küstengebiets ist ein wahres Dorado für die vielen tropischen Wat-, Stelz- und Schwimmvogelarten. Im Steppengebiet ist das Frankolin- und Perlhuhn häufig. Ge-



Abb. 9. Dualafamilie.

nannt seien schließlich noch; Schildkröten, Krebse, nach deren einer, periodisch alle 3 Jahre in ungeheuren Massen auftretenden Art (Calianas) Kamerun, wie bereits erwähnt, den portugiesischen Namen empfing, Schlangen (darunter mehrere giftige Viperarten und eine Riesenschlange), zahlreiche eßbare Fischarten, Heuschrecken, Sandflöhe und die gefürchteten Wanderameisen. An Haustieren werden im ganzen Kamerungebiet Schafe, Ziegen,

Schweine, Hühner und hier und da Enten, im Gebirge und Steppengebiet auch Rinder und Pferde gezüchtet; im nördlichen Neukamerun ist die Rindvieh- und Pferdezucht sehr bedeutend.

Die nunmehr auf etwa 3 Millionen Seelen zu schätzende Bevölkerung Kameruns scheidet sich im wesentlichen in zwei anthropologisch wie ethnologisch scharf gesonderte Gruppen. Die der Bantustämme (Bakundu-, Bakó-, Makágruppe) im südlichen Teil des Schutzgebietes, vorwiegend auf Küste und Urwaldregion beschränkt und durch die vom Kongobecken her vordringenden Fangvölker (gleichfalls Bantu) auseinandergesprengt, sowie die der Sudáneger, die das Steppenland erfüllen, neuerdings von den hamitischen, aber meist vernegerten Fulbe unterworfen sind und auf die Bantuvölker gedrängt werden.

Unter den Bantuvölkern der Küste sind in erster Linie die der Ba-

fotografgruppe zuzurechnenden Duala zu nennen, die, etwa 20 000 (?) Köpfe stark, das Kamerunästuar bewohnen. Die Duala (Abb. 9) sind ihrem Typus nach echte Neger: hochgewachsen, muskulös und mit reichlich entwickeltem Fettpolster ausgestattet. Der Schädel ist rundlich und plump, die Stirn breit und zurückfliehend, die Kiefer springen vor (Prognathie), die Nase ist flach und breit, die Lippen sind dick und gewulstet. Das wollig filzige Haar ist büschelförmig angeordnet, der Bartwuchs ist spärlich. Die Hautfarbe variiert zwischen einem hellen Rotbraun und einem tiefen Schwarz. — Die primitive Kleidung ist heute längst verschwunden und hat einer europäischen Platz gemacht. Für gewöhnlich trägt man nur ein leichtes Baumwollenhemd und um die Hüften ein Tuch (Babalaba) geschlungen. — Die Hütten der Duala sind rechteckig, langgestreckt und niedrig. Eine etwa  $\frac{1}{2}$  m hohe Plattform aus festgestampftem Lehm trägt die Wände, die aus einem Gitterwerk von gespaltenen Raphiablattstielen hergestellt und mit Rindenstücken gedichtet werden. Das flachgieblige Dach besteht aus mehreren Lagen von Palm- oder Bananenblättern. Häuptlinge und Reiche besitzen bisweilen auch bretterne oder gar steinerne Häuser, die nicht selten als öffentliche Gasthäuser fungieren müssen. — Das Hausgerät ist recht einfach; das Hauptstück bildet das uns schon bekannte Bettgestell. Daneben finden wir oft reich geschnitzte Schemel oder Hocker, irdenes Geschirr und den mannigfachsten europäischen Tand. — In den Dörfern, die meist nur eine Straße zeigen, steht Hütte neben Hütte im bunten Durcheinander, dazwischen kleine Felder und Bananenpflanzungen. Ackerbau wird, wenn überhaupt, von den Weibern und Sklaven\*) betrieben, die letztere oft in besonderen Ansiedelungen wohnen und sich bisweilen, zu Reichtum gelangt, selbst wieder Sklaven halten. — Die Hauptbeschäftigung der Duala ist neben dem Handel — und sie unternehmen nicht selten größere Expeditionen ins Innere — die Jagd und der Fischfang, die als eine Art Sport betrieben werden. — Einen gewissen künstlerischen Geschmack zeigen sie in der Herstellung buntfarbiger Flechtarbeiten (Körbe, Teller, Becher, Matten, Decken) (Abb. 10) und vor allem ihrer Schnitzereien. Unter diesen nehmen die mit phantastischen Tierornamenten geschmückten Schnäbel ihrer bis zu 25 m langen Kriegskanus einen

\*) Die Kinder der Sklaven sind jetzt gesetzlich frei. In letzter Zeit folgte eine starke Abwanderung der Sklaven in ihre Heimat.



Abb. 10. Negarbeiter und Deckenweber

hervorragenden Rang ein. Die größten Kanus fassen gegen hundert Mann. Oft ist das Boot so schmal, daß man nur rittlings darauf Platz hat. Die Ruder sind spitz zulaufend und nur zum Paddeln bestimmt. Ein beliebter Sport des Duala ist das Wett rudern, „wie denn dieser zu jeder ernstlichen Arbeit zu träge Neger ein großer Freund von anstrengenden Spielen ist, bei denen er hohe Kraft und Ausdauer an den Tag legt.“ — Er kennt kein größeres Vergnügen als den Ringkampf (Balapala), in dem er sich von Kindheit an übt. Bei solchen Sportfesten pflegt der Dorfhauptling Preise, gewöhnlich in Weibern bestehend, auszusetzen. Wenn irgend tunlich, wird nachts auf einem freien Platz im Dorfe zum Dröhnen der hölzernen Trommel getanzt. Der Tanz ist eine Art Gänsemarsch, bei dem man mit dem Oberkörper die seltsamsten Verrenkungen produziert. Bei gewissen Festen werden auch Maskentänze aufgeführt. Wird nicht getanzt, so werden Märchen erzählt. Diese Märchen verraten große Schlaueheit und Sinn für Humor; die Hauptrolle spielt in ihnen die Schildkröte, die in ihrer List an den Reineke Fuchs unsrer Tiersage erinnert.

Nicht minder hohe Intelligenz als diese Märchen verrät die Erfindung der Trommelsprache, die ein regelrechtes Sy-

stem von Telegraphie darstellt. Mit Hilfe der Trommel, deren Töne weithin vernehmbar sind, erzählt man einander Neuigkeiten, teilt sich wichtige Botschaften mit, fragt um Rat, beschimpft sich, — und es ist sehr bezeichnend, daß eine getrommelte Beleidigung höher bestraft wird als die gleiche mündliche. „Wenn der kaiserliche Richter“, schildert Bez, „die Flußläufe aufwärts nach dem Innern geht, um Recht zu sprechen, befindet sich in der Regel auf dem Regierungsfahrzeug ein der Trommelsprache kundiger Dolmetscher, der durch die Trommel seinen Stammesgenossen Ziel und Zweck der Reise mitteilt, so daß alle, die irgendeine Sache mit den Eingeborenen des betreffenden Gebietes haben, zur Erledigung ihrer Angelegenheiten sich dorthin begeben können.“ Jeder Duala und jeder im Lande lebende Weiße hat seinen Trommelnamen, den er kennt, wenn er auch sonst der Trommelsprache nicht mächtig ist. Der selbstgewählte Trommelname ist oft recht charakteristisch. Bez nennt einige, wie „Zweifler“, „Spötter“, „Heute ein Mensch, morgen ein Tier“. Die Trommelsprache wird in der Regel erst in gereifterem Alter (etwa mit 20 Jahren) erlernt; Frauen sind von der Erlernung ausgeschlossen. Alles, was mit der Trommel gesprochen wird, kann auch mit den Silben „to“ (ko, lo, go) für den tiefen und „gu“ (ku, lu, u) für den hohen Ton gesprochen werden. (S. das Notenbeispiel.) Trommelmitteilungen sind also gleichsam chiffrierte Depeschen. Das Instrument für die Trommelsprache besteht in einer gehöhlten Schalltonne (aus Rotholz) von verschiedener Länge und Stärke der Wandungen. Oben trägt die aus einem Stamm gefertigte Trommel in der Mittelachse zwei 20—40 cm lange Schlitze, die nach der Mitte zu etwas gewulstete Ränder haben. Neben diesen Wulsten wird die Trommel rechts und links mit einem leichten, in die Faust genommenen Schlegel bearbeitet. Die Differenz der beiden Töne beträgt gewöhnlich eine Terz oder Quarte. Die Achtel, Sechzehntel usw. haben nur relativen Taktwert. „Je schneller getrommelt wird,“ sagt Bez, „um so besser wird im allgemeinen verstanden.“

im  
Dualadialekt:  
= mukala  
(der Weiße).

Die Frau steht bei den Duala nur in geringer Achtung. Von ihrem Vater für Geld erworben, stellt sie für ihren Gatten einen

bestimmten Geld- oder Arbeitswert dar, ist also im wesentlichen Sache, Spekulationsobjekt. Hat ein Mann eine Schuld zu begleichen, so gibt er zum Pfande Weiber, die die Summe durch Arbeit tilgen müssen. Häuptlinge und Reiche besitzen mehrere Frauen, arme Leute oft gar keine. Bisweilen läßt sich ein Reicher ein Mädchen gleich nach dessen Geburt zusprechen; mit sechs oder acht Jahren siedelt solch ein Mädchen dann in den Haushalt ihres künftigen Gatten über, um zu arbeiten; die Heirat wird geschlossen, wenn das Mädchen 13—15 Jahre alt ist. Die Mutter hängt mit großer Liebe an ihren Kindern, die sie gewöhnlich bis zum dritten Lebensjahre nährt und im Hüfttuche — das Kind „reitet“ auf der Hüfte der Mutter — überallhin mitnimmt. Die Hauptbeschäftigung der Frau ist die Feldarbeit. Erst mit Sonnenuntergang kehrt sie davon heim, nimmt ein Bad — wie denn diese Neger, falls sie nicht europäische Kleidung tragen, wahre Reinlichkeitsfanatiker sind — und wird dann, vor der Hütte auf einem Hocker sitzend, vom Manne für den nächtlichen Tanz frisiert. Ehebruch seitens der Frau wird als Vermögensschädigung des Mannes streng geahndet. — Die soziale Organisation der Duala zeigt eine Schichtung in Freie, Hörige und Sklaven. Hörige sind Nachkommen eines Duala und einer Sklavin. Die Sklaven werden, da sie als Arbeiter Geldwert repräsentieren, gut behandelt, obschon verachtet. Der freie Duala bezeichnet sie geringschätzig als — Nigger! — Die Macht der Dorfhäuptlinge, von den „diplomatischen“ Engländern „Kings“ (Könige) genannt, ist nur eine beschränkte. Sie sind in ihren Entschlüssen an die Ratschläge einflußreicher Gemeindemitglieder gebunden. Die Häuptlingswürde, deren Zeichen ein reichgeschnitzter Stock, ist erblich. — Dem Häuptling stand auch die Rechtsprechung zu, und die Duala sind große Freunde vom Prozessieren. Nichts geht ihnen über ein „Palaver“ (vom portugiesischen „palavra“, d. h. Wort), und jedes der zahlreichen Dörfer hat seinen Palaverbaum oder sein Palaverhaus. — Der Häuptling ist ferner Führer im Kriege. Die Bewaffnung der Duala ist längst eine europäische; an die alte Bewaffnung erinnert nur noch der geflochtene Helm, der zum Schutz der Schläfen und Ohren Klappen hat und in der Form an den bayrischen Raupenhelm gemahnt. — Die Religion der Duala ist ein Fetischismus, der von der Macht der Geheimbünde (losango) beherrscht wird. Die höchste Gottheit

ist Loba (d. h. Gott), der Schöpfer der Welt. Wenn zu ihm gebetet wird, sucht man durch Pfeifen zunächst seine Aufmerksamkeit zu erregen. Das übliche, sehr charakteristische Gebet lautet (in der Übersetzung des Basler Missionars Dinkelacker): „O Loba, ein Grund (nämlich mit dir zu reden)! Es handelt sich um deine Sache. Du, du, du hast uns geschaffen. Ich habe niemandem Böses getan, noch Zauberei getrieben. Gib mir Weiber, Kinder und Sklaven!“ Die Gewalt der Losango war eine sehr unheilvolle; daneben übten freilich diese Geheimbünde bisweilen eine Art von Femgericht. — Heut ist die Macht der Duala, die einst als Zwischenhändler eine berückigte Rolle spielten, so gut wie gebrochen.

Von den übrigen, gleichfalls vornehmlich als Zwischenhändler bemerkenswerten Bantuvölkern des Küsten- und Urwaldgebietes\*), die so verschiedene Dialekte sprechen, daß sie einander nicht mehr verstehen, seien ferner die zur Bakundugruppe zu zählenden Bakwiri in Kürze geschildert. Die kriegslustigen Bakwiri bewohnen, etwa 25 000 Seelen (Bezirk Buëa 13 300 Köpfe) stark, den Ost- und Südostabhang des Kamerungebirges. Groß und schlank, sind sie muskulöser als die Duala und neigen nicht so zur Korpulenz. Die Bekleidung ist eine recht primitive; man kennt nur das Hüfttuch, oft heut in einem europäischen Handtuch bestehend. Mehr Sinn hat man für Schmuck. Die Frisur ist eine recht komplizierte. Das Haar, stellenweise mit Glasperlen oder Eisenplättchen ausgerasiert, wird in eine Unzahl von Zöpfchen geflochten, die ringsum vom Kopfe starren. Die Männer legen auch den Kinnbart in Zöpfchen. Tatauierung als Schmuck ist sehr beliebt. Um den Hals trägt man Ketten von bunten Perlen, Messingglöckchen, Raubtierzähnen u. a. m. In den durchbohrten Ohrläppchen stecken daumesdicke Röhren aus Grass tengeln oder neuerdings Patronenhülsen, die, mit einem Deckel verschlossen, sich zugleich als praktische Schnupftabaksdosen bewähren. Tabakblätter sind hier das beliebteste Zahlungsmittel. Die Hütten sind aus Palmblattstielen und -blättern aufgeführt, die Wände

\*) Hierin gehören vor allem die Malimba, Bakoko, Lungasi am untern Sanaga, Batanga, Banoko, Bapuku und Kampolente an der Südküste; hinter diesen, einen zweiten Zwischenhändlerring bildend, die Bakundu (noch Kannibalen wie auch die Byrre und manche Stämme im mittleren und südlichen Kompensationsgebiet); Bafut, Balung am Mungo, Abo, Budiman am Wuri, im Süden die Mabea, Ngumba, im neuen Süden die Bafuele, Kunambembe, Bombassa usw.



Abb. 11. Fan m. d. typischen Helmrisur.  
(Nach einer Originalaufnahme von  
Dr. Günter Lehmann, Lübecker  
Bangwe-Expedition.)

mit Matten bekleidet, und das Gehöft ist gewöhnlich mit einem lebenden Palisadenwerk umschlossen. Baumstämme mit eingeschlagenen Stufen dienen zum Übersteigen - dieses Baues, der keine Tür besitzt. Jedes Gehöft liegt abgesondert, 20—100 m weit vom nächsten entfernt; dazwischen dehnt sich Weideland oder Busch. Die drei Hauptdörfer gruppieren sich zu dem Orte Bua, wo jetzt der Sitz des Gouvernements ist. Die Bakwiri sind in erster Linie Viehzüchter. Das eingeborne Kamerunrind ist ziemlich klein, wird nicht gemolken und höchstens bei größeren Festen geschlachtet. Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner ergänzen den Bestand und sind wichtige Tauschartikel. Auch tüchtige Jäger sind die Bakwiri;

ihre Jagdhunde tragen hölzerne Klappern, an deren Ton der Jäger seinen Hund erkennt. Das Weib wird wie bei den Duala gekauft; der übliche Preis beträgt 30 Ziegen. Bleibt die Ehe kinderlos, so wird der Kaufpreis zurückerstattet. Die Mutter trägt das Kind, solange es noch nicht laufen kann, in einer Basttasche. Jedes Dorf hat seinen H ä u p t l i n g, der namentlich Kriegsführer ist. Höchst bemerkenswert ist die symbolische Art der Kriegserklärung: ein Abgesandter des feindlichen Häuptlings wäscht sich im Dorfe oder an der Hauptstraße im Bache die Hände. Blutrache wird in voller Ausdehnung geübt.

Zur Makagruppe endlich gehören u. a. die M i s a n g a (Misfanga, Bomali) am Ngoto (und Sfanga) im neuen Kamerun, bei denen sich nach C. Koch eine deutliche Beeinflussung vom Kongo her bemerkbar macht; so sprechen sie denn auch ein verderbtes Bangalla, das sich überhaupt in großen Gebieten der südöstlichen Ecke Neu-Kameruns als Verkehrssprache eingebürgert hat. Die Misfanga sind untersetzte, muskulöse Gestalten, die „zwar eine enorme Arbeitskraft, vor jeder Arbeit und Anstrengung

jedoch noch eine größere Scheu besitzen, als die Neger der Küstenstämme“. Der natürliche Reichtum der von ihnen bewohnten Gebiete leistet ihrem Hang zur Trägheit in jeder Weise Vorschub. Fleischnahrung liefern ihnen die ihnen dienstbaren, im Urwald hausenden Bagjelli, ein Pygmäenstamm (1,45—1,55 m hoch), der denen im Kongogebiete verwandt sein dürfte und gleich den Buschmännern Südwestafrikas (s. S. 88) ein schweifendes Jägervolk ohne feste Wohnsitz ist. Ihre geringen Bedürfnisse an europäischen Erzeugnissen vermögen die Misanga durch Tausch (Elfenbein und Gummi) in den Faktoreien leicht zu befriedigen. Narbentatuierung auf Brust und Leib ist in mehrfachen Mustern beliebt; Stammeseigentümlichkeit ist auch das Ausschlagen der oberen und unteren Schneidezähne. Zur Kleidung dienen Bast- und Rindenstoffzeuge, Hüfttücher, die besonders bei den Häuptlingen oft mit einem aus Haussaperlen gefertigten Gürtel in reichen Falten um den Leib befestigt werden. Mannigfaltiger ist der Schmuck. Die Männer (auch der benachbarten Kunambembe und anderer Makastämme) pflegen das Haupthaar zu Zöpfen zu flechten, die vor den Ohren und über die Stirn herabhängen. Die Frauen flechten das Haar bisweilen zu mehreren Kämmen ähnlich der Raupe des alten bayerischen Helms, bergen es jedoch häufig in ein eng anliegendes Kopftuch. Vielsach wird die Nasenscheidewand durchbohrt und mit einem hölzernen Pflock „geschmückt“. Dazu gesellen sich eiserne oder messingne Arm-, Bein- und Halsspiralen oder -ringe, die letztere nicht selten bis zu 10 Pfund wiegen. In den rechteckigen Hütten „befinden sich an der Rückwand alkovenartige Gemächer, die je ein aus Lehm gemauertes Bett und eine Feuerstelle enthalten und den Frauen gehören. Als Frontabschluß dient ein aus einer breiten Wurzel oft kunstvoll geschnitztes und schwarzweißrot (!) bemaltes Brett“. Die Waffen und Ruder — „die Misanga rudern vorzüglich und ausdauernd“ — verraten den Einfluß der Stämme des Kongo- und Ubangigebiets. Gleich andern Makavölkern dürften auch die Misanga noch Anthropophagen sein; behaupten Dominik und andre doch, daß die Maka sogar die erforenen Opfer regelrecht mästen. Im übrigen nennt Koch die Misanga friedliebend und rühmt ihnen eine gewisse Ehrlichkeit nach.

Die Bevölkerung des Hinterlandes im weitern Sinne ist keine einheitliche. Von Süden und Südosten drängen nach Norden und zur Küste die einst im Kongobecken ansässigen, anthro-

pophagischen, kriegerischen Fan(g)völker, von Norden in breiter Flucht nach Süden die Sudanneger, die alteingesessene Bevölkerung einengend, verdrängend, sich mit ihr mischend. Von den Fanvölkern, denen auch die Stämme (Mpangwe, s. Abb. 11) im Süden des Kompensationsgebietes zugehören, seien hier die Saunde geschildert. Die arbeitsamen, auf 300 000 Köpfe geschätzten Saunde bewohnen das östliche Hinterland, etwa zwischen 3—4° n. Br. und 11—12° ö. L., das fruchtbare Bergland und die Parklandschaft zwischen dem Mittellauf des Njong und des Sanaga. Durch kräftige, gleichmäßige Körperformen ausgezeichnet, werden sie nicht selten bis 2 m hoch. Die Hautfarbe ist ein bald helleres, bald dunkleres Braun. Die Stammestatuierung, eine Art von Zweigmuster, wird den Jünglingen bei der Mannbarkeitszeremonie von dem Fetischpriester längs des Rückgrats eingebrannt. Die Kleidung besteht bei den Männern, die unterwegs drei bis vier Speere in der Hand und über der Schulter ein kurzes Messer tragen, in einem einfachen Lendenschurz; bei den Frauen in einem „aus trockenem Gras gefertigten, oft rot gefärbten, pferdeschwanzartigen Cul de Paris“. Sehr reich ist dagegen der Schmuck. Arme, Beine, Hand- und Fußgelenk sind mit klirrendem Ringschmuck behangen. Den Hals schmücken Ketten aus Hundszähnen, Amulette usw. Das Haar ist oft rot, schwarz und weiß gefärbt, mit Papageiensfedern besteckt, mit weißen Porzellanknöpfchen durchflochten und wird, am Hinterhaupt zusammengekommen, in einem aus Bambusstäben gefertigten Gestell getragen. Bei Festlichkeiten bemalt man den Körper rot oder weiß (zugleich Trauerfarbe). Die viereckigen Hütten sind sehr solide gebaut. Etwa 10—15 Hütten, in langer Doppelreihe stehend, sind meist durch einen Zaun zu einem Dorfe vereinigt. Jedes Gehöft weist einen zum Schutze gegen Überfälle durch Raubtiere auf Pfählen stehenden Viehstall auf, zu dem das Vieh abends auf einer Baumstammleiter hinaufklettert, die hernach weggestellt wird. Quer vor der Dorfstraße steht das große Männerhaus, in dem sich eine Reihe von Bettgestellen befindet und stets ein Feuer unterhalten wird. Dieses Haus stellt die Dorfwatche und das Gasthaus dar. Die Saunde beschäftigen sich in gleicher Weise mit Ackerbau (vor allem Mais), Viehzucht und Jagd. An der Bearbeitung des Bodens nehmen auch die Männer teil. Von Gewerben ist hier in erster Reihe die Schmiedekunst zu nennen. Das Rohmaterial wird aus Raseneisenerz in kunst-

vollen Schmelzöfen gewonnen. Unter den Erzeugnissen der Faundes Schmiede verdient das Eisengeld (in Form von Hacken oder Speerspitzen) hervorgehoben zu werden. Den Faunde (wie allen Fanvölkern) ist eine Waffe eigentümlich: die Armbrust, die jedenfalls dem Kulturbeiz der portugiesischen Entdecker entlehnt ist, da sie sich sonst in ganz Afrika nicht wiederfindet. Die Macht des Häuptlings ist unumschränkt; das Zeichen seiner kriegerischen Würde bildet die um den Hals getragene Kette von Leopardenzähnen. Mit dem Fetischismus hängt der Brauch zusammen, beim Tode eines Mannes eine oder mehrere seiner Frauen zu opfern; stirbt eine Frau, so ruft der Gatte ihre Seele einen Monat lang mit der Trommel an. Dem Charakter der Faunde zollt Dominik mit den Worten Lob: „Es war so etwas ganz andres, mit diesen unbefangnen, frei blickenden und sprechenden Naturmenschen zu reden, als mit den verschlagenen, hochmütigen und doch so kriechend freundlichen Küstennegern“. Vielfach arbeiten die Faunde jetzt im Dienste der Europäer.

Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sind in ihre heutigen Sige im nördlichen Kamerun aus dem Benuëgebiet die Bali eingewandert, der bedeutendste der sogenannten Grasslandstämmen. Kräftige, sehnige, muskelstarke Gestalten mit energischem Gesichtszchnitt, sind die fast schwarzblauen Bali weit über mittelgroß. Auffallend ist die Länge ihrer Schenkel, „die sie in stand setzen, große Strecken ohne Ermüdung zurückzulegen; überhaupt liebt es der Bali, seine Kraft zu zeigen und sich in elastischem Lauffschritt oder Sprunge von höher stehenden Personen zu entfernen“ (Zintgraff). Die Form des Kopfs der Bali ist ein ausgeprochenes Oval, das bald nach der Geburt des Kindes durch wiederholtes sanftes Drücken mit der flachen Hand auf die obere Stirn künstlich erzeugt wird. Als Stammesmarke pflegen die Männer die Schneidezähne zuzuspitzen, während den Weibern die obern Schneidezähne ausgebrochen werden. Das Haupthaar wird mit dreieckigen Eisenplättchen bis auf einen elliptischen Kamm längs des Scheitels abraziert. Originell ist der Haarschmuck der Krieger; sie lassen nämlich auf dem Wirbel einen Schopf stehen, der mit Kauris, Metallplättchen, kleinen Antilopenhörnern u. dgl. durchflochten wird und recht eigentlich als „Stalplocke“ dient. „Es gilt für eine Schande, wenn dem Erschlagenen behufs besserer Beförderung des (als Trophäe abgeschnittenen) Kopfes Lippen oder Ohren zum Hindurchstechen des

Speeres aufgeschlitz werden.“ Beide Geschlechter entfernen die Augenbrauen, die Männer bisweilen auch die Wimpern. Während die Männer, sofern sie reich genug sind, die malerisch wallende Tobe oder das Kriegshemd tragen, gehen die Weiber fast nackt, nur mit einem Hüftring geschmückt, der vorn und hinten mit einer handgroßen Schürze aus weißen Bananenfasern oder Grasbüscheln geziert ist. Gewöhnlich bemalt man den Körper mit einer Abkochung von Rotholz. Die viereckigen oder runden, sehr sorgfältig gebauten Hütten mit Regeldach bilden, zu Hunderten vereinigt, die stattlichen Dörfer, in denen bisweilen mehr als 10 000 Bali wohnen. In der Mitte des Dorfes liegt, von einem freien Beratungs- und Marktplatz umgeben, das umfangreiche Gehöft des Häuptlings. Der Häuptling steht in hohem Ansehen. Sein Absolutismus wird jedoch durch den ihm beigegebenen Rat der Ältesten eingeschränkt. Rundschafter, die, um besser beobachten zu können, vor aller Welt den (als unzerleglich geltenden) Narren spielen, unterrichten den Häuptling von den feindlichen Plänen anderer Dorfschaften. Der Häuptling ist in erster Reihe Richter und religiöses Oberhaupt seines Stammes. Für den Krieg bestimmt er besondere Führer. Die ganze soziale Organisation der Graslandstämme hat eine gewisse Ähnlichkeit mit altgermanischen Zuständen. So wild und kriegslustig die Bali sind, so blühen doch bei ihnen Ackerbau, Viehzucht und Industrie. Namentlich sind sie ausgezeichnete Töpfer, und die tönernen Pfeifenköpfe (meist Menschen oder Thiere darstellend), die die Balitöpfer modellieren, sind weithin berühmt.

Von den Sudannegervölkern des Hinterlandes scheinen die nördlich des mittleren Sanaga ansässigen Wute das bedeutendste zu sein. Mit Bantublut gemischt, präsentieren sich die Wute, die in erster Linie Elfenbein- und Sklavenjäger sind, als dunkelhäutige, schlanke, sehnige Meger mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Auch die Wute üben gleich den Bali Schäbelformation, feilen die Schneidezähne spitz und bemalen den Körper mit Rothholzlösung. Das Haar wird gewöhnlich in der Mitte gescheitelt, mit Palmöl eingefettet und in zahllose vom Kopfe abstarrende Zöpfe geflochten. Die Männer rasieren den Bart bis auf das Kinn; der breite, kurze Kinnbart wird nach vorn gekämmt und aufgedreht. Die Kleidung der Ärmeren ist ein Lendenschurz aus Rindenbast oder Baumwollzeug; die Reicheren tragen das langwallende, faltenreiche, geschmackvoll bunt ge-

musterte Hemd der Haussa, das oft noch mit Koranspruch-Amuletten benäht ist. Die runden Hütten der Wute sind sehr geräumig (3—6 m im Durchmesser) und hoch, aus Lehm, der mit Häcksel durchknetet ist, erbaut, mit kegelförmigem Grassdach und hohen Türen versehen. Das Dorf des Wutehäuptlings Ngila zählte (nach Dominik) seinerzeit gegen 1500 solcher Hütten. Die Anlage der Dörfer verrät den kriegerischen Sinn der Wute. Ngilas Dorf lag zwischen Bergrücken in einer Talsenke und war mit einem breiten, scharf abgestochnen Graben und Palisadenwall umgeben. Die Bewaffnung der Wute bilden, sofern sie nicht schon im Besitz von Feuerwaffen sind, Speer, Pfeil und Bogen, das über der linken Schulter hängende, gerade Schwert, Dolch und Stoßmesser, sowie ein mannshoher, mit Pferdeschweifen gezielter Büffelhautschild. Zum Spannen der großen Bogen bedient man sich eigenartiger, geschnitzter Spannhölzer oder eines an der rechten Hand getragenen, eisernen Spannrings, der meist in eine dolchartige Schneide ausläuft. Das linke Handgelenk wird durch ein breites Lederband gegen den Rückprall der Bogensehne geschützt. Die Führer der einzelnen Heerscharen — Morgen schätzte Ngilas Streitmacht auf 2000 Mann — tragen als Abzeichen rote Federn im Haar. Während des Kampfes wird auf riesigen Elfenbeinhörnern geblasen und die große Pauke geschlagen. Die Macht des Häuptlings, der einen großen Harem hält, ist im eignen Lande eine unumschränkte. Er ist jedoch Vasall des Sulbefürsten von Tibati, dem er jährlichen Tribut zahlt.

An die Wute grenzen nach Osten, nun ganz unter deutsche Herrschaft gekommen, die zwischen dem Dume, Mbere und Mambere wohnenden Baia (Baja, Beia), in deren Gebiet die größeren Ortschaften Gamane, Kunde und Mandé liegen. Sie sind wie manche andre Sudanvölker noch Kannibalen. Clozel schildert sie als große, muskulöse Neger von schwarzer bis kupferroter Hautfarbe, mit breiter Nase, aber nicht sehr dicken Lippen. Schmuck und Kleidung sind dürftig; die Männer tragen einen Rindensstoffschurz, die Frauen eine Hüftschur, an der getrocknete Blätterbüschel aufgereiht sind. Die Hütten sind in einzelnen Gebieten kegelförmig, in andern halbkuglig; das Dach reicht fast bis zur Erde. Die Baia sind besonders geschickte Schmiede. Die Bewaffnung besteht in Pfeil und Bogen und rohrgeflochlenen Schilden; auch das weiterhin geschilderte Wurfmesser ist mehrfach

angetroffen worden. In manchen Gegenden wird Pflanzensalz bereitet. An der Spitze der größeren Stämme steht ein Oberhäuptling, der seinen Hofstaat heut bereits nach mohammedanischem Muster eingerichtet und in einem größeren, mit Gräben, Wällen und Palisaden befestigten Dorfe seine Residenz hat. Kunde, das nun deutsch geworden, ist ein wichtiger Handelsplatz. Ehedem waren die Baia dem Fulbefürsten von Ngaumdere tributpflichtig.

Die Fulbe sind ein ursprünglich hamitisches, hellfarbiges Volk — „hellgelb, blond, blauäugig und kaukasisch aussehend“ nennt sie Morgen —, das (einst Hirten), vom Senegal kommend, sich allmählich den ganzen westlichen Sudan unterworfen hat. Im Jahre 1802 brach unter diesen Fulbe auf religiöser Grundlage ein Aufstand aus, der zur Gründung des mächtigen Sokotoreiches führte. Von hier aus erfolgte dann die Unterwerfung der östlich gelegenen Gebiete bis zum Schari. Der Fulbesultan behielt Sokoto als Residenz bei, seine Heersführer aber erhielten die eroberten Haussa- und heidnischen Negerreiche als Lehen. Passarge nennt die politischen Verhältnisse dieses großen Fulbestaates ein getreues Abbild des mittelalterlichen Feudalreiches. Unter den hier in Betracht kommenden Fulbe-Emiraten ist Adamaua (d. h. Adamsland) das bedeutendste. Es beherrscht das ganze Hinterland zwischen dem 6.<sup>o</sup> und 10.<sup>o</sup> n. Br., und die „Lamido“ von Märua, Ngaumdere, Tibati, Banjo, Joko uff. waren bis vor kurzem dem Emir von Yola, und sind jetzt dem Gouvernement tributpflichtig. Der Tribut bestand gewöhnlich in Elfenbein und Sklaven. Die Fulbe tragen ganz allgemein mohammedanische Kleidung: dunkelblauen Turban, weiße Tobe, blaue oder rote Bluderhosen und das lange, gerade, in prächtig verzierter Lederscheide steckende Schwert an buntem Gehänge. Die Frauen haben fast sämtlich einen Nasenpflock. Das Haar wird auf dem Scheitel zu einem Wulst aufgenommen und in einer großen dunkelblauen Tuchmütze geborgen. Daneben finden sich auch andre, nicht minder seltsame Haartrachten. Ohrfläppchen und Ohrmuscheln schmückt man mit großen, schweren Messingringen. Eine eigenartige Waffe ist in Adamaua in Gebrauch: das Wurfeisen, das (vermutlich aus dem Wurtholz hervorgegangen) in einer flachen oder rundlichen Eisenstange besteht, aus der wie die Sprossen an dem Hirschgeweih mehrere Schneiden bald nur nach links, bald nach rechts und links herauswachsen. Unter den Fulbekriegern

verdient die Wattlepanzerreiterei hervorgehoben zu werden, hinter der als „wandelnder Verschanzung“ die Fußtruppen zum Nahkampfe vorrücken. Der überaus schwere Panzer (Iefida) ist mit der Wolle des Wollbaums dick gepolstert und für Pfeile und Wurfspeisen undurchdringlich. Die Residenzen der Fulbefürsten Deutsch-Adamauas sind meist groß und mit Wall und Graben umgeben.

Im mittleren Adamaua sind von größeren Sudänvölkern besonders die nun deutsch gewordenen, auf 250 000 Seelen geschätzten Latta (Laka) und die Mundang zu nennen, der „einzige Sudanstamm, der es vermocht hat, den Fulbe erfolgreichen Widerstand zu leisten, indem er sich eine eigene Reiterei schuf“. Im Gebiet der Mundang liegen von größeren Ortschaften Lama und Vere (mit etwa 10 000 Einwohnern). Die große und wohlhabende Fulbestadt Binder (etwa 15 000 Einwohner) ist die südlichste Vorburg der Fulbe gegen die Mundang. Latta und Mundang treiben vornehmlich Ackerbau und Viehzucht. Angebaut wird besonders Hirse, Mais, Reis und die Erdnuß. Um Binder läßt der Fulbesultan Baumwolle in größerem Maßstabe pflanzen. An Vieh züchtet man (neben Schafen und Ziegen) Rinder und Pferde (zwei Rassen), und in Rindern haben die Eingeborenen bisher die Steuern an die französische Verwaltung entrichtet. Die Dörfer sind meist recht ansehnlich und zählen bis 400 Hütten mit gegen 2000 Bewohnern. Andererseits liegen weite Strecken heut verödet da, weil die Kameruner Fulbefürsten und die Bagirmier sich lange Zeit diese Gebiete zu Sklavenjagden und Viehraub auserlassen.

Als wichtiges Bevölkerungselement Kameruns sind schließlich noch die Haussa zu erwähnen, die, durch die ganze Kolonie (namentlich im Wutelande) zerstreut, meist nur in kleinen Ansiedlungen wohnen und nicht nur Händler, sondern auch Farmer, Handwerker, oft selbst Hofchergen der Fulbe sind. An der Küste spielen die Beh und Kru, aus Liberia bzw. von der Körnerküste stammende, wahrhaft herkulische Neger, eine Rolle. Sie stellen die Arbeiter für die Faktoreien und Dampfer, und kein anderer Stamm weiß so geschickt die Boote durch die Brandung zu steuern. Sie sind gutmütig, etwas beschränkt, aber leicht zu erziehen. Ihre Stammestatauierung ist ein kleiner Strich unter der Nase. Ihre Tracht ist gewöhnlich ein einfaches Lendentuch. Meist verpflichten sich die Kru nur auf ein Dienstjahr; bisweilen aber sie-

deln sie sich mit Frauen und Kindern dauernd an. Fast alle Krulleute sprechen das sogenannte „Pidgin“-Englisch. Sehr originell sind die Namen, die sie sich wählen. Man findet darunter solche wie Bismarck, Moltke, aber auch Bottle beer, Half dollar, Broken paddle uff.

Die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie hat sich allmählich weiter in das Innere auszudehnen vermocht. Mittels der Steuer (Kopf- und Hüttensteuer, bzw. Tribut) werden seit 1907 auch die Eingeborenen zu Beiträgen für die Verwaltung herangezogen. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, dessen Sitz Buëa ist. Für die Zwecke der Verwaltung ist das Schutzgebiet in 24 Verwaltungsbezirke eingeteilt (Bezirksämter, Stationen und Residenturen): Rio-del-Rey, Ossidinge, Johann-Albrechtshöhe, Victoria, Buëa, Duala, Bare, Jabassi, Joko, Akonolinga, Kampo, Ambam, Mulundu, Edea, Jaunde, Kribi, Ebolowa, Lomie, Dume, Dschang, Bamenda, Banjo, Garua, Kufferi. Die durch das Kongoabkommen erlangte Gebietserweiterung wird zweifellos eine Anzahl neuer Bezirke hinzufügen. Ebenso dürfte auch die Schutztruppe nicht unerheblich vermehrt werden. Sie zählt <sup>1912</sup> (Staatsstärke 1912) 1450 Farbige, die von einem Stabe deutscher Offiziere und Unterchargen kommandiert werden. Das Gleiche gilt von der farbigen Polizeitruppe (570 Mann), die sich unter dem Kommando deutscher Militärpersonen auf die verschiedenen Regierungsstationen verteilt. — Unter den europäischen Siedlungen sind Duala (wie der Hauptort Kameruns auf Verfügung der Regierung seit 1901 heißt) und Victoria die bedeutendsten. An der Mündung des Wuri gelegen, ist Duala heute ein stattlicher Ort. Längs des linken Flußufers ziehen sich die Gebäude der deutschen und englischen Faktoreien hin. Eine Raianlage schützt sie. Neben der breiten Landungsbrücke erhebt sich die Maschinenwerkstätte, auf deren Schwimmdock kleine Dampfer repariert werden können, dahinter auf einer kleinen Anhöhe das Zoll- und Postgebäude, die Peter-Paulskirche der Pallotinermission, das Regierungsschulhaus. Noch weiter zurück liegen die verschiedenen, die Stadt bildenden Ortschaften der Eingeborenen: Joß-, Bell-, Akwa-, Mukuridorf uff. mit den Gebäuden der Basler Mission, den oft recht stattlichen, steinernen Häusern der reichen Häuptlinge, das alles von breiten, regelmäßigen Straßen durchschnitten. über dem Ganzen aber

thronen auf der es beherrschenden Fußplatte in herrlichem Park mit manchem Denkmal die stolzen Regierungsgebäude: das alte Gouvernement, das Amts- oder Palaverhaus, die Kasernen für die Schutz- und Polizeitruppe, das Krankenhaus ußf. Nicht minder stattlich präsentiert sich Victoria in der ursprünglich einen mächtigen Kraterkessel bildenden, sehr geschützten Ambasbuch. Victoria ist der Mittelpunkt der am Südfuß des ewig wolkenverhüllten Kamerunberges gelegenen, bedeutenden europäischen Pflanzungen, deren zahlreiche weiße Häuser weithin durch das üppige Urwaldgrün leuchten. In Victoria liegt auch der botanische Versuchsgarten der Regierung, der wissenschaftlich wie praktisch für alle unsre Kolonien von größter Bedeutung ist; die Versuche hier erstrecken sich auf ziemlich alle tropischen Kulturpflanzen. Ein breiter Fahrweg führt von Victoria aufwärts zu dem am Südostabhange des Gebirges etwa 985 m hoch gelegenen Buëa, das eine Gesundheitsstation, eine gutbesuchte Handwerkerlehrstätte und eine sich gut bewährende Viehzuchtstation aufweist. Eine Reihe von Stationen im Innern, vor allem Jaunde, sind zu Befestigungen ausgebaut worden. — Die vier Schulen der Regierung liegen in Duala, Victoria, Garua und Jaunde. Die Unterrichtssprache ist Deutsch; zur Erklärung wird gelegentlich Englisch und der betreffende Bantudialekt herangezogen. Eine große Anzahl von Schulen, meist auch mit praktischem Handwerksunterricht verbunden, unterhalten die in Kamerun tätigen Missionsgesellschaften: die Basler Mission, die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten, die (seit 1875 anässige) amerikanische Mission der Presbyterian Church und die katholische Pallotiner-Kongregation (Limburg), die sämtlich auf zahlreichen Stationen, zum Teil selbst im Hinterlande (Bali- und Jaundeland, Bamum ußf.), tätig sind. — Für die Erschließung der Kolonie sind die Wege von großer Bedeutung, die von der Regierung angelegt sind und mit Hilfe der betreffenden Häuptlinge im Stande erhalten werden. Eine dieser großen Straßen führt von Kribi über Volodorf nach Jaunde (285 km). Sie ist 10—18 m breit und zu beiden Seiten stellenweise mit Wassergräben versehen; bei Bipindi ist der Lokundje massiv (Eisenbeton) 128 m lang überbrückt worden. Eine andre führt vom Kamerunästuar über Johann-Albrechtshöhe nach Tinto und Bali ußf. Im Norden haben die Fahrstraße von Garua nach Marua und Binder, sowie von Kufferi nach Dikoa größere Bedeutung.

Weit wichtiger aber werden die Eisenbahnlinien werden, von denen die Nordbahn, in Bonaberi, auf dem Duala gegenüberliegenden Ufer des Kamerunflusses beginnend und zum Mangubagebirge (Station Mbo, 160 km) führend, 1911 auf der ganzen Strecke in Betrieb genommen wurde, die Mittellandbahn Duala—Edea—Widimenge (am Njongfluß), 293 km lang, im Bau ist. Eine kurze Schmalspurbahn (in Privatbesitz) führt von Victoria nach Soppo. Projektiert ist die Fortführung der Nordbahn nach Adamaua und eine Südbahn.

Poststationen zählt Kamerun heute 35. Sie haben teilweise Telegraphen- (17) und Telephonanlage (15). Das Postamt in Duala ist durch Unterseekabel (nach Bonny, Süd-Nigeria) an das internationale Kabelnetz angeschlossen. In Duala wird jetzt eine Station für Funkentelegraphie (7,5 KW-Station mit 100 m hohem Turm) errichtet.\*) Den Verkehr mit dem Mutterlande vermitteln die Schiffe der Woermannlinie, der Hamburg-Amerika- und der Hamburg-Bremer-Afrikalinie (monatlich 2 mal), sowie zweier englischer Linien. Der Süden hat Verbindung vom Kongo her durch die Schiffe der „Compagnie Belge Maritime du Congo“. Die Briefbeförderungsdauer beträgt 20—30 Tage (Berlin-Duala). — Die Ausfuhr betrug 1910: 19 920 000 Mk. (ohne Bargeld), vor allem Kautschuk, Ölpalmenprodukte, Kakao und Elfenbein. Die Einfuhr betrug im gleichen Jahre: 22 930 000 Mk. (ohne Bargeld); eingeführt wurden besonders Textil- und Filzwaren, land- und forstwirtschaftliche Erzeugnisse, Metalle und Metallwaren.

### Deutsch-Südwestafrika.

Am 24. Januar 1895 ward auf Befehl des Kaisers am Kap Groß ein altes Seezeichen erneuert: eine morsche, steinerne Säule, auf der der kühne portugiesische Kongoentdecker Diogo Cão der Welt verkündete, er habe im Jahre 1485 auch dieses ferne Land betreten, namens des erhabnen und glorreichen Königs Dom Joãos II. davon Besitz ergriffen und zum Wahrzeichen

\*) Ähnliche Küstenstationen für drahtlose Telegraphie sollen 1. 12/13 auch in Togo und Deutsch-Ostafrika errichtet werden. Die Reichweite der letzteren ist so bemessen, daß sie zugleich mit der Station in Muansa (s. S. 29) Verbindung hat.

dessen solch Denkmal hier errichtet. Und diese Säule, die nun im „Königlichen Museum für Meereskunde“ zu Berlin bewahrt wird, und diese Inschrift sind Zeugen der ersten geschichtlichen Erwähnung Südwestafrikas. Aber nur zu bald vergaß man diese auf der Suche nach Ostindien gemachte Entdeckung, und vier Jahrhunderte vergingen, ehe Südwestafrika wieder in den Vordergrund kolonialen Interesses trat.

Am 16. November 1882 wandte sich der Bremer Kaufmann Franz Adolph Lüderitz mit der Anfrage an das Auswärtige Amt, ob er für eine von ihm geplante Ansiedlung an der Südwestküste Afrikas auf den Schutz des Deutschen Reiches rechnen dürfe. Ihm ward die Antwort, es würde ihm der erbetene Schutz gewährt werden, sofern es ihm gelänge, dort einen Hafen zu erwerben, auf den keine andre Nation ein Anrecht habe. Schon am 1. Mai 1883 war der Vertreter von Lüderitz im Besitze eines Vertrages, demzufolge der Häuptling Frederiks von Bethanien ihm an der Küste von Angra Pequena gegen Zahlung von 2000 Mark und 200 Gewehren einen etwa 2 Meilen langen und sich 5 Meilen ins Innere erstreckenden Länderstrich mit allen Hoheitsrechten abtrat. Das war die erste Lüderitz'sche Erwerbung, der bald als weitere das Gebiet vom 26.° südl. Br. bis zum Dranjeflusse folgte. Die Nachricht von diesen Ereignissen gelangte nur zu schnell nach Kapstadt, und alsbald begannen auch die Intrigen der eifersüchtigen Engländer, die da glaubten, aus der bereits vordem erfolgten Besetzung der um den 23. Breitengrad gelegenen Balfischbai Besitzansprüche auf das ganze südwestafrikanische Küstengebiet herleiten zu können. Bismarck verstand es aber, solchen Ränken ein Ziel zu setzen. Schon am 24. April 1884 hatte er dem deutschen Konsul in Kapstadt folgendes Telegramm gesandt; „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich des Dranje auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.“ Am 7. August landeten dann die Korvetten „Leipzig“ und „Elisabeth“ in Angra Pequena ein kleines Korps, hißten die deutsche Flagge, und man verlas jene denkwürdige Proklamation, die der Welt vom Eintritt des Deutschen Reichs in die Kolonialpolitik Kunde gab. Vor der Flagge aber ward auf schwarz=weiß=rotem Pfahl eine (jetzt im „Deutschen Kolonialmuseum“ zu Berlin befindliche) Tafel errichtet,

auf der die Grenzen des „Territorium Lüderitz“ (wie das Gebiet zunächst hieß) verzeichnet standen. Gleichzeitig hatte das Kanonenboot „Wolf“ längs der ganzen Küste nördlich von Angra Pequena — mit Ausnahme der englischen Walfischbai — bis hinauf zum Kap Frio die deutsche Flagge gehißt. Binnen kurzer Zeit gelang es auch, durch Kauf- und Schutzverträge, die alsbald durch den Reichskommissar bindende Bestätigung erhielten, das deutsche Gebiet nach dem Innern zu beträchtlich zu erweitern — die Einzelheiten der weiteren Erwerbungen übergehen wir —, und am 30. Dezember 1886, bzw. am 1. Juli 1890 kamen dann Verträge mit Portugal und England zustande, durch die die Grenzen „Deutsch-Südwestafrika“ in den Grundzügen festgelegt wurden. Eine Reihe blutiger Wirren sollte aber die friedliche Entwicklung der Kolonie vorerst stören: Kämpfe der Hottentotten unter ihrem Volkshelden Hendrik Witboi gegen ihren Erbfeind, die Herero, unter dem mächtigen Häuptling Kamaharero, Kämpfe, in die durch die Intrigen englischer Agitatoren auch die Deutschen verwickelt wurden, und die schließlich zur Unterwerfung beider Häuptlinge führten, — Witboi wurde erst am 9. September 1894 von Major Leutwein in der Nauklust besiegt — Kämpfe, die jedoch auch mit dem Treuschwur Witbois und der Versicherung treuer Gefolgschaft leider ihr Ende noch nicht gefunden haben sollten. Nachdem es schon seit dem Jahre 1902, das die Herero (nach Jule) bezeichnenderweise: ojo varande jovineju, d. h. „Jahr der Händler und des Betrugers“ nennen, bedenklich hier und da gegärt, nachdem sich im September 1903 im Süden des Schutzgebietes der Bondelzwartführer Johannes Christian aufgelehnt hatte, erhoben sich Mitte Januar 1904 die Herero gegen die deutsche Herrschaft, und in kurzer Zeit stand das ganze Hereroland in hellem Aufruhr. Es kam zu einer langen Reihe teilweise höchst mörderischer Gefechte mit den gut bewaffneten (Modell 88) und schußgeübten Herero unter ihrem Häuptling Samuel Maharero, der nicht nur kleinere Siedelungen zerstörte, sondern sich selbst an größere Plätze wagte. Zum Führer der unter den Unbilden des Landes oft unsäglich leidenden deutschen Truppen, deren Zahl im Verlaufe des drei Jahre währenden Feldzuges durch Nachschübe von Freiwilligen aus der Heimat beträchtlich erhöht werden mußte, wurde im Mai 1904 der Generalleutnant v. Trotha bestellt, dem es weiterhin gelang, in zahllosen, blu-

tigen Gefechten die geschlossene Macht der Herero zu zersprengen. Es folgte nun ein furchtbarer Guerillakrieg: die Aufständischen durchzogen in Banden plündernd und die Patrouillen überfallend das Schutzgebiet. Am Waterberg (11. August 1904) schließlich entscheidend geschlagen, kamen sie als Gegner kaum noch in Betracht. Leider gelang es Maharero auf englisches Gebiet zu entkommen. Während sich diese Kämpfe im mittlern Teile der Kolonie abspielten, und ein Teil der Hottentotten unter Hendrik Witboi auf Seiten der Deutschen daran teilnahm, begannen im Süden der Kolonie die Hottentotten sich zu erheben. Von Hendriks Truppen desertierte ein Teil (angeblich um sich einer drohenden Entwaffnung seitens der deutschen Regierung zu entziehen), Hendrik selbst folgte ihnen (angeblich, um sie zur Rückkehr zu bewegen) und erklärte in einem regelrechten Fehdebrief — wie ein mittelalterlicher Vasall — der deutschen Regierung den Krieg. Wie weit hierbei die sogenannte „Äthiopische Bewegung“, die, von Amerika ausgehend, eine nicht nur kirchliche Emanzipation der Schwarzen von den Weißen anstrebt, eine Rolle spielt, soll hier nicht untersucht werden. Hendrik Witboi übernahm die Führung des einen, der Bastard Morenga (Marinka) die des andern Hottentottenheeres. Durch dieses feindliche Eingreifen der Hottentotten wurde die Lage der deutschen Truppen im Schutzgebiet noch erheblich schwieriger. Die einzelnen, überaus blutigen Gefechte mit den Hottentotten können hier nicht geschildert werden. Nachdem Hendrik Witboi, den Deutwein mit Recht einen „Mann mit zwei Seelen in der Brust“ nennt, am 3. November 1905 gefallen war, ging auch der Hottentottenkampf mehr und mehr in einen Bandenkrieg über. Einzelne Unterführer ergaben sich. Morenga aber flüchtete Anfang Mai 1906 über die Grenze und geriet in englische Gefangenschaft. Kurz vor Weihnachten desselben Jahres ergab sich der Bondelzwartkapitän Christian, der sich, wie oben erwähnt, als erster erhoben hatte. Andre Bandenführer flohen auf die Kalahari zu, auch im Süden standen noch kleinere Trupps „im Orlog“; im großen und ganzen jedoch konnte man Anfang 1907 annehmen, daß die Ruhe im Schutzgebiete wiederhergestellt sei, und am 1. April 1907 ward der Friedenszustand proklamiert. Infolgedessen ward auch Morenga von den Engländern freigelassen. Er begann wieder zu konspirieren und mit einer Schar von etwa 400 Hottentotten brach er im August des Jahres wieder



Deutsch-Südwestafrika. Maßstab 1 : 12 500 000. Die Nebentarte zeigt den Caprivizipfel.

in das Schutzgebiet ein. Der englischen Rappolizei war es vorbehalten, den kühnen Bandenführer in einem Gefecht nahe der Grenze am 20. September zu töten. Um weiteren Aufstandsgelüsten für die Zukunft vorzubeugen, wurde von der Regierung das Vermögen der unterworfenen Stämme eingezogen und eine Verordnung über Passpflicht, Kontrolle und Dienstverhältnis der Eingebornen erlassen.

Hervorgegangen aus Angra Pequena (d. h. kleine Bucht), besitzt Deutschlands erste Kolonie Deutsch-Südwestafrika nun ein

Area! von ungefähr 835 100 qkm, ist also mehr denn andert-halbmal so groß wie das Deutsche Reich. Zwischen  $17^{\circ}16'$  und  $28^{\circ}38'$  südl. Br. gelegen, erstreckt sich das Küstengebiet zwischen dem Kunene (im Norden) und dem Dranje (im Süden) in einer Ausdehnung von über 1400 km. Im Norden grenzt unser Besitz an portugiesisches Schutzgebiet: Angola; im Süden an die englische Kapkolonie, der auch, wie bereits erwähnt, das um den 23. Breitengrad gelegene Gebiet der von Versandung stark bedrohten Walffischbai (mit etwa 15 km Küste und einer Anzahl vorgelagerter Guanoinseln) zugehört. Im einzelnen verläuft die Grenze: im Norden zunächst längs des Unterlaufs des Kunene, bis zu dessen Wasserfällen südwestlich von Humbe, dann mit dem Breitenparallel bis zum mittlern Okawango, diesen entlang bis zu dem Orte Andara (unterhalb von Libebe), von hier aus wieder in spitzem Winkel aufwärts bis zu den Katima-Molilo-Schnellen des Sambesi. Die Südgrenze bildet der Unterlauf des Dranje bis zum  $20.^{\circ}$  östl. L. Gegen das Hinterland (Britisch-Betschuanaland) verläuft die Grenze vom Dranje nordwärts, zunächst dem  $20.^{\circ}$  folgend, biegt dann in Höhe des 22. Breitengrads rechtwinklig aus und folgt nun dem  $21.^{\circ}$ , erreicht, nochmals rechtwinklig ( $18^{\circ}20'$  s. Br.) ausbiegend, den Tschobe und zieht mit ihm zum Sambesi. Die Ostgrenze deutet gleichsam wie mit einem Finger (dem sogen. „Caprivizipfel“) auf den mittlern Sambesi. Das Schutzgebiet umfaßt im Norden das Amboland, Raoko- und Kaukaubeld, im mittlern Teile das Damara- und im Süden das Groß-Namaland.

Der Mangel einer Küstengliederung, die nordwärts verlaufende Benguelaströmung, die starke Brandung und zahlreiche Untiefen (Schlamminseln) bedingen den Mangel nennenswerter Häfen. Die Südhälfte der Küste wird von einem öden, ausgedehnten, bis 30 m hohen Dünergürtel begleitet, der sich nach Norden zu mehr und mehr verliert. Dahinter dehnt sich der bis 90 km breite Steppenstreifen der „Namib“ (Granit und Gneis, von Flugsand überschüttet), der in immer rascherer Steigerung in die zentrale Hochebene übergeht. Mit einem Mittel von 1500—1600 m erreicht diese Hochebene Höhen, die der des Feldbergs und der Schneekoppe gleichkommen. Durch zahlreiche, meist Nord-süd verlaufende Brüche in Einzelplattaus zerrissen, von denen die Gr. Karasberge im Süden des Namalands (2200 m), die Etjotafel (2130 m) im Norden des

Damaralands die bedeutendsten sind, wächst das Tafelland etwa in der Mitte des Schutzgebietes zu gewaltigen, wildzerklüfteten Bergmassiven (dem Urihuib-, Auas-, Onjati-, Erongogebirge usw.) an, die im Omatako die stattliche Höhe von 2680 m (= der Kammhöhe der Schweizer Alpen) erreichen. Nach Norden zu senkt sich das zentrale Hochplateau allmählich zum Ambolande, nach Osten zu flacht es sich durch endlose Ebenen zur um etwa 500 m tiefer liegenden Kalahari-Steppe ab. Die Grundformation der Gesteinsmassen ist kristallinisch: Gneis, Granit — „die aus Gneis aufgebauten Gebirge werden durch zackige Grate und scharf ausgeprägte Bergspitzen charakterisiert, die Granitberge dagegen zeigen eine mehr rundliche, durch das Sandgebläse abgeschliffene Form“ — Basalt und Porphyr; daneben findet sich vor allem Kalk, Sandstein und Schiefer. An Erzen hat man besonders Kupfer (Otawi im Ambolande, Gorob usw.), — Ausfuhr 1909: 4 655 000 Mk., 1910: 4 999 000 Mk. —, Blei (Otawi, Lüderitzbucht usw.), auch Gold (im Damaralande) und Zinn (nördl. von Usakos) gefunden. Das Vorkommen von „Blaugrund“ bzw. „Kimberlitstöcken“ bei Gibeon läßt auch in diesen Gebieten auf Diamanten schließen, die bisher (seit 1908) nur auf sekundärer Lagerstätte in den Sanden bei Lüderitzbucht und weiter südlich der Küste entlang gefunden worden sind. Der Wert dieser meist weniger als 1 (aber auch bis 17) Karat wiegenden, wegen ihrer Wasserklarheit und leichten Schleifbarkeit geschätzten Diamanten betrug 1909: 15 436 000 Mk., 1910: 26 869 000 Mk. Bei Etujis und Kubas, südlich von Karibib, findet sich guter Marmor, der jetzt abgebaut wird.

Von den Flüssen (s. Abb. 11) führen nur die großen, der Wasserfälle wegen aber kaum schiffbaren Grenzflüsse: Oranje, Kunene und Okavango (oder Kubango) zu jeder Jahreszeit Wasser. Alle andern Wasserläufe sind nur Regenflüsse, sogenannte „Riviere“ oder „Dmiramba“ (Sing. Omuramba), d. h. lehmige oder sandige Flußbetten, die nur zur Regenzeit oder nach starken Niederschlägen oberirdisch laufen und auch dann nur höchst selten einen vom Quellgebiet bis zur Mündung reichenden, ununterbrochenen Wasserlauf darstellen. Fast niemals aber versiegt in den Dmiramba das Wasser gänzlich; fast das ganze Jahr hindurch erhält sich, unter der Oberfläche dahinfließend, der Strom, zu Brunnen grabbar. Das Namaland wässert zum Oranje, das Damaraland und Kaokoveld zum Meere, das Ambolande im



Abb. 12. Otawifluß.

wesentlichen zum Otawango hin ab. Von diesen Flußläufen seien besonders erwähnt: der Dub (Großer Fischfluß) und Kossob, der Kusieb, Swakop, der nur selten, wie im regenreichen Jahre 1896, zum Meer „abkommt“, Eisib und Huab, sowie der Omatako. Daneben finden sich fast überall abflußlose Regenbecken — „Blejs“ —, in denen sich das Wasser infolge der geringen Durchlässigkeit des Bodens oft monatelang hält. Im Norden des Schutzgebietes trifft man mehrfach auf Salzpfannen — „Pans“ —, die wohl als Überbleibsel von Brackwasserseen zu betrachten sind und, wie die riesige Etoscha-Pfanne, bisweilen große Ausdehnung erreichen. Auch heiße Quellen treten hier und dort — so bei Rehoboth, Windhuk (hottentottisch Eikhams d. h. Feuerwasser), Omapiu, Omburo uff. — zutage und werden von den Eingebornen seit langem zu Heilzwecken aufgesucht. Die Temperatur dieser Quellen beträgt durchschnittlich 42—54° C. Neuerdings geht man daran, die Wassererschließung — die wichtigste Frage für das Schutzgebiet — durch Bohrungen, Staudämme uff. planmäßig zu betreiben.

Im (noch wenig genau gekannten) Nama Deutsch-Südwestafrikas macht sich ein deutlicher Gegensatz zwischen Küste und

Binnenland, zwischen dem tropischen Norden und dem in der gemäßigten Zone gelegenen Süden bemerkbar. Die Temperatur des Küstengebietes beträgt durchschnittlich nur 16.—17° C, welches niedrige Jahresmittel der Einwirkung der antarktischen Benguelaströmung zuzuschreiben ist. Der wärmste Monat ist hier der März mit 20°, der kälteste der August mit 13° im Mittel. Im Binnenlande kann man eine heiße Regenzeit — die Monate Oktober bis April — und eine kühlere Trockenzeit — die Monate Mai bis September — unterscheiden. Das Mittel beträgt im Norden in dieser 24—25°, in jener etwa 25—26° C. Die heißesten Monate sind November und Dezember mit einem Tagesmaximum von etwa 38° und einem nächtlichen Minimum von etwa 18° C; die kältesten Monate sind Juni und Juli mit einem Tagesmaximum von etwa 28° C und einem unter dem Nullpunkt liegenden nächtlichen Minimum. Diese enormen Wärmeunterschiede bedingen auch vielfach die Zerklüftungen und Geröllformationen des Gesteins, indem die von der Sonnenglut überhitzten Felsen in der kalten Nacht mit lautem Geknatter in Stücke springen. Der Unterschied zwischen Norden und Süden des Schutzgebietes prägt sich besonders darin aus, daß sich, je weiter nach Süden, die Gegensätze zwischen Trocken- und Regenzeit mehr und mehr verwischen — in einzelnen Jahren bleibt die Regenzeit im Süden gänzlich aus — und die Temperaturmaxima ab, die Minima aber (bis —9° C) zunehmen. Die verhältnismäßig sehr geringe Regenhöhe nimmt von Westen nach Osten und von Süden nach Norden zu. Lüderitzbucht hat 13,8 mm, Keetmanshoop aber 148,7, Swakopmund 29,6 Windhuk jedoch 357,3, das südliche Groß-Namaland hat 120, das Amboland dagegen 585 mm Niederschlag im Normaljahresmittel. (Geringste Regenhöhe in Deutschland: 340 mm, Sigmaringen.) Einen gewissen Ausgleich schafft an der Küste der starke Nebel, der selbst in den Mittagsstunden oft kaum von der Sonne durchbrochen wird. Gewitterbildung ist nur am Rande der Kalahari häufiger. Die vorherrschenden Winde sind Südwest und ein föhnartiger Nordost (Mai—August), der sich im Juni und Juli gelegentlich zu mehrtägigem Sandsturm steigert.

Die gesundheitlichen Verhältnisse Deutsch-Südwestafrikas sind die besten von allen unserer afrikanischen Kolonien. Malaria kommt nur im Ambolande, im südlichsten Namalande, und nach reichen Regenperioden vor. Daneben sind noch Typhus

— eine Folge schlechten Trinkwassers in gewissen Gegenden und zu gewissen Zeiten — Ruhr und Skorbut zu erwähnen.

Die Vegetation des Schutzgebietes ist dürftig zu nennen. Auf den fast völlig öden Düngürtel folgt eine Zone mit spärlichem Grase, Geraniazeen wie *Sarcocaulon* („Buschmannskerze“) und vor allem der merkwürdigen, niedren, korkigen Welwitschie mit den 2 m langen, bandartig zerschlissenen Blättern, und der dornig-kugligen „*Naras*“ (*Acanthosicyos horribilis*), einem Kürbisgewächs, dessen kilogrammschwere Früchte ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen sind. Sehr reich sind Flechten vertreten, „typische Glieder einer Nebelvegetation“. An diese eigenartige Flora der Namib schließt sich die Grassteppe an, nur hier und da durchsetzt mit *Aloë dichotoma* („Köcherbaum“), *Euphorbien* und *Dornbüschen*, mit *Tamarisken*, *Ebenholz* und allerlei *Akazien* („*Kamelbörn*“ oder *Giraffen-Akazie*, „*Hafjesdorn*“ uff.), die sich in den Grundwasser führenden Flußtälern zu *Galeriewäldern* ordnen. Je weiter ins Innere, um so üppiger wird die Grasflur, und dieses Gras, durch die Trockenheit der Luft gleichsam in ein „Heu auf dem Halme“ verwandelt, ist ein überaus wertvolles Viehfutter. Im Norden trägt die Pflanzenwelt dem Klima entsprechend mehr tropischen Charakter (*Palmen*, *Affenbrotbäume* uff.). Angebaut werden von den Eingebornen (zumal den *Ambo*) *Weizen*, *Mais*, *Kürbisse*, *Wassermelonen* und *Tabak*. Vielfach finden sich in der Kolonie Gebiete, die lohnenden Garten- und Ackerbau gestatten. Die europäischen Ansiedler bauen *Weizen*, *Mais*, *Kartoffeln*, *Luzerne*, *Gemüse*, *Wein*, *Tabak*, neuerdings auch *Datteln*.

Reicher als die Flora ist die Fauna der Kolonie, wenngleich die gewaltigen Wildbestände durch unsinniges Abschießen arg dezimiert worden sind, und das Großwild (*Elefant*, *Flußpferd*, *Giraffe*, *Kassernbüffel*, *Löwe*, *Leopard* uff.) nur noch in den entlegenen Gebieten des Nordens und Ostens anzutreffen ist. Häufiger gejagt werden noch: *Hyäne*, *Schakal* — aus dessen Fell gewöhnlich der „*Karöß*“, der Mantel der Südafrikaner, gefertigt ist —, *Wüstenluchs* und *Hyänenhund*, ferner in den gebirgigeren Strichen der *Pavian*, der *Daman* oder *Klippdachs* (*Hyrax*) — aus dessen Exkrementen die Eingebornen eine Art „*Hefe*“ für ihr *Honigbier* bereiten — das *Stachelschwein*, *Maskenschwein* (*Potamochoerus*), der *Spring-* und *Kaphase* uff. In den Steppehochländern tummeln sich ungezählte Rudel der verschieden-

sten Antilopenarten, von denen besonders Kudu, Springbock, Kiebock, Hartebest, Elen- und die zierliche Duckerantilope hervorgehoben sein mögen. Der wichtigste Vertreter der Vogelwelt ist der Strauß, der im Norden noch in ganzen Herden wild angetroffen wird und auch in einzelnen Farmen gute Zuchtergebnisse ergeben hat. (Export von Straußenfedern 1910: 52 000 Mt.) Wirtschaftlich wertvoll sind ferner die vielen Arten von Hühnervögeln (Perlhühner, Savannen-, Rebhühner usw.), die Guano produzierenden Vögel auf den der Küste vorgelagerten Inseln und die ebendasselbst zu schlagenden Robben. Das Krokodil scheint nur im Oranje zu fehlen. Ganz allgemein finden sich auch Schildkröte und Frosch, die beide von den Eingebornen als Leckerbissen verzehrt werden. Leider mangelt es auch nicht an giftigen Schlangen, von denen Puffotter, Kobra, die über 3 m lange Mamba und die kleine Hornvipera genannt seien. Aus der niederen Tierwelt sind vor allem die gefräßigen Termiten, deren Zuckerhutbauten für die Buschwaldungen des Nordens geradezu charakteristisch sind, und die Wanderheuschrecken zu erwähnen. An Nutztieren züchten die Eingebornen in erster Linie das Rind (in drei Rassen: das Damara-, Ambo- und das durch die Bastards zur Veredlung eingeführte Afrikanderrind), daneben das nur als Schlachtier in Frage kommende Fettschwanzschaf (drei einheimische Arten), ein Wollschaf und langohrige Ziegen. Von den Europäern werden Rinder, Fleisch- und Wollschafe, Angora- und andre Ziegen Pferde usw. gezüchtet. Die Pferde leiden jedoch zeitweilig stark unter der „Sterbe“ („Perreziekte“); die Tiere, die sie überstanden haben (etwa 2—3 %), heißt man „gesalzne“. Besser gedeihen Esel und, wie es scheint, die neuerlich eingeführten Kamele. Die einheimischen Rinder sind mit gutem Erfolg durch europäische Rassen veredelt worden. Die aussichtsreiche Schafzucht hat leider in den letzten Jahren durch die Pockenpeste und das sogenannte Katarrhalsfieber schwere Verluste erlitten.

Ethnologisch betrachtet, ist Deutsch-Südwestafrika, dessen gesamte Bevölkerung auf nur rund 120 000 (?) Seelen geschätzt wird, eines der interessantesten Länder der Erde. Den Süden und größere Gebiete der Namib, sowie das Kaokoveld bewohnten vor dem letzten Kriege die kleinwüchsigen, gelblichen Gontento'ten. Zugleich über diese Bezirke zerstreut, besonders aber in der Kalahari schweifen die Buschmänner, die man lange Zeit, von gewissen sprachlichen Eigentümlichkeiten ausgehend, für nahe Verwandte der Hot-

tentotten hielt. Im Norden und Osten haben sich Bantustämme (Ambo oder Dwambo, Herero usf.) angesiedelt, die erst vor etwa 150 Jahren von Norden her in das Schutzgebiet eingewandert sind. Zwischen diesen beiden Völkergruppen eingeklemt, haufen in den einsamen Hoch- und Bergländern, etwa zwischen dem 20. und 23. Breitengrad, die Haindoo oder Bergdamara, ein Volk, dessen Herkunft und ethnologische Stellung noch immer ungeklärte Rätsel sind. Zu diesen reinen Naturvölkern gesellen sich, längst zu einer eignen Nation geworden, die sogenannten Bastards: ursprünglich Mischlinge zwischen Buren und Hottentottenweibern: sie haben sich in größeren und kleinern Verbänden namentlich um Rehoboth angesiedelt.



Abb. 13. Hottentottenmädchen.

Schildern wir zunächst die in einer Anzahl von noch etwa 14 000 Seelen heut vornehmlich das Hinterland der Walfischbai und das südliche Kaokoveld bewohnenden Hottentotten (holänd. = Stotterer), deren stärkster und reinster Zweig die Naman sind. Zu den „Rümersformen“ des Menschengeschlechts gehörend, mißt der Hottentotte (s. Abb. 13) im Durchschnitt nur 1,60—1,63 m. Der Kopf ist verhältnismäßig groß, die Brust schwach entwickelt; Arme und Beine sind dünn, Waden fehlen. Die einzige Schönheit sind nach Fritsch die zierlichen, aber auch zu knöchigen Hände und Füße. Die Stirn ist schmal, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist flach, oft gestülpt, so daß die Nasenlöcher von vorn sichtbar werden, die Augen erscheinen mongolenhaft geschlitzt. Dies und die schmutzig-gelbliche (beim Stamm der Hoachanas, der „roten Nation“, ins Indianerrötliche spielende) Hautfarbe lassen den Hottentotten, wie Dove mehrfach hervorhebt, auf den ersten Blick eher einem Chinesen, denn einem Neger ähneln. Die geringe Entwicklung der Haut-

fettschicht gibt dem ganzen Körper etwas Runzliges und namentlich dem faltigen Gesicht ständig einen mürrischen Zug. Eigenartig ist die Haarbildung des Hottentotten, von den Buren nicht übel als „Pepperkorn“-Haar bezeichnet: büschelförmig sprießen in deutlichen Inseln die kurzen, silzigen Haare aus der Kopfschwarte hervor. Eine Besonderheit des Körpers der Weiber ist ferner die sogenannte „Steatophgie“, d. h. eine im Alter zunehmende, maßlose Fettwucherung des Gefäßes. — Tatanierung scheint heut unbekannt. Zum Schutze gegen die Sonne reibt man die Haut mit einem Gemisch von Fett und Ocker ein. — Die Kleidung ist nun längst eine burische. Die Männer tragen meist aus Ziegenfell selbst gefertigte Jacken und Hosen, dazu Schuhwerk und gewöhnlich einen Strohhut: die Weiber Kleider aus Buntdruckzeugen und um den Kopf ein buntes Tuch. — Auf Schmuck wird wenig Wert gelegt: ein paar Ringe aus Messing, Kupfer oder Eisen, die aus einem Schildkrötengehäuse hergestellte Schnupftabakdose, ein merkwürdiges „Schweiß Tuch“, in einem Schakalschwanz bestehend, der auf einem Stabe befestigt ist, — das ist so ziemlich alles. — Die Hütte („Ponto“) des Hottentotten zeigt Bienenkorbförmigkeit: käsigartig gebogene Zweige werden im Kreise in die Erde gesteckt, und dies Gerüst wird mit Lehmplatten, geflochtenen Matten oder Fellstücken bedeckt. Der Boden der Hütte wird mit Mist und Blut zu einem festen Estrich gestampft, eine leichte Vertiefung in der Mitte dieses Estrichs dient als Herd. — Das Hausgerät ist bis auf das Bettgestell (für das Familienoberhaupt) heute meist europäisch, kaum daß man noch hier und da Gefäße aus Tierhaut, Schildkrötenbüchsen, umflochtne Straußeneischalen als Trinkgeschirr, geschnitzte Löffel und ähnliches findet. — Etwa 10—15 Hütten, im Kreise um einen freien Platz geordnet, der nachts als Viehhürde dient, bilden ein Dorf, und dieser „Kraal“ wird gewöhnlich zum Schutz gegen Raubtiere mit einem dichten Dornenhau umgeben. — Der Hottentotte ist in erster Linie Viehzüchter und Jäger und züchtet vor allem eine Ziegenrasse mit lang herabhängenden Ohren und Fettschwanzschafe. Fleisch wird gleichwohl nur selten, dann aber im Übermaße genossen. Für gewöhnlich ist der Hottentotte jedoch sehr genügsam; aus der Erde gegrabne Knollen und Wurzeln bilden seine Hauptnahrung. Das Hauptgetränk ist mit Wasser verdünnte Ziegenmilch. Daneben braut man einen Met aus gegornem Honig. Leider wird

auch dem Branntwein eifrig zugesprochen, obwohl der Hottentotte sehr wohl weiß — und diese Erkenntnis ist eine starke Quelle seines Hasses gegen den Europäer —, daß der Fusel ihn moralisch wie ökonomisch ruiniert hat. — Es seien hier gleich ein paar Bemerkungen über den Charakter des Volkes angeschlossen. „Der Hottentotte“, sagt Schinz, „ist in jeder Beziehung gefällig, und seine Bereitwilligkeit, dem Bedrückten und Hilfsbedürftigen beizustehen, beinahe unerschöpflich. Die Gastfreundschaft, die er dem Besucher anbietet, ist unbegrenzt, mag aber allerdings weniger dem Bedürfnisse, überhaupt Gutes zu tun, entspringen, als dem Gedanken, selbst einmal in die Lage zu kommen, die Hilfe des nun bei ihm Anklopfenden in Anspruch nehmen zu müssen. Er teilt jeden Bissen und jede Pfeife Tabak mit seinem Nachbar, verlangt aber auch von diesem wiederum dieselbe Behandlung. Geiz und Habsucht sind ihm im großen und ganzen fremd. Diesen Tugenden stehen aber große Fehler entgegen: Wankelmuth, ja sogar Treulosigkeit; die Sucht, stets den großen Herrn zu spielen, und ein verderblicher Hang zu geistigen Getränken wie zur Unzucht. Die Folgen der beiden letzten Laster sind es, die den Hottentotten rasch dem unabwendbaren Untergang entgegengeführt haben.“ — Das Familienleben der Hottentotten ist ein inniges zu nennen. Die Eltern hängen mit großer Liebe an den Kindern, und andererseits wird von der Jugend das Alter in hohem Maße geehrt. Im Hause ist die Frau unumschränkte Herrin; „Taras“, die Herrscherin, heißt sie. Die Polygamie ist längst, zum Teil unter dem Einfluß des Christentums, der Eihe gewichen. Das Verlöbniß wird schon in früher Jugend, die Ehe erst nach der Reise geschlossen. — Die Hottentotten kennen eine Art patriarchalischer Herrschaft. An der Spitze der einzeln Stämme steht ein Häuptling, dessen Würde sich auf den ältesten Sohn vererbt; aber die Macht des „Kapitäns“ ist eine sehr beschränkte; er darf nichts ohne die allgemeine Ratsversammlung unternehmen. Bisweilen jedoch weiß ein besonders kriegstüchtiger Kapitän (wie s. B. Hendrik Witboi) diktatorische Gewalt an sich zu reißen. Die Ratsversammlung übt auch eine auf mündlicher Überlieferung beruhende Gerichtsbarkeit. Nur vorsätzlicher Mord wird mit dem Tode geahndet, jedes andere Vergehen mit Vieh gebüßt. — Die Bewaffnung der Hottentotten ist längst eine moderne; selbst Steinschloßgewehre verschwinden mehr und mehr. Ganz allge-

mein wird ihre soldatische Tüchtigkeit anerkannt, und die Geschichte der einzelnen Stämme ist eigentlich ein ständiges, blutiges Kämpfen um Vieh, Wasser und Weide gewesen. — Es erübrigt noch, ein paar Worte über die geistigen Fähigkeiten dieses vielleicht interessantesten aller südafrikanischen Völker zu sagen. Die Sprache der Hottentotten weist in der Grammatik deutliche Zusammenhänge mit den hamitischen Sprachen Nordafrikas auf; sie zeichnet sich ferner durch ganz eigenartige (vermutlich der Buschmannsprache entlehnte) Schnalzlaut, sogenannte „Klize“ aus, die wir mit unsern Sprachorganen kaum annähernd wiederzugeben vermögen. Trotz dieser scheinbar unbehilflichen Sprache sind die Hottentotten gute und logisch denkende Redner. Sehr groß ist auch ihre Befähigung, fremde Sprachen zu erlernen; ja, die Eitelkeit veranlaßt die Hottentotten sogar, eine fremde der eigenen Muttersprache vorzuziehen, und nicht selten kann man Zeuge sein, wie die Leute untereinander sich ohne Grund auf holländisch unterhalten (Schinz). Auch ein ausgezeichnetes musikalisches Gehör und Gedächtnis ist dem Hottentotten eigen. — Die Bedeutung selbständiger Stämme kommt heute nur noch den Topnaars und Zwartboois zu; die im Südosten des Schutzgebietes ehemals ansässigen Bondelzwarts, Veldschoendragers, Franzmanhottentotten u. s. hat der letzte Krieg vollständig aufgerieben.

In den auf etwa 5000 Seelen geschätzten Buschmännern, die Linné mit den Drang-Utan identifizierte (!), haben wir nach neueren Forschungen zweifellos die ältesten Bewohner des afrikanischen Kontinents zu sehen, zumal sie eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit den durch das ganze zentrale Afrika zerstreuten Pygmäenstämmen \*) haben. Im Durchschnitt nur 1,40—1,45 m groß, zeigt der Buschmann, dessen Hautfarbe Buschan mit „ganz hellem, fahlem Laube“ vergleicht, alle Spuren des Verfalls („verkommen durch Hunger“, urteilt Passarge) und erscheint wie ein Herrbild des Hottentotten. Ein Lendenschurz, ein paar Arm- und Beinringe aus Fell, Haargeflecht oder Messing, Bogen und Köcher mit den vergifteten Pfeilen, ein zugespitzter Stock zum Ausgraben von Wurzeln, eine Ledertasche mit den

\*) Von solchen Zwergvölkern in andern deutsch-afrikanischen Schutzgebieten seien genannt: in Kamerun die Bagielli, in Ostafrika die Wafindiga, Wahi und Wanega u. s.

Feuerhölzern, Halmen zum Auffaugen des Wassers uff., die Tabakspfeife und der Fellmantel, der zugleich als Schlafdecke dient, das ist der ganze Kulturbesitz des von Buren wie Schwarzen gleich gehegten Buschmanns. Seine Wohnung ist ein Blätterdach, sein Schlupfwinkel ein Felsloch, das er oft nicht ohne Geschick mit primitiven Malereien schmückt. Alles wird gegessen: von den Körnern der Gräser, sammelnden Ameisen geraubt, von Knollen und Wurzeln, wie sie die Baviaren fressen, von der Ameisenlarve an bis zum Fleisch selbst der Raubtiere. Der Buschmann ist ein geschickter Jäger und Fallensteller. Der Giftpfeil ist raffiniert erfunden: die Spitze ein dünnes, widerhakenreiches Knochenstückchen, das bei der Berührung sofort abbricht, so daß die Wunde alsbald mit dem Giftgemisch am oberen Schaftende infiziert wird. Während der heißen Stunden des Tages gräbt sich der Buschmann (nach Schulze) bis zum Halse in den Sand. Geistig steht der Buschmann vielleicht mit dem Hottentotten auf gleicher Stufe. Gerühmt wird seine Ehrlichkeit und das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, aus dem auch die tiefe, ehrliche Trauer um die Toten hervorgehen dürfte. Feste Wohnsitze haben die Buschmänner nicht, ihre Jagdgebiete sind vornehmlich die Kalahari und Namib.

Die als Mischlinge zwischen Buren und Hottentottinnen von uns bereits gekennzeichneten Bastards — die Bezeichnung ist in ihren Augen eher ein Ehrenname, denn eine Beschimpfung — schwanken in ihrer Hautfarbe zwischen dem dunklen Gelb des Hottentotten und dem brünetten Weiß des Kapkolonisten. Dove vergleicht sie mit Italienern oder Zigeunern. „Am meisten charakteristisch ist wohl der Haarwuchs, der hinsichtlich der Länge der Haare so ziemlich die Mitte zwischen dem beider Eltern innehält, in der Farbe aber vom tiefen Schwarz bis zum dunklen Blond variiert.“ — Als weiteres Merkmal dieser Mischrasse bezeichnet Schinz auch die runden Nasenlöcher. Der Wuchs ist von guter Mittelgröße. Der Bastard, der besonders früher ein passionierter Jäger war, ist heute vornehmlich Viehzüchter und Ackerbauer. Die Acker werden bald nach Aufhören der Regenperiode in den trockenen Flußbetten angelegt. Nach beendeter Aussaat begibt sich der Bastard zu Handelszwecken in die Kapkolonie, kehrt mit Pferden, Gewehren, Munition u. a. m. zurück und verhandelt diese Waren wieder mit Gewinn in der



Abb. 14. Bergdamarafamilie.

Heimat. Die Geistes Eigenschaften des Bastards sind bedeutende; er steht an Intelligenz hoch über den andern Eingeborenen. Die Umgangssprache des längst europäisch gekleideten Bastards ist das sogenannte Kapholländisch. Die Religion ist ein nicht nur äußerliches Christentum; der Missionar steht in hohem Ansehen. Die soziale Organisation gleicht der der Hottentotten. Tüchtiges Soldatenmaterial, sind die Bastards mehrfach zur Miliz herangezogen worden und haben sich trefflich bewährt. Die auf etwa 3000 Seelen geschätzten Bastards bewohnen vornehmlich das Rehobother Land, südlich von Windhuk.

Von den Negervölkern Deutsch-Südwestafrikas seien zunächst die auf 18600 Köpfe ermittelten Bergdamara (so genannt im Gegensatz zu den „Viehdamara“ oder Herero) geschildert, die Haukoia, wie sie sich selbst nennen. Von den Hottentotten, deren Sprache sie längst angenommen haben, wie den Herero gleichmäßig bedrängt, leben die merkwürdig dunkelfarbigen, ge-

radezu bläulich-schwarzen Bergdamara (s. Abb. 14), deren Gesichtsbildung einen gleichsam „übertriebenen Negertypus“ zeigt, in den Schlupswinkeln der unwegsamen Gebirge südlich der Etoschapsanne in kleinen Abteilungen, ihr Dasein als Jäger und Viehräuber fristend. Hütten (aus Reisig) haben sie nur selten: eine Felshöhle, ein einfaches Blätterdach ist den durch wenig Hab und Gut Behinderten die Heimat. Wurzeln und Früchte, Heuschrecken, Raupen, Würmer und dann und wann ein Wildbret sind ihre Nahrung; bisweilen halten sie aber auch Ziegen. Ihre Waffen: Pfeil und Bogen, ein kurzer Wurfstock und eine schmalspitzige Lanze, sind wenig tauglich. Werden sie in ihren Schlupswinkeln angegriffen, so rollen sie Felsblöcke auf die Feinde. Ihre Kleidung, ein paar rohe Felle, starrt von Schmutz: Chaudaman, „Dreckkaffern“, höhnen die Hottentotten die Verachteten, die ihnen und den Herero nicht selten Sklavendienste leisten mußten. Nur die Reicherer tragen dieses oder jenes burische Kleidungsstück und besitzen dürftiges Hausgerät. Um das Familienleben ist es bei ihnen übel bestellt. An der Spitze jeder Horde steht ein Oberhaupt, das aber ziemlich machtlos ist. Anspruchslos, arbeitsam und nicht unintelligent, haben die Haukoin mehrfach im Dienst der Verwaltung, die ihnen feste Wohnsitze anwies, Verwendung gefunden und sich als zuverlässig erwiesen.

Kann über die Zugehörigkeit der Bergdamara zu den Bantunegern immerhin noch Zweifel herrschen, so sind die Herero und Ambo typische Bantu.

Die Hereró (Dwaherero) oder Damara (s. Abb. 15), den Stämmen im südlichen Kongobecken und Angola sprachlich verwandt und vermutlich daher stammend, bewohnen (etwa 20 000 Seelen noch) mit den von ihnen unterworfenen und in ihnen aufgegangenen, ursprünglich den Betschuanen verwandten Mbandedjeru (d. h. den von „Osten“ kommenden) das Berg- und Steppenland etwa in der Mitte unsres Schutzgebietes. Durchschnittlich 1,80 m groß — das Durchschnittsmittel des Deutschen beträgt nur 1,68 m — wohlproportioniert und muskulös, ist der Herero eine imponierende Erscheinung. Der Schädel ist lang und schmal, die Stirn hoch und gewölbt, die Nase hervorspringend und bisweilen leicht gebogen. Die Backenknochen treten kaum merklich hervor, die Lippen sind nur wenig gewulstet. Das tiefschwarze Haar ist wollig, wächst jedoch bisweilen zu



Abb. 15. Hererogruppe.

meterlangen Strähnen aus, der spärliche Bartwuchs beschränkt sich vornehmlich auf das Kinn. Die Hautfarbe ist ein Dunkelbraun. — Die Kleidung ist heute oft schon europäisch, nur der sogenannte „Feldherero“ trägt hier und dort noch die alte Tracht: einen von dem geflochtenen „Hungerriemen“ gehaltenen Lederschurz; ein paar Lederbänder, um die Wade hervortreten zu lassen und die Knöchel gegen Dornen zu schützen; ein Halsband, lederne Sandalen und als besonderen Kriegsschmuck eine nickende Straußenfeder im Haar. Dazu kommt schließlich als Stammesabzeichen Zahnfeilung: die oberen mittleren Schneidezähne werden zugespitzt, die unteren sämtlich ausgebrochen. Sehr originell ist die Kleidung der Frauen. (Vergl. Abb. 15.) Den Kopfschmückt eine merkwürdige, vorn mit einem Schleier aus dünnem Ziegenfell versehene Lederhaube, deren aufrechtstehende Zipfel an die gespitzten Löffel eines Hasen oder eine Tiara erinnern. Den

Karoz stellt ein Ochsenfell dar, das, mit schweren Eisenperlen behangen, vorn geknüpft, die Schultern freilassend, über den Rücken bis auf die Knöchel herabfällt. Die Frau des Reichen trägt ferner ein kostbares Korsett, das von aus Straußeneischalen kunstvoll geschliffenen Perlen gefertigt ist und einem Kettenpanzer ähnelt. Dazu kommt noch reichlicher Arm- und Beinschmuck, in eisernen Ringen oder Perlenketten bestehend, eiserner Perlenbrustschmuck usw., nicht selten ein Gewicht von 30 Pfund erreichend! „Kein Wunder,“ sagt Zie, „daß die mit solchem ‚Schmuck‘ behangenen ‚Damen‘ sich nur langsam watschelnd fortbewegen können.“ — Die Dörfer oder „Berste“ der Herero ähneln mit ihren bienenkorbförmigen Hütten, der Anlage im Kreise um den Viehkral und dem Dornverhau herum denen der Hottentotten. — Das Hausgerät ist primitiv: Kürbisgefäße, hölzerne Tränkeimer, Koch- und Eßgeschirre aus Holz, Horn oder Leder; daneben findet sich jedoch schon dieses und jenes europäische Geräte, namentlich Messer. — Die Hauptbeschäftigung des Herero war einst die Viehzucht. Vor der Rinderpest in den Jahren 1897—1900 sollen die Hereroreichen Herden bis zu 10 000 Stück, nach unserm Gelde ein Kapital von 600 000 Mark, besessen haben. Man züchtet vornehmlich Rinder, von jener eigenen, starkgehörnten, großen, „Damararind“ genannten Rasse. Diese Rinder sind der ganze Stolz des Herero, ihm teurer als Weib und Kind. Er besingt sie in seinen Liedern, er ahmt in seinen Tänzen ihre Bewegungen nach. Wie die Königsöhne Homers weiden die Söhne der Häuptlinge die väterlichen Rinder. Keine Arbeit ist dem Herero für sein geliebtes Vieh zu schwer; im Sonnenbrande holt er oft, wer weiß woher, aus der „Pütz“ (Tränke) das Wasser, und hat sich einmal ein Tier verlaufen, so sucht er es tage- und wochenlang. Nur an besondern Festtagen wird ein Rind geschlachtet; für gewöhnlich begnügt man sich mit dem Fleische gefallener Tiere. Die Hauptnahrung aber bildet neben allerlei Vegetabilien saure Milch, sauer deshalb, weil man aus abergläubischer Scheu niemals die Melkeimer reinigt; die Kuh würde sonst keine Milch mehr geben. Der Krieg hat solche Besitzverhältnisse natürlich völlig umgestaltet. — Der Herero lebt in Vielweiberei, falls er reich genug ist, sich für Rinder genügend Frauen zu kaufen. In den Ehezeremonien spielen Reste uralten Mutterrechts eine bedeutende Rolle. Gewöhnlich nimmt man die Schwestern der Hauptfrau zu Neben-

frauen. Die Frau ist in erster Linie Arbeiterin. Die Geburt eines Sohnes begrüßt der Vater mit dem Ruf: „Okauta“, ein Bogen (= Schütze), die einer Tochter wird von den Frauen mit „Okazöu“, eine Zwiebel (= Sucherin), verkündet. — Dem H ä u p t l i n g gehört in der Regel die Werft. Bedeutenderen Einfluß hat er jedoch nur in seltenen Fällen. Die Würde erbt von Vater auf Sohn. Im Kriege führten besondere Befehlshaber, die mit dem Titel „großer Anführer“ angeredet wurden. — Die B e w a f f n u n g war im letzten Kriege eine überwiegend europäische. Pfeil und Bogen, Speer und Wurfskeule finden sich nur noch bei den Feldherero. — In dem religiösen Glauben der Herero spielt das heilige Feuer, aus dem Holze des Omumborombongabaums entfacht und von der ältesten, unverheirateten Tochter des Häuptlings der Werft ewig glimmend erhalten, als Sinnbild der Fortdauer des Stammes eine große Rolle. Im übrigen herrscht ausgedehnter Ahnenkult. — Vom Charakter des Herero sagt der Hottentotte: „Solange der Herero droht und schilt, ist keine Gefahr; aber hütet Euch vor ihm, wenn er freundlich tut!“ Geiz, Hochmut, Unmaßung Schwächeren gegenüber und eine, wie Schinz meint, unschädliche Flunkerei sind die Schattenseiten seines in der Beurteilung sehr schwankenden Charakterbildes; ein ausgeprägtes Rechtlichkeitsgefühl, „wenigstens soweit es sich um die Begriffe Mein und Dein handelt“, bildet die Lichtseite. An geistiger Begabung wie an Schärfe der Sinne steht der Herero seinem Erbfeind, dem Hottentotten, entschieden nach. — Als selbständiges Volk kommt den Herero heut keinerlei Bedeutung mehr zu; es gilt nun, sie zu brauchbaren Gehilfen zu erziehen. Sie sind jetzt zum großen Teil in Omburo, Otjijaäna und am Waterberge angesiedelt.

Gleich den Herero sind auch die den tropischen Norden des Schutzgebiets in einer Stärke von etwa 60 000 Köpfen bewohnenden, unter der Bezeichnung Amb o (Dwambo) zusammengefaßten, einst vom Sambesi eingewanderten Stämme echte Bantu, die sich physisch von jenen im wesentlichen nur durch eine dunklere Hautfarbe unterscheiden. (Abb. 16.) Sie sind vornehmlich A k e r b a u e r, arbeitsam (wenigstens nach afrikanischen Begriffen) und nicht unintelligent. — Die K l e i d u n g der Männer ist ein Hüftschurz aus Fell, die der Weiber ein Hüftgurt aus Lederriemen, oft mit Straußeneischnalen verziert. Männer und Kinder rasieren das Kopfhaar. Die Frauen legen auf die Frisur besondern



Abb. 16. Ambodorf.

Wert. Das Haar wird meist in zahlreiche Zöpfchen geflochten, die durch Palmlattfasern bis weit auf den Rücken hinab künstlich verlängert und mit einer Pomade aus Ocker, Fett und Harz verklebt werden. Arme und Beine schmückt man mit kupfernen oder eisernen Spangen. — Die Hütten der Ambo, die sorgfältig gebaut und ziemlich hoch sind, zeigen Toggelform. Die Werkzeuge sind namentlich auch für die Verteidigung eingerichtet, mit einem nur an einer Stelle zugänglichen Palisadenzaun umgeben, haben Brunnen und umschließen nicht selten — ein eiserner Bestand im Belagerungsfall — ganze Palmenhaine. — Wie die Herero scheiden sich auch die Ambo in mehrere Klassen. Die Macht der Häuptlinge ist ziemlich unumschränkt; sie sind Besitzer des Grund und Bodens, und ohne ihre Erlaubnis darf kein Dorfbewohner seinen Wohnsitz verlegen. Auch die Ausbeutung der zahlreichen Salzpflanzen ist Privileg der Häuptlinge, die das Salz an das Volk verkaufen. — Im Ackerbau, der sehr sorgfältig betrieben wird, kennt man bereits Wechselwirtschaft. Gebaut werden namentlich Bohnen, Kafferkorn und Hirse, die, mit Wasser oder Milch gekocht, die Hauptnahrung bildet und in eigenartigen, auf Pfählen stehenden Vorrathshütten aufbe-

wahrt wird. — Auch Vieh wird gezüchtet: Rinder, Schafe, Ziegen und Hunde, die hier gern gegessene Opfertiere sind. Besonders Reiche halten auch Pferde, die „gefalzen“ etwa 20 Ochsen gelten. — An Industrie blühen im Ambolande namentlich die Flecht- und Schmiedekunst; die eisernen Schmuckperlen, -ringe usw. der andern südwestafrikanischen Völker des Schutzgebietes entstammen meist den geschickten Händen der Ambo Schmiede. — Die Bewaffnung ist noch meist die ursprüngliche: ein 2 m langer Stoßspeer, Kirri (Keule) und Bogen und Pfeil, der nicht selten vergiftet wird. Merkwürdigerweise tragen auch die Frauen stets ein langes Dolchmesser in eigenartiger, durchbrochener Holzscheide am Hüftgurt. — Von ihren Charaktereigenheiten wird namentlich eine Neigung zu stehlen getadelt. — Als Farmarbeiter scheinen die Ambo wenig geeignet, sie arbeiten lieber in größeren Kolonnen auf den Diamantfeldern, an der Eisenbahn usw. — Mehrfache Verträge mit den Ambohauptlingen (1908/09) bahnen nunmehr die Erschließung des Ambolandes an.

Auch im Caprivizipfel wurden durch den deutschen Residenten (in Schuckmannsburg, gegenüber der englischen Station Sesheke am Sambesi) mit den Hauptlingen der dort ansässigen, friedlichen Masubias, über die noch sehr wenig bekannt ist, Schutzverträge abgeschlossen.

Die wirtschaftliche Erschließung Deutsch-Südwestafrikas hat sich bisher vornehmlich auf das Damara- und Namaland erstreckt. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, dessen Sitz Windhuk ist. Zum Zweck der Verwaltung ist das Schutzgebiet in eine Anzahl Bezirksämter: Windhuk, Swakopmund, Lüderixbucht, Keetmanshoop (mit dem unterstellten Distriktsamt Hasuur), Karibib, Gibeon, Grootfontein (mit Namutoni), Outjo (mit Okauwejo und Zefffontein), Warmbad und Rehoboth, sowie in die selbständigen Distriktsämter: Omaruru, Gobabis, Okahandja, Bethanien und Maltahöhe eingeteilt. Dazu kommt die Residentur Schuckmannsburg im Caprivizipfel. Eine Reichskanzlerverordnung (vom 18. Januar 1909) führte die Selbstverwaltung im Schutzgebiete ein durch Schaffung von Gemeindeverbänden, eines Bezirks- und weiterhin Landesrats. — Die Schutztruppe mit den Teilkommandos Windhuk (Nordbezirk) und Keetmanshoop (Südbezirk) hat eine Etatsstärke (1912) von 1970 Deutschen und 635 Farbigen, die sich in 10 Kompanien, 3 Maschinengewehr-

zügen, 3 Batterien und 2 Zügen der Telegraphen- und Signalabteilung (Funkentelegraphie) über das Schutzgebiet hin verteilen. Dazu kommt noch eine auf 80 Stationen verteilte Polizeitruppe von 830 Deutschen und 316 Farbigen. — Eine Grund- und Umsatzsteuer ist 1910 im Schutzgebiete eingeführt worden. — Die Hauptstadt Windhuk, der Sitz der Zentralverwaltung, der obersten Bergbehörde — eine zweite für den Süden wurde in Lüderitzbucht, eine Bergpolizeibehörde in Swakopmund domiziliert —, des Hauptkommandos der Schutztruppe usf., liegt etwa in der Mitte des Gebiets im Namalande, in einer der landschaftlich schönsten und interessantesten Gegenden der ganzen Kolonie. In Höhe der Schneekoppe (1600 m hoch) belegen, von den rotgrauen Wänden des Auasgebirges überragt, bietet die hügelansteigende Stadt mit ihrer viertürmigen, starken, die Straßen und Pässe beherrschenden Festung, den roten, zinnengekrönten Regierungsgebäuden und den zahlreichen weißen Handelshäusern, — das alles sich aus dem frischen Grün der Gärten und dunklem Buschwerk abhebend, im Halbring darum Bergwände und Ruppen, vorn ein breites von Akazienwäldern erfülltes Flußbett, — einen imponierenden Anblick. Seine Höhenlage macht Windhuk zu einem der gesündesten, sein Quellenreichtum zu dem gartenreichsten Ort des Schutzgebietes. Zu einer evangelischen Kirche für Weiße und zu einem großen Wöchnerinnenheim, dem Elisabethhause, wurde 1907 der Grundstein gelegt. Ein charakteristisches Denkmal für die gefallenen Krieger ist kürzlich enthüllt worden. — Ganz anders das Bild, das Swakopmund, der Haupteingangshafen der Kolonie, bietet. Noch vor zehn Jahren bestand dieser Küstenort aus „drei rohen Wellblechhütten und einem von Menschen bewohnten Erdloch“; heut zeigt er eine stattliche Reihe von Handelshäusern mit großen Lagerschuppen, Hotels usf. Eine Mole mit zweckmäßigen Landungsanlagen erleichtert das Löschen der Überseedampfer, die ihre Güter nun direkt in die Eisenbahn verladen können. Aber immerhin ist Swakopmund trotz seiner Bedeutung nur ein kleiner Ort gegen Windhuk und manche Ansiedlung im Innern. — Sehr bedeutsamen Anteil an der Erschließung Deutsch-Südwestafrikas haben die Missionen, vor allem die „Rheinische Missionsgesellschaft“, die bereits seit dem Jahre 1842 im Namalande mit gutem Erfolge tätig ist und ihr Arbeitsfeld bald auch auf Damaraland und später das Amboland ausdehnte. Im Ambolande

arbeitet seit dem Jahre 1870 die Finnische Missionsgesellschaft („Finska Missions-Sällskapet“). Seit 1896 ist im Schutzgebiete sehr erfolgreich auch die katholische Missionsgesellschaft der „Ob-laten der heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria“ tätig, die unter anderm in Swakopmund ein Krankenhaus, in Windhuk eine Schule für Weiße unterhält. Alle Missionen erteilen in ihren Eingeborenen-schulen, in denen die deutsche Sprache vornehmlich gepflegt wird, auch Handwerksunterricht. — Für die deutsche Jugend besteht seit 1906 allgemeiner Schulzwang. In Windhuk ist 1909 eine Realschule eröffnet worden. Fünf deutsche Zeitungen erscheinen im Schutzgebiet. — Noch immer ist das Hauptverkehrsmittel im Innern des Schutzgebietes der Ochsenwagen, ein außerordentlich stark gebautes, plumpe Gefährt mit Plandach. Von 10—20 Ochsen gezogen und mit 40 Zentner durchschnittlich beladen, legt er etwa 18—35 km im Tage zurück. Von nicht hoch genug zu veranschlagendem Werte erweist sich aber bereits die Eisenbahn. Von Eisenbahnlinien zeigt das Schutzgebiet die von Swakopmund nach dem Otawimingenbiet (Tsumeb) führende, nunmehr verstaatlichte Otawibahn (570 km Länge) — mit einer Abzweigung: Otawi—Grootfontein (93 km) — die Swakopmund mit Windhuk (382 km) verbindende Staatsbahn, die bei Karibib an die Otawibahn angeschlossen ist, und die gleichfalls staatliche Südbahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop (362 km) mit einer nach Süden abzweigenden Linie: Seeheim—Kalkfontein (183 km). Die Nord-Südbahn, die Keetmanshoop mit Windhuk verbindet, soll spätestens 1913 im Betriebe sein. — Eine größere Anzahl von Postanstalten (75) verbreitet sich durch das ganze Schutzgebiet, eine Reihe davon (43) besitzt Telegraphenbetrieb und örtlichen Fernspreckverkehr (12). In Swakopmund ist Anschluß an das submarine Kabel. Hier wie in Lüderitzbucht wird jetzt eine Funkentelegraphenstation errichtet. — Den Verkehr mit dem Mutterlande vermitteln die Boermann-, Hamburg—Amerika- und Hamburg—Bremer—Afrikalinie (2-mal monatlich), bzw. die Ostafrika-Linie (dreiwöchentlich), außerdem besteht eine regelmäßige Schiffsverbindung mit Kapstadt. Die Briefbeförderungsdauer (5 mal monatlich) beträgt 20—26 Tage (Hamburg—Swakopmund). — Die Ausfuhr aus Deutsch-Südwestafrika betrug im Jahre 1910: 34 690 000 Mk. (ohne Bargeld). Die Hauptsumme entfiel davon auf Diamanten, Kupfer und Blei. In weitem Abstand folgten dann Häute und Strau-

fenfedern. Die Einfuhr betrug im gleichen Jahre: 44 200 000 Mark (ohne Bargeld). Eingeführt wurden namentlich Erzeugnisse des Landbaus, Metallwaren, tierische Erzeugnisse, Textilwaren u. s. w.

## Deutsch-Neu-Guinea.

### 1. Kaiser-Wilhelmsland.

Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts die spanischen und portugiesischen Entdecker heiß sich mühten, den Seeweg nach dem gelobten Lande Indien aufzufinden, stießen sie bei ihren Versuchen, möglichst schräge Linien quer über den Indischen und Stillen Ozean zu ziehen, auch auf Neu-Guinea, jene große Insel, die noch lange Jahrhunderte hindurch für einen Kontinent gehalten wurde. Nachweislich einer der ersten, der so an die Nordküste von Neu-Guinea verschlagen ward, war im Jahre 1526 der Portugiese Jorge de Meneses. Er gab dem Lande nach der Haarbeschaffenheit seiner Bewohner den malaiischen Namen „Papua“, Land der „Krausköpfe“. Diese Entdeckung, in den folgenden Jahren aufs neue gemacht,\*) blieb aber praktisch unverwertet; was nützte den nach Indiens Gewürzen, Gold und Edelstein Lüfternen ein Land voll nackter, anthropophagischer Wilden, armselig und ohne jegliche Kultur? Später lösten Holländer und Engländer die Portugiesen und Spanier in der Neuentdeckung oder doch in der Entdeckung neuer Teile dieses „Kontinents“ ab. Aber erst 1770 erforscht der Engländer Dampier systematisch die Nordostküste Neu-Guineas und legt sie in groben Umrissen kartographisch fest, und erst 67 Jahre später erkennt sein Landsmann Carteret die insulare Natur Neu-Guineas und des vorgelagerten Neu-Britanniens. Es folgten die Entdeckungsfahrten Cooks, der Franzosen Bougainville und d'Entrecasteaux; auch diese Fahrten gerieten nur zu bald wieder in Vergessenheit,

\*) Nueva Guinea nannte im Jahre 1546 der Spanier Ortiz de Retez die Insel nach der sich ihm aufdrängenden Ähnlichkeit ihrer Bewohner mit den Negern der afrikanischen Guineaküste. Die deutsche Kolonialverwaltung vereinigt unter dem Begriffe Deutsch-Neu-Guinea: Kaiser-Wilhelmsland, den Bismarckarchipel, die Carolinen-, Palau-Marianen-, sowie Marshall-Inseln, die letzteren 4 Gruppen als „Inselgebiet“.

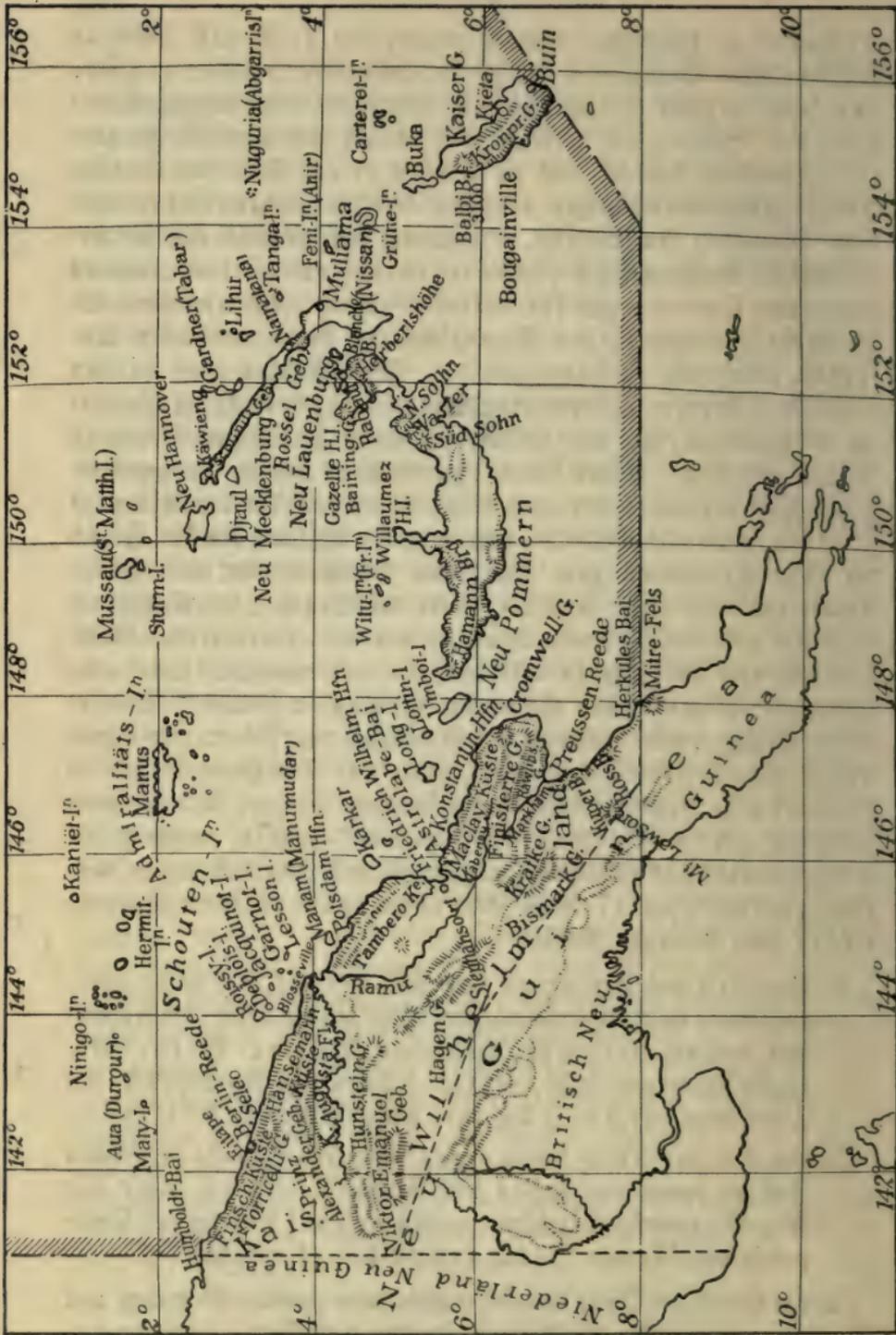
und erst im 19. Jahrhundert wird die systematische Erforschung der Insel, die bis zum heutigen Tag für uns zum größten Teil noch terra incognita ist, wieder aufgenommen. Dumont d'Urville, Owen Stanley, der in rousseauischen Utopien befangene russische Forscher Miklucho-Maclay und, aus jüngster Zeit v. Schleinig, Finsch, Tappenbeck und Zöllner sind hier in erster Reihe zu nennen. Die Namen fast aller dieser Entdecker und Forscher finden wir im melanesischen Archipel verewigt.

Die diplomatischen Verhandlungen um etwaigen Kolonialerwerb in der Südsee reichen bis ins Jahr 1880 zurück. Ein Jahr zuvor war das bedeutendste hier ansässige deutsche Handelshaus, der Hamburger Godeffroy, in Zahlungsschwierigkeiten geraten, und es hatte sich die „Deutsche Seehandelsgesellschaft“ gebildet, mit der Bestimmung, den Godeffroy'schen Besitz in der Südsee zu übernehmen und die kolonifatorische Tätigkeit des Hauses weiter auszudehnen. Eine Eingabe an das Reich um Unterstützung dieser Bestrebungen ward abschlägig beschieden. Die Abstimmung über die Samoavorlage, hieß es in dem Bescheide, hätte deutlich gezeigt, daß die deutschen Kolonialbestrebungen keinen Rückhalt an der Nation fänden. Die Ereignisse der nächsten Jahre sollten jedoch die leitenden Kreise bald eines andern belehren: im Jahre 1882 erfolgte zu Frankfurt a. M. die Gründung des „Allgemeinen deutschen Kolonialvereins“, der zu seinen Mitgliedern die bedeutendsten Politiker und Gelehrten zählte und sich binnen kurzem in zahlreichen Zweigvereinen durch das ganze Reich verbreitete. Ein Feuilleton in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (November 1882) gab schließlich den Anstoß zum Vorgehen der Regierung. In dieser Arbeit wurde auf die nicht-holländischen Gebiete von Neu-Guinea als Gegenstand einer aussichtsvollen deutschen Kolonisationstätigkeit in der Südsee hingewiesen. Dieser Aufsatz erregte nun, nicht sowohl in Deutschland, als vielmehr in — Australien ungeheures Aufsehen. Die englischen Kolonien, voran Queensland, bezeichneten den Plan als maßlose Überhebung Deutschlands. Neu-Guinea und die gesamten Inselgruppen davor seien natürliche Arme des Australiens. Sie forderten das Mutterland auf, Neu-Guinea zu annektieren; sie selbst erboten sich, die Kosten der Besiedlung und Verwaltung zu bestreiten. Tatsächlich trat auch die englische Regierung mit den australischen Kolonien in Unterhandlungen über diese Annexion. Das drohte die deutschen Handelsinteressen in der Südsee

unheilbar zu ſchädigen, und ſo erging am 1. Auguſt 1884 an den deutſchen Botſchafter in London folgender Erlaß: . . . „Für uns kann es nicht gleichgültig ſein, wenn die unabhängigen Gebiete der Südſee, auf welchen ſich biſher der deutſche Handel frei entwickeln konnte, und in welchen er ein Feld für deutſche Koloniſationsbeſtrebungen erblicken durfte, plötzlich für natürliche Domänen Austraſiens, und wenn, im Hinblick auf die beabſichtigte Beſchlagnahme, ſchon im voraus alle dort von andern gemachten Erwerbungen für null und nichtig erklärt werden. Es iſt daher notwendig, der Verwirklichung dieſer maßloſen Anſprüche rechtzeitig vorzubeugen. . . Wir wünſchen uns mit der engliſchen Regierung über eine Abgrenzung derjenigen Gebiete zu verſtändigen, die wir beiderſeits unter ſtaatlichen Schutz zu ſtellen gedenken.“ Einen Monat zuvor hatte ſich die Seehandlungsgesellſchaft abermals mit einer Eingabe an den Fürſten Biſmarck gewandt, in der ſie mittheilte, daß ſie unter Leitung des Dr. Finſch die erſte Expedition zum Zweck des Landerwerbs nach Melaneſien entſandt habe, und die Bitte ausſprach, „die Konſularbeamten und Schiffskommandanten mit den erforderlichen Vollmachten und Befehlen zu verſehen, um das erworbne Land einzutragen und unter den Schutz des Reiches zu ſtellen.“ Der erbetne Schutz wurde dieſmal bereitwilligſt zugeſichert, die Expedition ging tatkräftig ans Werk, hiſte auf Neu-Guinea und im Archipel von Neu-Britannien die deutſche Flagge, und die nun gebildete „Neu-Guinea-Kompanie“ erhielt, nachdem die Protektoratsfrage zwiſchen Deutschland und England zuvor vorläufig geregelt, am 17. Mai 1885 einen kaiſerlichen Schutzbrief über folgende Gebiete:

1. Den Teil des Feſtlandes von Neu-Guinea, der nicht unter engliſcher oder niederländiſcher Oberhoheit ſteht. Dieſes Gebiet, das auf Antrag der Kompanie „Kaifer-Wilhelms-Land“ genannt wird, erſtreckt ſich an der Nordoſtküſte der Inſel vom 141.<sup>o</sup> ö. L. bis zum Mitrefels unter 8<sup>o</sup> ſ. Br. . .
2. Die vor der Küſte dieſes Teils von Neu-Guinea liegenden Inſeln, ſowie die Inſeln des Archipels, der bis dahin als Neu-Britannien bezeichnet wurde und auf Antrag der Kompanie den Namen Biſmarck-Archipel erhält. . .

Dazu kamen im Jahr darauf, nach einem zweiten Vertrage mit England, noch eine Reihe von Inſeln des Salomonarchi-



Kaiser-Wilhelmsland und Bismarckarchipel. Maßstab 1 : 12 500 000.

pelz, nämlich Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel\*), so daß der Umfang des Schutzgebietes der Neu-Guineakompagnie rund 256 000 qkm betrug. Am 1. April 1899 übernahm schließlich das Deutsche Reich die Landeshoheit über diese Gebiete.

Kaiser-Wilhelmsland, wie der deutsche Nordosten Neu-Guineas nunmehr heißt, umfaßt ein Gebiet von etwa 181 650 qkm Ausdehnung, ist also etwa halb so groß wie das Königreich Preußen. Im Süden an englisches, im Westen an niederländisches Schutzgebiet stoßend, verläuft die am 10. April 1886 mit England vereinbarte Grenze, südlich am Grenzkap (Kap Hunt, Mitre Rock) beginnend, längs des 8. Breitengrades bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 147.<sup>o</sup> ö. L., dann in nordwestlicher Richtung und gerader Linie bis zum Schnittpunkte des 6.<sup>o</sup> s. Br. mit dem 144.<sup>o</sup> ö. L., biegt ein wenig westnordwestlich ab bis zum Schnittpunkte des 5.<sup>o</sup> s. Br. und 141.<sup>o</sup> ö. L. und erreicht schließlich, diesem Längengrade nordwärts (in Abgrenzung gegen das niederländische Gebiet) folgend, am Bougainvilleberge wieder das Meer; im einzelnen ist sie noch immer nicht genau festgelegt.

Die etwa 800 km lange Küste ist reich gegliedert und mit einer fast ununterbrochenen Kette kleinster, bewaldeter Koralleninseln besäimt. In weiterem Abstände lagern ihr eine Anzahl etwas größerer Inseln vor, von denen einige (wie die Deblois-, Jacquinet-, Blossenville-, Lesson-, Manam-, Karlar-, Long- und Vottininsel uff.) vulkanischen Ursprungs sind und zum Teil noch tätige Vulkane aufweisen. Nur im Mündungsgebiet der größeren Flüsse ist die Küste flach und zum Teil sumpfig („Sagosümpfe“). In allen übrigen Teilen treten die Randgebirge, bisweilen in niedere Hügelketten (Korallenformationen) abflachend, bisweilen mit einem schmalen Streifen Flachlands, fast an das Meer heran. Einzelne Züge zum Meere vorschüebend, durchweg steil und zerrissen, mit schroffen Graten, aber üppig bewaldet, sondert sich das Randgebirge in eine Anzahl von Massiven, mit oft beträchtlichen Höhen und noch wenig erforscht, so das Torricelligebirge (900 m), das Prinz-Alexandergebirge (1260 m), die etwa eben so hohe Tamberokette, im Süden längs der Maclay-Küste das Finisterregebirge, ein gewaltiges

\*) Die beiden letztgenannten Inseln fielen nach dem Samoa-Kommen 1899 wieder an England.

Massiv (3353 m), die Cromwellberge (2347 m) und die Rawlinsonberge (1200 m). Auf das Randgebirge folgt nach dem Innern zu, soweit wir davon Kenntnis haben, meist ein Terrassenplateau, mit meterhohem Gras bestanden — zwischen dem Finisterre- und dem weiterhin genannten Bismarckgebirge liegt nach neueren Erkundungen eine fruchtbare, reich bevölkerte Ebene —, und schließlich ein mehrfach gegliedertes Gebirgsmassiv, das im nordwestlichen Teile der Kolonie im Viktor-Emanuelgebirge Höhen von 1500 bis 3600 m, im mittleren Teile, im kaum bekannten Hagen- und Bismarckgebirge mit der Krättekette solche von etwa 3500 bis 4300 m (Wilhelmsberg) erreicht. Während dieses Massiv altkristallinisch sein dürfte, besteht das Küstengebirge aus Korallenkalken und teilweise (z. B. das Finisterregebirge) aus jungvulkanischen Gesteinen. Am oberen Ramu, am Herkulesfluß (Varia) und anderswo ist Schwemmgold in abbauwürdiger Menge gefunden worden. Dazu gesellen sich Funde von Kohle, Kupfer, Platin und Roteisenerz. Hat die korallinische Küstenformation mit ihren zahlreichen Rissen auch manches Nachteilige, so verdankt ihr doch andererseits Neu-Guinea seine vielen, guten, natürlichen Häfen. Hier ist vor allem in der Astrolabebai Friedrich-Wilhelmshafen zu nennen.

Der Wasserreichtum von Kaiser-Wilhelmsland ist groß. Freilich sind die meisten Wasserläufe kaum mehr als Gebirgsbäche, die nur zur Regenzeit sich in reißende Ströme verwandeln. Aber auch große, teilweise schiffbare Flüsse finden sich mehrfach. Der bedeutendste ist der bereits auf 700 km aufwärts befahrene Kaiserin-Augustafuß im Norden der Kolonie, zu dessen genauer Erforschung jetzt eine größere Expedition entsandt ward. Wenige Meilen ostwärts davon mündet der auf etwa 450 km aufwärts schiffbare Ramu, dessen Mündung früher Ottilienfluß genannt wurde. Zu erwähnen sind ferner die kleineren, in die Astrolabebai mündenden Flüsse: Gogol und Rabenau, sowie der zum Huongolf gehende Markhamfluß.

Die klimatischen Verhältnisse von Kaiser-Wilhelmsland sind noch nicht genügend gut beobachtet. Die mittlere Jahrestemperatur an der Küste beträgt etwa 26° C; die durchschnittliche Tagestemperatur erreicht 30°, und in der Nacht sinkt das Thermometer auf durchschnittlich 22° C. Die mittlern Jahresextreme sind etwa 35° und 19° C. Im Tieflande hinter den Randgebirgen sind die Durchschnittstemperaturen im Mittel auch

nicht wesentlich höhere. Ganz andre Verhältnisse dürften sich in den verschiedenen Höhenlagen des Zentralmassivs vorfinden. Nicht selten zeigen z. B. die Gipfel des Bismarckgebirges tagelang eine Schnee- oder Reifdecke. Von Mai bis Oktober herrscht der Südostpassat; die andre Jahreshälfte ist die Zeit des Nordwestmonsuns, die durch eine Periode allmählichen Übergangs, die sogenannte „Renterzeit“, eingeleitet und beschloffen wird. Trocken- und Regenzeit sind beide nicht scharf ausgeprägt und in den verschiedenen Teilen des Landes zeitlich recht verschieden. Der Westen und Norden der Küste hat zur Zeit des Monsuns, der Osten und Süden zur Zeit des Passats den meisten Regen. Recht verschieden sind auch die Niederschlagshöhen im Jahresmittel; Potsdamhafen hat 1700 mm, die am weitesten östlich gelegenen Tami-Inseln zeigen dagegen 6430 mm Regenmenge (Deutschland außerhalb der Gebirge rund 500 mm).

In gesundheitlicher Beziehung teilt Kaiser-Wilhelmsland das Schicksal aller rein tropischen Kolonien. Malaria und Dysenterie sind die gefürchtetsten Krankheiten, und beide treten besonders häufig in der obenerwähnten Renterzeit und namentlich in den Küstenniederungen mit ihren Mangrovedickichten auf. Vom „Ringwurm“ werden oft ganze Dörfer befallen. Das Hochland im Innern der Kolonie dürfte ungleich gesünder sein.

Dem feuchtwarmen Tropenklima entsprechend, ist die Vegetation eine überaus üppige. Der Urwald überwiegt, Grasland (Mang-Mang, *Imperata cylindrica*) ist auf gewisse Küstenstriche und Flußniederungen beschränkt; ebenso beschränken sich glücklicherweise die Mangrovedickichte (Abb. 17) und Sagosümpfe auf wenige Flußmündungen und inselreiche Niederungen. Böller schildert begeistert die Vegetation folgendermaßen: „Man mag tage- oder wochenlang umherreisen, niemals, buchstäblich niemals wird man auch nur das kleinste nicht von allerüppigstem Pflanzenwuchs überwucherte Stückchen Land zu sehen bekommen. Wohin das Auge blickt, gewahrt es bloß die ab und zu mit mehr oder minder ausgedehnten Grasflächen durchsetzten, an unsre deutschen Buchenhaine erinnernden, gerundeten Formen jenes hellgrünen Laubwaldes, wie er dieses ganze Hügel- und Berggelände umkleidet. . . . Wer nur die gemäßigte Zone kennt, wird sich von diesen Tropenwäldern, durch die nur hier und da schmale, in tollen Schlinglungen kreuz und quer laufende Eingebornenpfade hindurchführen, und in denen man ohne Messer und Art



Abb. 17. Mangrovejumpf.

bloß ausnahmsweise weiter als einige Schritte abseits vom Wege vorzudringen vermag, kaum eine richtige Vorstellung bilden können. Nur im Gebirge habe ich an einzelnen Stellen des Unterholzes entbehrenden Hochwald gesehen mit bis zu 150 Fuß emporragenden, dünnen, säulenartigen Stämmen. Am Waldesrande, oder wo Lichtungen sind, pflegen eigenartige Pflanzenformen das Auge des Forschers zu entzücken — liebliche Farnbäume, großblättrige, wilde Bananen, mancherlei Feigenarten und dergl. mehr. Auch fehlt es längs der schroffen Felswände der Binnenlandsgebirge weder an vielgestaltigen Farnkräutern und buntblühenden Blumen, noch, auf jenen steilen Matten, wo kein Baumwuchs gedeihen will, an dem unserm europäischen ähnlichen Heidekraut.“ Zu erwähnen sind die Kokos-, Sago- und Arekapalme, der Brotfruchtbaum, Pandanus, Kasuarinen, Rotang (das Material unsres Stuhlgeflechts), die ausgezeichnetes Lugholz liefernden drei Arten: Calophyllum, Afzelia und Cordia — der Bundesratsaal im Reichstagsgebäude hat beispielsweise Mobiliar und Täflung daraus — Guttapercha, Kautschulianen (Ficus, Paramera), Muskatnuß- und Gewürznelkenbaum, Bambus, Zuckerrohr u. a. m. Von den Eingebornen werden namentlich Jams, Taro, Banane, Kokos, Zuckerrohr und Tabak,

von den Europäern in erster Linie Kofos, Kautschuk, Kakao, Pfeffer und Kaffee angebaut.

Im Gegensatz zur Pflanzenwelt ist das Tierreich, zumal in den höhern Klassen, nur spärlich vertreten. An Säugetieren finden sich (neben dem früher eingeführten und nun zum Teil verwilderten Schweine und Hunde und dem neuerdings importierten Rusahirsche) nur Fledermäuse (fliegender Hund), verschiedene Beuteltierarten und der Schnabeligel, ein Eier mit lederartiger Schale legendes Säugetier mit Kloake. Aus der Vogelwelt seien in erster Linie der im Aussterben begriffene Kasuar, der Nashornvogel, zahlreiche Papageien- und Kakaduarten, Paradiesvögel — ein wertvolles Jagdobjekt, wurden doch 1909 Paradiesvogelbälge im Werte von 65 000 Mk. (1910: 152 000 Mk.) ausgeführt — in einigen vierzig Arten, Laubenvogel, Großfußhühner (Megapodiidae), die große Haufen von Laub und Erde zusammenscharren und durch die sich darin entwickelnde Gärungshize ihre Eier ausbrüten lassen, zahlreiche Taubenarten (darunter die prächtige Kronentaube), Reiher, Kormorane, Enten, Wildhühner und von Raubvögeln besonders der schneeweiße Habicht mit blutrotem Schnabel (*Astur Novae-Guineae*) erwähnt. In einzelnen Flüssen finden sich Krokodile. Genannt seien schließlich noch Eidechsen, Schildkröten, Schlangen (auch giftige), in den Flüssen und dem Meere zahlreiche Fischarten, Krebse, und endlich allüberall ein Heer von Insekten. Die Eingebornen essen mit Ausnahme der erfahrungsgemäß giftigen so ziemlich alle Tiere. Bemerkenswert ist, daß der Hund hier in erster Linie Masttier ist. In den europäischen Siedlungen hält man Rinder, Pferde und Kleinvieh.

Die Bewohner von Kaiser-Wilhelmsland sind melanesische Völker\*), Papua, von denen wir bis heute nur die Stämme von Finschhafen, der Astrolabebai und von Berlinhafen etwas genauer kennen. Trotz örtlicher Abarten kann man zwei Haupttypen deutlich unterscheiden: einen Küsten- und einen Bergtypus, wie Hagen sie genannt hat. Der Küstentypus, an der Nordwest-

\*) Die moderne Völkerkunde scheidet die Inselwelt Ozeaniens nach den geographischen Verhältnissen und zugleich auf Grund der anthropologischen und ethnologischen Eigenheiten ihrer Bewohner in drei große Gruppen: Melanesien (Inseln der Dunklen), Polynesien (Vielinselwelt) und Mikronesien (Kleininselwelt). Der deutsche Kolonialbesitz in der Südsee erstreckt sich über alle drei Gruppen.

küste heimisch, zeichnet sich durch mittelgroße (etwa 163—165 cm), hagre, graziose, an die Vorderindier erinnernde Gestalt aus; nur sind Arme und Beine etwas lang und mager. (S. Abb. 18.) Er hat einen langen, schmalen und hohen Schädel mit hoher, fliegender Stirn, ein schmales, ziemlich kurzes Gesicht mit mehr oder weniger vorspringenden Niefen und einer langen, „zumeist konverg gekrümmten, manchmal vogelschnabelähnlichen“, breitsflügeligen Nase. Der Bergtypus, der sich von der Astrolabebai an ostwärts findet, zeigt plumpere und gedrungenere Gestalt, ein breiteres Gesicht und eine kurze, gerade, breite Stumpfnase. Die Hautfarbe ist vorwiegend ein dunkles Braun. Doch finden sich auch hellere und dunklere Nuancen. Am charakteristischsten ist für den Papua die riesige, wellig=krause Haarkrone und ein starker Bartwuchs. Die Weiber ähneln in der Gestalt den Männern, sind aber kleiner (nach Hagen im Mittel nur 154 cm hoch) und zeigen durchweg das breite Gesicht und die Stumpfnase des Bergtypus. Im Innern hat man übrigens mehrfach auch auffallend kleinwüchsige Stämme beobachtet, vielleicht Reste einstiger Pygmäenvölker. — **Tatavierung** als Stammesabzeichen scheint sich nicht zu finden. Dagegen reibt man den nackten Körper zum Schutze gegen die Sonne mit einem Gemisch von Fett und Ocker ein. Bisweilen (bei festlichem Anlaß uff.) wird der Körper auch schwarz, rot und gelb gefärbt. Auch Narbentatavierung kommt hier und da vor, und diese durch Einreiben von Erde, Asche uff. in künstliche Wunden mannigfachster Art erzeugten Ziernarben sollen den Träger oft an für ihn wichtige Ereignisse erinnern. — Die **Kleidung** ist dem Klima entsprechend eine recht primitive. Den Männern genügt ein Lendenschurz, bald breiter, bald schmaler, aus buntem Rindenbast, den Weibern eine Art von Doppelschürze aus Gras oder Bastfasern. Daneben findet man in manchen Gegenden einen eigenartigen — Regenmantel, in einem Pandanusblatte bestehend, das in der Mitte gebrochen und an einem der schmalen Enden zugenäht ist. — Viel reichhaltiger ist der **Schmuck**, und für den Papua ist Schmuck aus Ober- und Hundezähnen besonders charakteristisch. Auch allerlei Muscheln und Schildpatt finden Verwendung. So ziemlich alle Teile des Körpers werden geschmückt, verschönert. Zunächst frisirt man das Haar zu riesigen Kugeln, bestreift es mit Kämmen, Stäben, bei festlichen Gelegenheiten auch mit Blumen, Vogelfedern u. dergl., grenzt es gegen die Stirn mit Muschel- oder Hundszahn-

bändern ab, steckt den Schopf hinten in einen Bastzylinder uff. Nicht selten wird das Haar auch gebeizt; eine vielverwendete Beize aus Korallenkalk und Kokosnußmilch färbt es aschblond; anderswo färbt man es weiß, rot und neuerdings mit Waschblau sogar blizblau. Die Prozedur des Haarschneidens wird mit Muschelmessern oder scharfen Gräsern vorgenommen. Kahlköpfe und alte Leute tragen gewöhnlich Perücken aus Kasuarfedern u. a. Um die kostbare Frisur zu schonen, legt man des Nachts das Haupt auf ein höchst unbequemes Kopfbänkchen aus Bambus oder Holz. Im Ohre tragen vor allem die Weiber riesige Ringe aus Schildpatt; das so bisweilen bis auf die Schulter herabgezogene Ohrläppchen dient oft zur Aufnahme des Betelpriems, der Tabakspfeife usw. Nasenscheidewand und Nasenflügel werden durchbohrt und mit Knochenstäbchen, Zähnen, Vogelfederkielen u. dgl. geschmückt. Hals, Arme und Beine behängt man überreich mit Ketten und Bändern. So Schmuck wie Gebrauchsgegenstand ist das „Avelum“, eine neßgeflochtne Tasche, die dem Papua (wie Tappenbeck launig sagt) „Reisekoffer, Tabaksbeutel, Karitätenkabinett und Müllabladestelle“ zugleich ist, und in der die Mutter auch das Baby mit sich umherträgt. — Große Sorgfalt verwendet man auf den Bau des Hauses, das namentlich in der Form des sogenannten Junggesellen- und Versammlungshauses ein Meisterwerk primitiver Baukunst genannt werden muß. Der häufigen Regengüsse und des Ungeziefers wegen steht das Haus in der Regel auf 3—10 Fuß hohen Pfählen; ein schräg aufgelegter, bisweilen stufenartig gekerbter Baumstamm dient als Treppe. Das Gerippe des Hauses bilden Pfeiler, den Fußboden dünne Planken gewöhnlich aus Palmholz oder Mangrove. Die außen oft bunt bemalten Seitenwände — Vorder- und Hinterwand fehlen nicht selten — werden aus Mattengeflecht, Gras u. dergl. hergestellt, und die Sago- und Ripapalme liefert vorzügliches Material zum Dache. Vielsach weisen die Häuser nach dem Dorfplatze zu eine durch das überragen des Daches geschützte Veranda auf, die den beliebtesten Aufenthalt während des Tages bildet. Neben diesen eleganten Bauten finden sich auch überall recht einfache, hüttenartige Wohnhäuser verschiedenster Form. Am Huongolse trifft man eigenartige Baumhäuser an. Es sind das niedrige, in den Kronen hoher Bäume errichtete Hütten, zu denen man auf Strickleitern aus Lianen gelangt. Sie bilden einen wirksamen Schutz gegen feindliche

überfälle. Im Gebiete des Augustastuffes gibt es auch regelrechte, im Wasser stehende Pfahl-dörfer. — Der Hausrat ist gering. Des eigenartigen Schlafbänkchens wurde oben schon Erwähnung getan. An einzelnen Orten finden sich daneben Bastdecken oder Rindenstücke als Bettstellen. Am mittlern Ramu fand Tappenbeck zum Schutze gegen die Moskitos riesige, tütenförmige Familienschlaffäcke aus Fasergeweb in Gebrauch. Koch- und Eßgeschirre werden aus Bambus, Kokosnußschalen, Holz und Ton gefertigt. Auch der Flaschenkürbis gibt brauchbare Gefäße und Büchsen. Überall sind geflochtne Körbe und Taschen anzutreffen. Oft weist das Innere des Hauses in Menschen-, Tierschädeln und Knochen einen seltsamen Schmuck auf. — Die Dörfer, in der Nähe des fischreichen Meeres am dichtesten, sind nur klein. Jede größere Siedlung besitzt ein Junggesellenhaus, in dem die unverheirateten Männer wohnen, und das zugleich die Stelle des Rathauses vertritt. Eine Signaltrommel, aus einem gehöhlten Baumstamme gefertigt, gewöhnlich mit Handhaben versehen und reich ornamentiert, ruft die Dorfgesossen von den Feldern, zur Versammlung usf. — Landbau wird nur in geringem Maßstabe (oft noch mit hölzernen Spaten und zugespitzten Pfählen) betrieben, ist aber bei manchen Stämmen gleichwohl die Hauptbeschäftigung. Die Anlegung des Feldes, das (nach Krieger) jedes Jahr gewechselt wird, geschieht gemeinsam. Jeder hat sein bestimmtes Feld, das er mit einem Zaune aus Zuckerrohr u. a. umhegt. Das Roden und Umgraben des Landes ist Aufgabe der Männer, das Pflanzen und Pflegen die der Weiber. — An Haustieren hält man fast ausschließlich nur Hühner, Hunde und Schweine, und letzteres besonders ist der geschätzte Festbraten für das Dorf. Hier und da trifft man in den Dörfern auch gezähmte junge Kasuare und Kakadus an. — Die nötige Fleischnahrung liefert in erster Linie der Fischfang, der mit Netz und Reuse (aus Rotanggeweb) betrieben wird. In kleinen Bächen bringt man Fischwehre an. Auch werden die Fische bisweilen mit dem Speer oder mit Pfeil und Bogen erlegt. — Es sei hier gleich der Waffen kurz gedacht. Speer, Pfeil und Bogen, Keulen oder Schwerter aus hartem Holze, Dolche aus Kasuarknochen und hölzerne Schilde treffen wir fast überall an. Die Speere zeigen oft reiches Schnitzwerk und werden in einzelnen Gegenden (z. B. am Ramu) mittels eines Wurfschleuders geschleudert. Der Bogen ist gut manns hoch und an den

Enden bisweilen bunt umflochten. Die mehrfach mit Widerhaken versehenen, etwa  $1\frac{1}{2}$  m langen Pfeile sind aus Rohr, mit hölzerner Spitze und ungefedert. Das zu diesen Waffen verwendete Holz ist so hart, daß ein Speer z. B. ein zölliges Kiefern Brett glatt durchschlägt. Das Schußfeld beider Waffenarten beträgt aber nur etwa 50 m (Tappenbeck). Den Knochendolch trägt man oft in einem Ringe am linken Oberarm. Die aus sehr hartem Palmenholze gefertigten Schilde sind bald große Rundschilde von 1 m Durchmesser, bald manns hohe Längsschilde, und bald mit Schnitzerei bunt ornamentiert, bald mit buntem Flechtwerk umsäumt oder überzogen. Zum Schutze der Weichen trägt man hier und da enganliegende, breite Gürtel aus Rotanggeflecht. — Unter den von den Papua betriebnen Gewerben verdient vor allem die Töpferei hervorgehoben zu werden. Ein „papuanisches Bunzlau“ ist die kleine Insel Bilibili in der Astrolabebai. Die Töpfe werden gebrannt und glasiert und mit regelrechten „Fabrikmarken“ versehen. Liegt diese Industrie ausschließlich in den Händen der Weiber, so werden die meisten andern Industriezweige fast durchweg von Männern betrieben. Hier sei nur noch der hochentwickelten Schnitzkunst gedacht. Der Papua weiß meisterhaft groteske Götzenbilder und Masken mit einer nur den Tropen eignen phantastischen Ornamentik zu schnitzen. Dabei ist sein Werkzeug — oder war es doch noch vor kurzem — das denkbar einfachste; denn der Papua lebte, als er deutscher Untertan wurde, noch in reiner, ethnologischer Steinzeit\*). Man bohrt mit zugespitzten Knochen oder Zähnen, schneidet mit geschärften Muscheln und Bambussplintern, feilt mit stacheliger Fischhaut usf. Das Hauptgerät ist ein Beil mit Stein- oder Muschel (*Tridacna*, *Terebra*) Klinge. Als Schaft wählt man einen starken, knieförmig gebognen Ast und befestigt die Klinge mit Schnüren und Harz daran; die Schneide steht wie bei unsern Schiffszimmerbeilen quer zum Schaft. Neuerdings ersetzt man Stein- und Muschelklinge durch eine eiserne (Hobel- oder Bandeisen). Mit solchen primitiven Instrumenten sind auch die Kanus (vgl. Abb. 18) gefertigt, deren Herstellung gewöhnlich auf gewisse Dörfer beschränkt ist. Die für die Seefahrt bestimmten Boote, Einbäume,

\*) Vgl. hierzu auch das in gleicher Sammlung erschienene Bändchen des Verf.: „Der Mensch der Urzeit“ 1910 und seine „Allgemeine Völkerkunde“. Leipzig 1898.



Abb. 18. Papua mit Auslegerboot. (Kaiser-Wilhelmsland.)

oft mit aufgesetzten Planken, zeigen fast durchweg einen „Ausleger“, d. h. einen mit dem Boote parallel laufenden und mit ihm durch ein hölzernes Gitterwerk verbundenen Balken, der das Gleichgewicht erhält. Das Segel ist aus Mattengeflecht in Form eines auf die Spitze gestellten Rechtecks gefertigt und nicht reffbar. Jedes Dorf hat (nach Tappenbeck) seine „Nationalflagge“ in Gestalt eines geschnitzten Vogels, Fisches, Krokodils usw. Oft ist der Schiffsschnabel reich geschnitzt und bunt bemalt. Neben guten Auslegerbooten finden sich an einzelnen Stellen auch sehr plumpe Einbäume und selbst Flöße aus Palmblattstielen. — Im Tauschhandel wird gern Tabak genommen, der neben dem Betelpriem (Arekanuß) ein beliebtes Genußmittel ist. Aus dem Tabak fertigt sich der Papua mit Hilfe irgend eines Blattes eine Art von Zigarette. Alle Verträge werden durch gemeinsames Kauen des Betelpriems abgeschlossen. Muschelgeld scheint nicht in Gebrauch zu sein. „Im Verkehr mit dem Europäer zeigt sich der Eingeborne als geriebener Handelsmann; übervorteilen eines Landsmannes aber gilt für unehrenhaft.“ — Jede Familie pflegt eine Hütte für sich zu bewohnen. In Bogadjim baut der Mann für jede Frau und sich je eine

eigne Wohnung. Große Sittenstrenge zeichnet den Papua der meisten Gegenden aus. Mädchen und Knaben werden oft schon in frühesten Jugend für einander bestimmt; die Heirat — der Mann muß den Verwandten der Frau einen bestimmten Kaufpreis zahlen — findet dann nach Eintritt der Pubertät statt. Ehebruch wird meist mit dem Tode bestraft; doch kann die Frau die Ehe dadurch, daß sie einfach zu ihren Verwandten zurückkehrt, leicht lösen. In diesem Falle erhält der Gatte einen Teil seines Kaufgeldes wieder und behält die größeren Kinder. Das Familienleben ist innig; um die elterliche Autorität ist es jedoch recht schwach bestellt: die Kinder wachsen sehr selbständig auf. Die Verwandtschaftsverhältnisse sind recht verwickelte und scheinen auf uraltem Mutterrecht zu ruhen. Die Tötung überzähliger oder mißgestaltner Neugeborenen und die eingeschleppten, zeitweise grassierenden Pocken lassen die Zahl der Papua von Kaiser-Wilhelmsland beständig abnehmen; nach oberflächlicher Schätzung beträgt sie heute — hoch veranschlagt — etwa 100 000 Köpfe. — Größere Staatsverbände kennt man nicht. Der Zusammenschluß dürfte nicht über die Familien eines Dorfes hinausgehen; das Gefühl der Dorfgemeinschaft ist jedoch stark entwickelt. Entzweien sich zwei Familien, so wandert die schwächere aus und gründet eine neue Niederlassung. Der Begriff der Herrschaft fehlt diesen noch in einem Kommunismus der Urzeit lebenden Menschen völlig. — Die Zersplitterung in unzählige Dorfverbände hat ihre Analogie in der schier unglaublichen Sprachenzersplitterung. Fast jedes Dorf hat in Kaiser-Wilhelmsland seinen eignen Dialekt, der bereits im Umkreise von etwa zwei Meilen nicht mehr verstanden wird. Im allgemeinen scheidet sich die Sprache in zwei große Gebiete, deren eines als papuanisches, das andre als melanesisches Sprachgebiet bezeichnet wird; letzteres umfaßt die vorgelagerten Inseln und einzelne Bezirke der Küste. Die Sprache aller Papua-Stämme nennt Hoffmann außerordentlich plastisch und bilderreich. „Glauben heißt z. B. in der Bogadjim-Sprache: ‚mit dem Herzen wissen‘; jemanden beschämen: ‚das Lendentuch öffnen‘; fleißig sein: ‚dem Felde eine Mutter sein‘ usf. Die seebefahrenden Siar-Bilibil-Stämme haben eine besondre, recht derbe Seesprache, die nur im Kanu gesprochen wird. Und an der Astrolabebai kennt man sogar eine Art von — Gaunersprache. So sagt hier der Papua z. B.: ‚Mein Haarkamm wackelt‘, d. h. ich fürchte erwisch

zu werden; „nimm den Rauch wahr auf deinem Wege“, d. h. stiehl Tabak“. — Die Religion ist ein auf Ahnendienst und Naturbeseelung beruhender Geisterglaube oder besser eine Gespensterfurcht. Von den Ahnen schnitzt man sich gleichsam stilifizierte Porträts, und diese Ahnenbilder genießen dann göttliches Ansehen. Ein eigenartiger Brauch ist der Balumkult. „Jede abgeschiedene Seele wird zum Balumgeiste. Im besonderen versteht man unter Balum die flachen, lanzettförmigen Schwirrhölzer, die für gewöhnlich im Dorshause aufbewahrt werden und keinem Weibe zu Gesicht kommen dürfen.“ Solch ein Schwirrh Holz — unserm Waldteufel entsprechend, und das ist der Ursprung dieses Kinderspielzeugs — gibt, an einer Schnur im Kreise geschwungen, wildklagende und surrende Töne von sich: die Stimme des Geistes. Gute Geister — die Minderheit — werden durch Opfer willig gemacht, böse versöhnt. Bestimmte Priester scheint es nicht zu geben. Die Feste werden durch Schweinefleischschmausereien und Tänze gefeiert. Der Papua von Kaiser-Wilhelmsland ist sehr musikalisch. Nach Schellong gibt es in Finschhafen Gesangsmeister, die regelrechte Singschulen halten, in gewissem Sinne den mittelalterlichen Meistersingerschulen vergleichbar. Sie lehren uralte Lieder, deren Text ihnen selbst nicht mehr verständlich ist, und bestimmte Sangesarten dürfen nur Schüler bestimmter Rangklassen erlernen. Man tanzt unermüdlich rund zwölf Stunden, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang fast ohne Pause, bei Fackelschein. Bei gewissen Festtänzen verbirgt der Tänzer das Gesicht hinter einer phantastisch geschnitzten Holzmaske, ein Tier oder Menschenantlig darstellend, bald klein und zierlich, bald von außerordentlicher Größe und schwer. Eine Anzahl von Musikinstrumenten finden bei dem Tanze Verwendung. Vor allem eine kleine gehenkelte Handtrommel von der Form etwa einer Sanduhr, reich geschnitzt und an einem Ende mit Schlangen- oder Eidechsenhaut bespannt; sie wird mit der flachen Hand geschlagen. Am Kaiserin-Augustafusse kennt man regelrechte Trommelkonzerte, auf vier großen, harmonisch abgestimmten Trommeln. Zu erwähnen sind schließlich Bambusstäbe zum Markieren des Rhythmus, Rasseln aus gehöhlten Nüssen und das dumpftönende Muschelhorn. — Es erübrigt noch, der Begräbnisbräuche der Papua zu gedenken. Der Tote wird oft in seiner Hütte beerdigt, in einem ganz flachen Grabe, über dem die Witwe wochenlang, daneben schlafend, zur Abwehr der Fliegen ein Feuer

unterhalten muß. In den Bergländern bringt man den Leichnam in hochende Stellung, umhüllt ihn mit Bananenblättern und läßt ihn in der Hütte mumifizieren. Im Hinterlande der Astrolabebai sah Tappenbeck die Leichen an Stangen zur Mumifizierung im Freien hängen. Daneben waren Lebensmittel aufgestellt. Zum Zeichen der Trauer, die eine tiefe ist, bemalt man sich Gesicht und Oberkörper mit dunklen Farben. — Die geistigen Fähigkeiten des Papua sind geringe. Er kann mit Hilfe der Finger und Zehen nur bis 20 zählen. Alles darüber ist „viel“. Die Zeitrechnung richtet sich nach Neumond und Jams-ernten. — Das Charakterbild des Papua schwankt sehr in den Berichten der verschiedenen Forscher. Die einen nennen ihn gutmütig und arbeitsam, die andern verlogen, diebisch und faul. Ob es gelingen wird, ihn zu einem brauchbaren Kolonisten heranzubilden, läßt sich noch nicht sagen.

Die wirtschaftliche Erschließung von Kaiser-Wilhelmsland ist über Versuche und Anfänge noch nicht hinausgekommen. Die Verwaltung untersteht dem im Bismarckarchipel residierenden Gouverneur Deutsch-Neuguineas. Bezirksamt und Hauptort ist Friedrich-Wilhelmshafen, das neben den Verwaltungsgebäuden Krankenhäuser, ein Sägewerk, Brunnenanlagen u. s. w. aufweist. Daneben sind Regierungsstationen in Citapé (Berlinhafen) und Marobe (Adolphshafen). Von wichtigeren Pflanzungen sind zu nennen: Stephansort, Modilon und Jomba (mit Friedrich-Wilhelmshafen durch eine Feldbahn verbunden), Grima (durch eine solche mit Stephansort und Bogadjim verbunden), und Konstantinshafen, sämtlich an der Astrolabebai. Ein zweiter Mittelpunkt für Handel und Verkehr hat sich am Berlinhafen gebildet. Alle diese Pflanzungen leiden an Arbeitermangel; sie müssen größtenteils mit Chinesen und Malaien betrieben werden. — Sehr verdient machen sich um Kaiser-Wilhelmsland die Missionen mit ihren Schulen. An evangelischen Missionen sind hier tätig: die Rheinische Missionsgesellschaft (Barmen), die an der Astrolabebai Stationen unterhält; die Missionsanstalt von Neuen-Dettelsau (Bayern) mit zahlreichen Stationen in der Umgegend von Finschhafen; an katholischen: die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Stehler Mission) mit Stationen bei Berlin-, Potsdam- und Alexishafen. — Die Verbindung mit dem Mutterlande hält (monatlich einmal) eine Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd (Hongkong-Sidney und zurück) auf-

recht. Die Dampfer laufen Friedrich-Wilhelmshafen an und gehen dann über Rabaul (im Bismarckarchipel) nach Australien (Sydney). Eine zweite Linie: Singapur—Kaiser-Wilhelmsland—Rabaul und zurück (alle acht Wochen) und Küstendampfer vermitteln den Verkehr der einzelnen Stationen. Postagenturen bestehen in Stephansort, Friedrich-Wilhelms-, Berlin- und Finschhafen\*).

## 2. Der Bismarckarchipel.

Die Geschichte der Entdeckung und Erwerbung des Bismarckarchipels ist eng mit der Neu-Guineas verknüpft. Der erste, der die Salomonen und wohl auch die Ostküste Neu-Mecklenburgs betrat, war der spanische Admiral Mendana (1568 bzw. 1595). Er gab der Gruppe den Namen „Salomonen“, in der Meinung, hier das Ophir des biblischen Königs, die Quelle der Goldschätze Salomos, gefunden zu haben. Dieser ersten Entdeckung eines kleinen Gebiets der melanesischen Inselwelt folgten bald neue, und wir begegnen nun fast allen jenen Entdeckernamen hier wieder, die uns schon aus der Geschichte Neu-Guineas bekannt sind. Aber auch in das Dunkel dieses Archipels brachte erst das 19. Jahrhundert mehr Licht. Um die Mitte der siebziger Jahre ließen sich dann in der Gruppe die ersten europäischen Ansiedler nieder: Godeffroy errichtete in der Neu-Lauenburggruppe, die Firma Robertson und Hernsheim (Hernsheim und Co.) auf der Insel Matupi in der Blanchebucht eine Handelsstation, und diese beiden Pioniere deutscher Zivilisation dehnten ihre Tätigkeit, die späterhin die Grundlage für die deutschen Ansprüche auf dieses Gebiet abgab, bald auch über andre Teile des Archipels aus. Sie hatten anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, Schwierigkeiten, die ihnen vor allem aus dem fast unüberwindlichen Mißtrauen der Eingeborenen erwuchsen. Dieses leider auch heute noch nicht völlig geschwundene Mißtrauen gegen alle Weißen gründete sich auf die eigentümliche „Werbetätigkeit“ englischer Agenten. Um nämlich melanesische Arbeiter für ihre Südsceplantagen (Queensland, Fidji uff.) zu erlangen, scheuten die Kapitäne der englischen Anwerbeschiffe oft vor offenem Menschenraube nicht zurück. Überall kam es deshalb zu blutigen Zusammenstößen, die oft um so verhängnisvoller wurden, als die Bezahlung der

\*) Die Handelsstatistik ist mit der des Bismarckarchipels (S. 130) gemeinsam angegeben.

heimkehrenden Arbeiter meist in Snidergewehren und Munition bestand. Erst strenge Gesetze schufen hier in den achtziger Jahren Abhilfe.

Nördlich und nordöstlich von Kaiser-Wilhelmsland, etwa zwischen  $141^{\circ}$ — $156^{\circ}$  ö. L. und  $0^{\circ}$   $40'$ — $6^{\circ}$   $50'$  s. Br. gelegen, erfüllt der Bismarckarchipel eine Landfläche von rund 47 000 qkm (etwa = Rheinland und Westfalen); dazu kommt noch das Areal der Salomonen mit etwa 10 000 qkm\*). Gegen 200 größere und kleinere Inseln bilden ihn; die bedeutendsten sind: Neu-Pommern (Neu-Britannien 24 000 qkm) mit der nördlich gelegenen Gazellehalbinsel; Neu-Mecklenburg (Neu-Irland, 13 000 qkm), lang gestreckt und schmal und mit Neu-Pommern und Neu-Hannover (1500 qkm) einen nach Westen offenen Halbkreis bildend; weiter westlich die Gruppe der Manus (Admiralitätsinseln) und zwischen dieser und Neu-Hannover, etwas nördlicher Neussau (St. Matthias). Erwähnt seien noch: die der Westspitze Neu-Pommerns vorgelagerte, durch die Dampierstraße davon getrennte Umboi-Insel, die von manchen zu Kaiser-Wilhelmsland gerechnet wird; Neu-Lauenburg in dem die Gazellehalbinsel von dem südlichen Teile Neu-Mecklenburgs trennenden St. Georgskanal; östlich des mittleren Teils von Neu-Mecklenburg endlich Tabar (Gardner-Inseln), Lihir (Gerard de Rhys-Inseln und (weiter südlich) Nissau (Grüne Inseln). Von den Salomon-Inseln gehören Bougainville und das nördlich vorgelagerte Buka zum Bismarckarchipel.

Die geologischen Verhältnisse des Bismarckarchipels sind noch nicht genügend erforscht. Nach Thilenius (Globus, Bd. 78) ergibt sich „vorläufig folgendes Bild als möglich“: Neu-Pommern stand ursprünglich im Zusammenhange mit Neu-Guinea und endete östlich bei den Bainingbergen, wo alte Korallenriffe liegen. Der größte Teil der Gazellehalbinsel ist vergleichsweise jüngern Datums. Neu-Mecklenburg ist als altes Saumriff aufzufassen und begrenzte östlich ein Land, das heute unter dem Meeresspiegel liegt, auf dessen Höhen aber die Gruppe Neu-Lauenburg und die vielen Riffe und Atolle bis nach den Manusinseln sich aufbauten. Ein Teil davon mag vulkanischer Natur sein; jedenfalls finden sich Vulkane oder deren Spuren

\*) Nach anderer Schätzung beträgt der Flächeninhalt des Archipels 61 000 qkm, der von Kaiser-Wilhelmsland 179 000 qkm, woraus die Gesamtsumme (240 000) unserer statistischen Tabelle resultiert.

an der Küste von Neu-Pommern, in Neu-Hannover, Mussau, in der Manusgruppe usw. „Der heutige Bismarckarchipel“, so folgert Thilenius schließlich, „dürfte früher einmal eine zusammenhängende Landmasse mit Neu-Guinea gebildet haben, deren Grenzen heute noch in den gehobenen Rissen der Bainingberge, Neu-Mecklenburg und den Manusinseln vermutet werden können.“ Die Strichrichtung der Salomonen — Neu-Hannover, Neu-Mecklenburg, Nissan und die Salomonen bilden eine von Nordwesten nach Südosten verlaufende Kette von langgestreckten, schmalen Inseln — deutet darauf hin, daß auch sie vielleicht einmal Teile dieses versunkenen Landkomplexes bildeten; sie sind vermutlich vulkanischen Ursprungs. Alle größeren Inseln des ganzen Gebiets sind von dichtbewaldeten Gebirgen erfüllt. Auf Neu-Pommern erreichen diese Gebirge im „Vater“ eine Höhe von etwa 2300 m (erwähnt seien noch „Südsohn“, Baining- und Hannam-Berge), im Süden Neu-Mecklenburgs eine solche von 2150 m (Koselgebirge, Schleinitzgebirge), auf Bougainville (Kaiser- und Kronprinzengebirge) im Balbiberge vollends eine solche von 3100 (Zugspitze = 3000) m. Während auf den Salomonen noch viele **Vulkane** tätig sind — auch der Balbi (Toiupu) ist ein noch nicht gänzlich erloschener Krater —, ist die Zahl der tätigen Vulkane auf den andern Inseln nicht sehr erheblich. Zu nennen sind hier auf Neu-Pommern an der Westküste der „Vater“ (Uláwun) und „Südsohn“ (Wamus) und auf der Gazellehalbinsel der kleine Kaije (190 m), der in die Blanchebucht zahlreiche heiße Schwefelquellen ergießt. Erloschene Vulkane der Halbinsel sind die „Mutter“ mit den beiden „Töchtern“. Vulkanische Bildungen sind auch die beiden eigenartigen „Bienenkörbe“ in der Blanchebucht. — Auf Neu-Mecklenburg hat man verschiedentlich Kohle gefunden.

Die gebirgige Natur und die geringe Breite der Inseln macht es erklärlich, daß größere, schiffbare Flüsse, soweit heute unsere Kenntnis reicht, überall fehlen. Die wichtigsten Flüsse Neu-Pommerns (Gazelle-Halbinsel) sind der Holmesfluß (Toriu) und der Warangoi, die in den Bainingbergen entspringen.

Soweit die klimatischen Verhältnisse bisher beobachtet sind (Herbertshöhe, Gazellehalbinsel), scheint der Bismarck-Archipel ein mäßig feuchtes, ziemlich gleichmäßiges, tropisches Seeklima zu haben. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 26,1°; die mittleren Jahresextreme schwanken zwischen

33,7° und 19,8°. Die jährlichen Niederschlagsmengen variieren beträchtlich nach der Lage der Beobachtungsstationen (Ralum, Gazellehalbinsel: 1889 mm, Riëta auf Bougainville: 2759 mm; Peterhafen auf den Witu- oder Französischen Inseln: 3489 mm). Hauptregenmonate sind Dezember bis April, die Zeit des Nordwestmonsuns. Eine ausgesprochene Trockenzeit ist nicht erkennbar. Von Mai bis November weht der Südostpassat. In der Übergangszeit sind mehrfach Tromben beobachtet worden.

Die gesundheitlichen Verhältnisse sind (nach Danel) im Bismarckarchipel ungleich besser als in Neu-Guinea. Schwere Malariafälle sind selten. Die Eingeborenen infizieren sich nach den Untersuchungen Kochs schon in frühesten Jugend mit Malaria und sind späterhin immun. Nach Ribbe sollen die Salomonen fieberfrei sein. Als gefährlichster Feind der Europäer ist leider in den letzten Jahren hier und dort das Schwarzwasserfieber aufgetreten. Unter den Eingeborenen sind Hautkrankheiten (Ringwurm) und Tuberkulose häufig. An manchen Plätzen der Gazellehalbinsel tritt Dysenterie endemisch auf und fordert leider auch unter den Europäern Opfer.

Die Pflanzen- und Tierwelt des Bismarckarchipels ähnelt, soweit sie bekannt ist, der Flora und Fauna Neu-Guineas in hohem Grade. Erwähnt sei deshalb nur, daß auf tieferem Humus überall die Kokospalme gedeiht, und daß Kopra in der Ausfuhr auch des Bismarckarchipels die erste Stelle einnimmt. Auf Neu-Hannover, im Norden Neu-Mecklenburgs und im Westen von Neu-Pommern wird Sago gewonnen. Auf der Hochsavanne der Gazellehalbinsel findet sich eine wertvolle Eufalyptusart. Tabak pflanzen die Eingeborenen auf Buka. Leider ziehen sich an vielen Küsten auch dichte Mangrovewälder hin. Den Eingeborenen wird das Leistenkrokodil oft gefährlich. Das Meer beherbergt u. a. vier Giftschlangenarten (Schnee); von andern Meeresbewohnern seien die Holothurien (Seegurken), die als „Trepang“ nach China ausgeführt und dort als Leckerbissen teuer bezahlt werden — Trepangausfuhr 1909: 48 000 Mk. — und Perlmuscheln, sowie Schildkröten erwähnt.

Die Bewohner des Bismarckarchipels — ihre Zahl wird auf insgesamt nur 190 000 Seelen geschätzt — sind uns noch zu wenig bekannt, als daß wir über ihre Rassenverhältnisse schon ein sicheres Urteil abgeben könnten. Nach den neuesten Untersuchungen möchte es scheinen, als ob man, zum mindesten

auf den größeren Inseln, ähnlich wie in Kaiser-Wilhelmsland einen höher entwickelten Küstentypus mit melanesischer Sprache und einen, mehr das Innere bewohnenden, tiefer stehenden Bergtypus unterscheiden müsse, welcher letzterer vielleicht die nicht melanesisch (papuanisch?) sprechende Urbevölkerung darstellt und hier und da von der Küste noch nicht völlig abgedrängt ist. Im Körperbau weisen diese beiden Typen ganz ähnliche Differenzen auf wie die von Kaiser-Wilhelmsland, so daß man wohl an bestimmte Zusammenhänge denken darf. Vielfach haben sich die beiden Typen auch miteinander gemischt und die Sprachen ausgetauscht. Von den Salomonen berichtet neuerlich Thurnwald das gleiche; nur ist der Salomonier von auffallend dunkler Hautfarbe. An der östlichen Peripherie des Bismarckarchipels ist polynesischer, an der nördlichen ein starker mikronesischer Einschlag — die Folge freiwilliger oder unfreiwilliger Wanderungen — ganz unverkennbar.

Wir schildern hier vornehmlich die uns seit längerem bekannten Eingeborenen an der Küste der nordöstlichen Gazellehalbinsel. — Von kleinem Mittelmaße, zeichnet sich dieser Eingeborene durch sehr ebenmäßige, schlanke Körperformen aus. Nicht sonderlich muskulös, ist er doch sehnig und in allen Bewegungen geschmeidig. Arme und Beine sind verhältnismäßig dünn, die Füße abgeplattet. Der Kopf ist lang und schmal, die Stirn erscheint breit, die Nase abgeflacht, die Lippen sind dick, aber nicht wulstig, die Backenknochen treten weniger hervor. Die Gesichtszüge sind, wenigstens bei jüngeren Individuen, sympathische, gutmütige. Tappenbeck sagt, speziell der Neu-Pommertrage etwas Naiv-kindliches zur Schau. Das dicke, lockigwollige Haar ist tiefschwarz, wird aber ebenso wie der Kinnbart gewöhnlich mit Kalkstaub gepudert oder gefärbt. Bisweilen rasiert man das Kopfhaar mit Bimsstein oder Glasscherben vollständig, trägt aber andererseits auch Perücken (Abb. 19). — Tatauierung als Stammesabzeichen scheint sich nicht zu finden. Wohl aber versieht man hier und da den Körper mit Ziernarben wie in Kaiser-Wilhelmsland. Häufiger ist Bemalung des Körpers mit bunten Farben. — Die Kleidung der Männer besteht in einem kleinen Bastshort, die der Frauen in Grasschürzen. In vielen Gegenden sind Kleidungsstücke so gut wie unbekannt. Auf den nördlichsten Inseln (Minigo, Manus) sind die Frauenschürzen kunstvoll geflochten und mit Muscheln und

Federn geschmückt. Auf den Stationen müssen die Eingeborenen ein Hüfttuch (Lavalava) aus dünnem, meist buntem Rattun tragen. — Unter den zu Schmuckstücken verwendeten Gegenständen spielen Muscheln die Hauptrolle. Besonders geschmackvoll sind die Brustschilder aus Muschelscheiben (mit einer hübsch ornamentierten Schildpattverzierung), die an einer Schnur um den Hals getragen werden. Die Zähne färbt man mit Hilfe eines Breis aus gebrannter Erde in langwieriger Prozedur schwarz. Im übrigen ähnelt der Schmuck der Arme und Beine, des Haares, der durchbohrten Nasenscheidewände und -flügel dem der Papua von Kaiser-Wilhelmsland.



Abb. 19. Eingeborener von Neu-Pommern (mit Perücke u. Halsstragen a. Muschelgeld.)

Auf den Bau der Hütte verwendet im allgemeinen der Bismarckinsulaner bei weitem nicht die gleiche Sorgfalt wie der Eingeborene von Kaiser-Wilhelmsland. Die Hütten sind meist niedrige Bauten mit Bambuswänden und Palmblattdächern (s. Abb. 20). In manchen Gegenden (z. B. auf der Gazellehalbinsel) liegen die einzelnen, von primitiven Staketenzäunen umschlossenen Gehöfte durch den Busch oder das Grasland zerstreut, in andern Gebieten zu kleinern Dörfern vereinigt. Ausgezeichnet schöne Häuser bauen die Bewohner der nördlichen Inseln; auf den Manus sind diese Häuser im Meere stehende Pfahlbauten, ähnlich den prähistorischen der Schweiz. Keine festen Wohnsitze haben die Baining, die vorwiegend ackerbautreibende Nomaden sind (Schnee). — Das Hausgerät ist sehr einfach: Tontöpfe, hölzerne Schalen, Kokosnußbecher, Flaschenkürbisse, das ist alles. Das „Bett“ besteht nach Tappenbeck oft in „ein paar Gabelästen, in die Erde gerammt, und einem Duzend Knüppel darüber“. In der Nähe der Stationen trifft man natürlich mehrfach europäischen Hausrat an. Auf den Manus finden sich schön geschnitzte, gehenkeltete

Schüsseln, geflochtne, mit Harz gedichtete Krüge u. a. m. — Landbau (meist in Wechselwirtschaft) wird, wenn auch in geringem Maße und sehr primitiv, fast überall im Archipel betrieben. Man baut in erster Linie Taro, Jams, Bataten, Betelnuß und Kokospalme, daneben Zuckerrohr, Bananen, Brotfruchtbäume uff. — Die Haustiere sind dieselben wie in Kaiser-Wilhelmsland. Merkwürdigerweise wird das Fleisch der Schweine auf Neu-Mecklenburg und einem Teil der Gazelle nur von den Weibern gegessen; die Männer glauben von dem Genuße des Schweinefleischs zu erkranken, zu „plaken“. Ein weit verbreiteter Geheimbund (Tngiet) verbietet geradezu aufs strengste den Genuß von Schweinefleisch. Auch die christianisierten Ein-



Abb. 20. Typisches Eingebornenhaus von Neu-Pommern.

geborenen sind nur selten zu bewegen, von dem Borstentier zu essen. Wie sehr übrigens das Essen, der „Bauch“ (Baloma), das ganze Leben des Eingeborenen beherrscht, zeigen uns die das Fühlen und Denken schildernden Nebensarten. „Der Kanake“<sup>\*</sup>), schreibt P. Kleintitschen, „freut sich in seinem Bauche, trauert in seinem Bauche, grollt in seinem Bauche, er schämt sich in seinem Bauche, er ist verwirrt in seinem Bauche, denkt in seinem Bauche.“ — Mit großer Geschicklichkeit liegen überall die Küstenbewohner dem Fischfange ob. Die großen Fischreusen in der Blanchebucht, die Netze der Manus uff. sind Meisterwerke der Flechtkunst. Haiische werden in eigenartigen schwimmenden Fallen gefangen. Auch Fischspeer und Angelhaken sind bekannt. Einige Stämme befassen sich fast ausschließlich mit der

<sup>\*</sup> Die Weißen haben sich leider daran gewöhnt, die Eingeborenen aller Südseeinseln mit dem gemeinsamen Namen „Kanake“ (von kanaka, der hawaiischen Form für das polynesisch tagata = Mensch) zu bezeichnen. Meinem Empfinden nach liegt darin genau soviel Überhebliches wie in dem Ausdruck „Nigger“. Die christianisierten Eingeborenen Afrikas fühlen sich heute selbst durch das Wort „Neger“ bereits verletzt (Buchner).

Fischerei und tauschen von den Inlandstämmen Feldfrüchte ein. — Von den primitiven Kunstfertigkeiten der Bismarckinsulaner verdient die Schnitzkunst besonders hervorgehoben zu werden. Ihre höchste Blüte dürfte sie auf Simberi und Tabar erreicht haben, wo die kunstvollsten Masken und Bildwerke geschnitzt werden, — noch heut mit Steinbeilen und Muschelmessern. Eine für den Archipel besonders typische Maske erinnert in der Form an den altrömischen Raupenhelm. Die „Raupen“ wird aus Gräsern und gefärbtem Bast hergestellt. Ein stark ausgebildeter Unterkiefer, ein wunderbar geformter Nasenansatz, die stark markierte Zahnreihe, das aus farbigen Muschelschalen gefertigte Augenpaar und seitlich angebrachte, seltsam ornamentierte, große Henkelohren sind weitere Kennzeichen dieser buntemalten Maske. In der Ornamentik spielt der Fisch die Hauptrolle. Bisweilen werden auch die Hüttenpfosten, die Steben der Kanus u. a. m. mit Schnitzwerk versehen. Auch die Kanus, schmale Auslegereimbäume, die nur in bestimmten Ortschaften gefertigt und weithin verkauft werden, zeugen von Kunstfertigkeit. — Für den Handelsg Geist der Bismarckinsulaner spricht das Vorhandensein von Muschelgeld verschiedner Art. Das bekannteste ist das auf Neu-Lauenburg: „Diwarra“, auf der Gazellehalbinsel: „Tambu“ (Tabu, auch = „verboten“) genannte, aus dünngeschliffnen und gebleichten Plättchen einer Rassaart hergestellte und auf Rohrstäbe oder Bast gereichte Muschelgeld (s. a. Abb. 19). Man rechnet gewöhnlich nach Faden (d. h. Spannweite der gespreizten Arme; ein Faden = etwa 2 Mark), und größere Summen werden in Form etwa eines Rettungsgürtels zusammengebunden und von dem gleichzeitig den Bankier des Stammes spielenden Häuptling in besonderm Hause aufbewahrt. Mit diesem Gelde kauft man Frauen\*), zahlt man Bergeld für Erschlagne (40 Faden) uff. Weißen ist durch die Verwaltung Zahlung in Muschelgeld untersagt. An Markttagen, wie solche namentlich auf der kleinen Insel Matupi und zu Kalum (Blanchebucht) abgehalten werden, wimmelt es von Eingebornen, Frauen, in Begleitung ihrer Männer, die namentlich Jams, Taro und Fische feilhalten. — Die Familie beherrscht uraltes Mutterrecht. An der Spitze des Familienverbandes steht

\*) Auf der Gazellehalbinsel wird eine Frau mit 20—100 Faden (Schnee) bezahlt, in King auf Süd-Neu-Mecklenburg (nach Stephan) mit 3—4, „ein fettes Schwein aber mit 10“ Faden.



Abb. 21. Panorama der Blanchebucht. (Gazellehalbinsel).

der Häuptling („großer Herr“), dessen Würde erblich ist und von dem Inhaber auf den Sohn der ältesten Schwester übergeht. Er verkauft die Mädchen in die Ehe und kauft seinen jungen Männern Frauen. Die Zahl der Frauen hängt lediglich vom Reichtum des einzelnen Mannes ab; der Arme muß sich seine Frau durch Arbeitsleistung verdienen. „Wird der Frau Ehebruch nachgewiesen, ja, nur zum Vorwurf gemacht, so verfällt sie gewöhnlich dem Tode von Bruders Hand. Dieser erstattet dem Ehemann den Kaufpreis und hält sich seinerseits an den Ehebrecher“ (Hahl). Überall herrscht Blutrache, und dieser Brauch führt zu ewigen Kämpfen unter den Sippen. Fühlt sich jemand in seinen Rechten verletzt, und verhilft ihm auch der Schiedspruch des Häuptlings nicht zu dem vermeinten Rechte, so stößt er den ersten besten, der ihm begegnet, nieder — „damit“, sagt Tappenbeck, „ist die Sache in Fluß gebracht und für ihn erledigt“. Die Verwandten des Ermordeten nehmen in gleicher Weise Blutrache (Kamára), und Mord und Totschlag durchzieht die Landschaft. — Überaus kriegerisch, besitzt der Bismarckinsulaner in seinen Waffen gefährliche Kampfmittel. Im Kriege führt ein besondrer Häuptling (Luluai); er hat auch sonst eine

bevorzugte Stellung. Die Hauptwaffe ist der hölzerne Wurfspieß. „Alle Formen vom einfachen, schmucklosen Holzspieß bis zum kunstvoll mit bunten Federn geschmückten Tanzspieß finden sich vor.“ Die Manusinsulaner wissen diese Waffe dadurch besonders gefährlich zu gestalten, daß sie sie mit einer mehrkantigen, scharfen Obsidianspize versehen. Auf den Matyinseln (Bobolo und Hun) sind die Spieße auch nach Art der mikronesischen mit Haifischzähnen bewehrt. Ost sind die Speere reich geschnitzt und bunt bemalt. Zwar finden sich überall manns hohe Bogen und Pfeile im Archipel: die herrschende Waffe des Fernkampfes ist jedoch die Steinschleuder, ein dünner, bis 2 m langer Baststrick, der in der Mitte eine oft bunt verzierte Mulde zur Aufnahme des glatten, etwa taubeneigroßen Schleudersteins aus Korallenkalk trägt. In der Operation von Schädelbrüchen, die durch Schleudersteine verursacht sind, besitzen die Eingebornen (nach Parkinson) überraschende Übung. Eine gefürchtete Waffe ist ferner die (meist mit einem Stein beschwerte) hölzerne Keule verschiedner Form, die neuerdings auch schon eine europäische Eisenart trägt. Daneben verdient der Dolch aus Kasuar Knochen Erwähnung. Schilde finden sich u. a. auf Witu und der gegenüberliegenden Küste Neu-Pommerns. Vielfach sind Feuerwaffen vorhanden. — Noch heute ist Kannibalismus in vielen Teilen des Archipels und der Salomonen verbreitet. Manche Stämme halten sich für ihre kannibalischen Festmahle eigens Sklaven. — Die religiösen Vorstellungen der Bismarckinsulaner beherrscht Ahnen- und Geisterglaube. Der Besitzer von vielem Muschelgeld hat auch im Jenseits noch eine bevorzugte Stellung. Seine Seele vermag nachts von der Toteninsel in die Heimat zurückzukehren. Die Toten werden beerdigt, in Nord-Neumecklenburg jedoch verbrannt. Der Sitz der bösen Geister sind namentlich die Vulkane. Den Verkehr mit den Geistern vermitteln Zauberer („Geistmänner“), die vorgeben, Krankheiten heilen und töten zu können. Zwei, besondre Feste feiernde Geheimbünde, deren einem jeder Eingeborne angehört, spielen in den Anschauungen eine bedeutende Rolle: der uralte, „tief mit dem ganzen seelischen Leben der Eingebornen verknüpfte“ und darum „durch keinen Machtbefehl der Behörde, keine Überredungskunst der Missionare“ auszurottende „Tngiet“ oder „Marawot“, nach Parkinson ein Bund, der u. a. die Männer in jegliches Zauberwesen einführt, und der Dukduk,

der sich nach Stephan von Süd-Neu-Mecklenburg her im Archipel verbreitet haben dürfte. Seinen Namen hat dieser merkwürdige Geheimbund von der bei seinen Tanzfesten verwendeten, aus Blättern und Vogelfedern hergestellten, mannshohen Maskenvermummung, die einen Vogel darstellen soll. In beide Geheimbünde ist der Eintritt nur Männern gegen Zahlung von Muschelgeld gestattet. Der Dukduk hat im übrigen eine gewisse Ähnlichkeit mit unsrer mittelalterlichen Feme. Parkinson schreibt darüber: „Ein Hauptzug der Dukdukvereinigung ist jedenfalls die Berechtigung der Mitglieder, Übeltäter zu bestrafen, selbst wenn sie dem Verein angehören. Der Dukduk ist faktisch die Regierung der einzelnen Distrikte oder einer größern Zahl unter einem Verbande lebender Dorfschaften. Was in den Augen der öffentlichen Meinung als Unrecht erkannt wird, das nimmt der Dukduk in die Hand; dem Übeltäter geht auf geheimnisvollem Weg eine Mahnung zu, und wenn der Dukduktänzer sich mit seinem Gefolge nähert, dann wird ihm gewöhnlich schon lange vor Erreichung des Bestimmungsortes die verlangte Sühne in Gestalt von Muschelgeld dargebracht. In einzelnen Fällen verhängt der Dukduk auch die Todesstrafe; solche Fälle sind nicht häufig, doch sind mehrere bekannt geworden. Übergriffe des Dukduktänzers sind verhältnismäßig selten; denn auch er unterliegt der öffentlichen Meinung, und sollte die verhängte Strafe zu hoch sein, dann steht zu erwarten, daß die Ungerechtigkeit wieder ausgeglichen wird, und zwar von dem Dukdukverein, dem der Abgesandte angehörte. Ein Privilegium des Dukduk ist ferner das Auserlegen des ‚Tabu‘. Dies ist ein Verbot, das das Betreten von bestimmten Plätzen, die Entnahme von Lebensmitteln aus bestimmten Pflanzungen, das Abnehmen der Nüsse von bestimmten Kokospalmen u. a. m. untersagt. Es wird stets sehr geheim gehalten, wer in der Vermummung des Dukduk steckt.“ Heute sind die rechtlichen Befugnisse der Dukdukvereinigungen natürlich von der Verwaltung wesentlich eingeschränkt worden, und die Dukdukfestlichkeiten stellen sich immer mehr als bloße Volksbelustigungen dar. — Tanzfestlichkeiten nehmen überhaupt einen großen Raum im Leben der Bismarckinsulaner ein. Der Tanz ist ein sich im Kreise bewegender, eilender Gänsemarsch. Er wird von den Mädchen und Frauen eröffnet, die sich dazu besonders bemalt und geschmückt haben. Über dem schmalen Grasschurz trägt man einen bunten Tanzschurz. Das Tragneß wird

mit Tarostücken, Steinen u. dgl. gefüllt; in der Hand hält die Tänzerin ein Kräuterbüschel. Von Zeit zu Zeit macht die ganze Gesellschaft Kehrt. Erst nach ein paar Stunden treten auch die Männer in den Tanz. Bei fast allen Männer-tänzen gelangen Masken zur Verwendung. Der typischen Helm- oder Gesichtsmaske von Neu-Mecklenburg ist schon gedacht worden. Früher besaß man auf der Gazelle-Halbinsel eigenartige Schädelmasken, aus dem Gesichtsteil menschlicher Schädel hergestellt und bunt bemalt. Ein Stäbchen, innen zwischen die oberen Unterkieferenden gefeilt, bot den



Abb. 22. Krieger von Bufo.

Zähnen des Maskenträgers einen guten Griff. — Bei den Festlichkeiten, die auf der Gazellehalbinsel oft Hunderte zusammenführten, spielt auch die Musik eine große Rolle. Man kennt u. a. eine Art Panzflöte. Von den Lärminstrumenten ist das „Tinbuk“ wohl das interessanteste. Es besteht in zwei, etwa meterlangen, handbreiten, rundlichen Hölzern, die auf der obern Seite eine schalenförmige Vertiefung tragen. Beim Spielen legt der Eingeborne diese Hölzer über seine lang ausgestreckten Beine und schlägt sie mit einem kurzen Stabe in wechselndem Rhythmus. Das Intervall beträgt etwa einen halben Ton. — Die geistige Kultur des Bismarckinsulaners ist eine geringe. Das über den Eingebornen von Kaiser-Wilhelmsland Gesagte gilt auch für ihn. Als Arbeiter in andern Kolonien erweist er sich recht brauchbar.

Raum besser bekannt als die andern Bismarckinsulaner sind bis heute die Bewohner der Salomoninseln (Abb. 22). — Tatauierung, in Bändern aus feinen Linien bestehend, scheint überall beliebt zu sein. Bei feierlichen Anlässen, so als Zeichen der Trauer, wird der Körper auch bemalt. — Die Kleidung ist recht dürftig. Die Männer gehen vielfach nackt, die Frauen tragen Büschel trocknen Laubes, neuerdings auch das

obenerwähnte Lavalava. Gegen Regen schützt man den Rücken mit einem aus Pandanusblättern ganz wie auf Neu-Guinea gefertigten „Mantel“. — Auch der Schmuck ist nicht viel reichhaltiger. Geflochtne Gürtel und Armringe, Armschmuck aus Tridacna, ein Brustschild, wie das oben geschilderte, Stirnmuschelschmuck, ein sauber geschliffner Nasenpflock, gelegentlich ein Stäbchen aufgereihter Schneckengehäuse als Schmuck des Ohrläppchens, das sind die wesentlichsten Bestandteile. Der Krieger schmückt sich mit einem Kopfsputz aus weißen und gelben Kakadufedern und hängt sich längs des Rückens ein Bündel bunter Blätter (Tappenbeck). In einzelnen Gegenden faßt man das Haar auf dem Hinterhaupte zusammen und dreht und umwickelt es zu spitzer Tütenform; darüber wird dann ein langer, aus den Blättern der wilden Banane gefertigter Zylinder gestülpt. — Die Häuser, denen in der Astrolabebai ähnelnd (s. S. 109), sind sorgfältig gebaut und stehen teils auf ebner Erde, teils auf Pfählen. Oft ist der Innenraum durch Querwände in mehrere Räume geteilt. Im südlichen Bougainville baut man auch besondere, 15—20 m lange und 6—10 m breite, etwas abseitsstehende Häuptlingshallen, in denen sich die Männer den größten Teil des Tages aufhalten, und die zugleich das mit den Schädeln und Knochen erschlagener Feinde geschmückte Stammesheiligtum darstellen. Nach Thurnwald unterscheidet man hier im übrigen zwischen auf Pfählen stehenden, geschlossnen Schlafhäusern und zu ebner Erde errichteten, offnen Arbeitshäusern. — An Hausgeräten finden sich nur wenige: eine Schlafmatte, gelegentlich auch wohl ein Bambusgestell, Kokoßschalen als Trinkgefäße, Teller aus hartem Holze, geflochtne Schüsseln und Körbe. Sehr geschickt sind die Frauen im Herstellen von irdnen Töpfen. Diese Töpfe werden freihändig aus einzelnen Ringen aufgebaut und nur schwach gebrannt. — Der Landbau beschränkt sich vorwiegend auf Anpflanzen von Taro, Yam und Bananen. — Die Hauptnahrung bietet den Eingebornen der Fischfang, der mit Netzen, Reusen, Haken und Speeren ausgeübt wird. — Auch die Jagd oder richtiger der Fang in Gruben — so fängt man übrigens hier auch Menschen — steuert zum Nahrungserwerb bei. Merkwürdigerweise kennt der Salomoninsulaner sogar Jagdhunde. — Für den Handelsinn spricht das in drei Arten vorhandne Muschelgeld (rotes und weißes) und ein Zahngeld, sowie die sehr sorgfältig hergestellten, an den Steben reich verzier-

ten Kanus, die zum Teil Ausleger tragen. Die Kanus sind teils Einbäume, teils Plankenboote. — Die Frau wird mit Muschelgeld gekauft, in einzelnen Gegenden auch geraubt. Bleibt die Ehe kinderlos, so nimmt der Mann meist eine zweite Frau. Die Stellung der Frau soll eine bessere sein als sonst in Melanesien. Parkinson betont ausdrücklich den moralischen Lebenswandel der deutschen Salomoninsulaner. Die Knaben werden mit der Aufnahme in den Blutracheverband im Alter von sechs bis neun Jahren für mannbar erklärt. „Es ist mitunter erstaunlich“, sagt Thurnwald, „was für eine Sprache die Jungen in den Versammlungen führen, und wie die Erwachsenen auf die Ansicht der Knaben — der künftigen Kämpfer — hören.“ — Die Macht der Hauptlinge reicht meist nicht über das Dorf hinaus — nebenbei bemerkt legen die Bewohner des Innern ihre Dörfer meist auf das Terrain beherrschenden Felsvorsprüngen an — doch gibt es auch Großhäuptlinge, die durch Bündnisse bedeutenderen Einfluß besitzen. — Auch hier herrscht überall politische Zersplitterung und ewige Fehde unter den einzelnen Stämmen. — Beweglich, grausam und, wie es scheint, auch hinterhältig, ist der Salomoninsulaner ein geborner Krieger (vgl. Abb. 22). Seine Waffen sind wahre Kunstwerke. Die hölzernen Speere (bis  $3\frac{1}{2}$  m lang), aus raffinierteste mit zugespitzten Knochen (vom fliegenden Hund) als Widerhaken versehen, zeigen mannigfachen, ornamentalen Flechtwerkschmuck. Nicht minder kunstvoll sind der manns hohe Bogen und die ungesiederten, oft ornamentierten, mit hölzerner Widerhakenspitze versehenen Rohrpeile. Zum Schutz gegen den Rückprall der Sehne trägt man am linken Arme eine große, vielfach gedrehte Spirale aus Baumrinde. In einzelnen Gebieten sind schwertartige Schlagkeulen aus hartem Holz angetroffen worden. — Wie im übrigen Bismarckarchipel ist auch auf den Salomoninseln Ahnen- und Geisterglaube verbreitet. Auch hier Maskentänze, die an den Dufduk erinnern. Totemismus — eine Reihe von Vögeln, die nicht getötet werden dürfen, bilden die Toteme — regelt die Verwandtschaftsverhältnisse. Über die Musik der Eingebornen sagt Tappenbeck: „Die Salomonen sind die einzige Gegend des Gebiets, von der man sagen kann, daß sich Musik und Gesang der Bewohner angenehm anhören.“ Von den Instrumenten sei namentlich die Pansflöte hervorgehoben.

Die wirtschaftliche Erschließung auch des Bismarck-

archipels steht noch in ihren Anfängen, — sehen wir von einer Reihe recht bedeutender privater Unternehmungen ab, die sich vornehmlich auf die Umgebung der Blanchebucht (Nordostecke der Gazellehalbinsel) und die darin belegne kleine Insel Matupi beschränken, aber durch den ganzen Archipel zerstreut kleinere Händlerposten unterhalten. In den Plantagen wird in erster Reihe die Kokospalme angebaut. Versuche stellt man auch mit Kaffee, Kautschuk, Kakao und Sijalagave an. Vielfach sind in den Plantagen die Arbeiter Chinesen, Malaien usw. — Rabaul am Simpsonhafen (Blanchebucht) ist der Sitz des kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Neu-Guinea (s. S. 99 Anm.). In Rabaul ist auch der Oberrichter stationiert. Weitere Regierungsstationen sind Käwieng und Ramatanai auf Neu-Mecklenburg, sowie Kiëta auf Bougainville. In einzelnen Gebieten sind Häuptlinge als Hilfskräfte in der Verwaltung und Gerichtspflege herangezogen worden. Zum Zeichen dessen erhalten sie Mütze und Stab. — Die farbige Polizeitruppe für Deutsch-Neu-Guinea zählt (Etatstärke 1912) 656 Mann, die unter dem Kommando von (21) Deutschen stehen. — Postanstalten gibt es im Bismarckarchipel vier. Herbertshöhe und Rabaul haben örtlichen Fernsprechverkehr. — Große Verdienste um die Kenntnis und Erschließung des Archipels, sowie das Erziehungswesen haben die beiden Missionen, die „Genossenschaft vom heiligsten Herzen Jesu“ mit zahlreichen größern (Zentrale: Buna Pope mit großer Kirche) und kleinern Stationen und die australische Methodistenmission (Wesleyaner). — Eine Regierungsschule für Eingeborene befindet sich in Simpsonhafen. — Die Verbindung mit dem Mutterlande vermittelt eine Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd (Sidney—Rabaul—Hongkong, alle 4 Wochen) und eine australische Gesellschaft (Sidney—Singapore, alle 8 Wochen). Den Verkehr mit den übrigen Häfen halten Küstendampfer aufrecht. Die Briefbeförderungsdauer beträgt 44—80 Tage (Berlin—Rabaul). Der Wegebau macht namentlich auf der Gazellehalbinsel gute Fortschritte. — Die Ausfuhr betrug für Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarckarchipel („Neu-Guinea ohne Inselgebiet“) im Jahre 1910: 3 593 000 Mk., darunter in erster Reihe Kopra (3 038 000 Mk.), Paradiesvögelbälge (152 000 Mark), Perlmutter- und andre Muschelschalen (93 000 Mk.), Kautschuk (68 000 Mk.), Stein- und Eisenbeinrüsse, Kakao usw. Die Einfuhr belief sich im selben Jahre auf 3 732 000 Mk., vor-

nehmlich pflanzliche und tierische Nahrungsmittel, Industrieartikel, Kohle uſſ.

### 3. Die Marianen-, Palau-, Karolinen- und Marshall-Inseln.

(Deutsch-Neuguinea: Inselgebiet.)

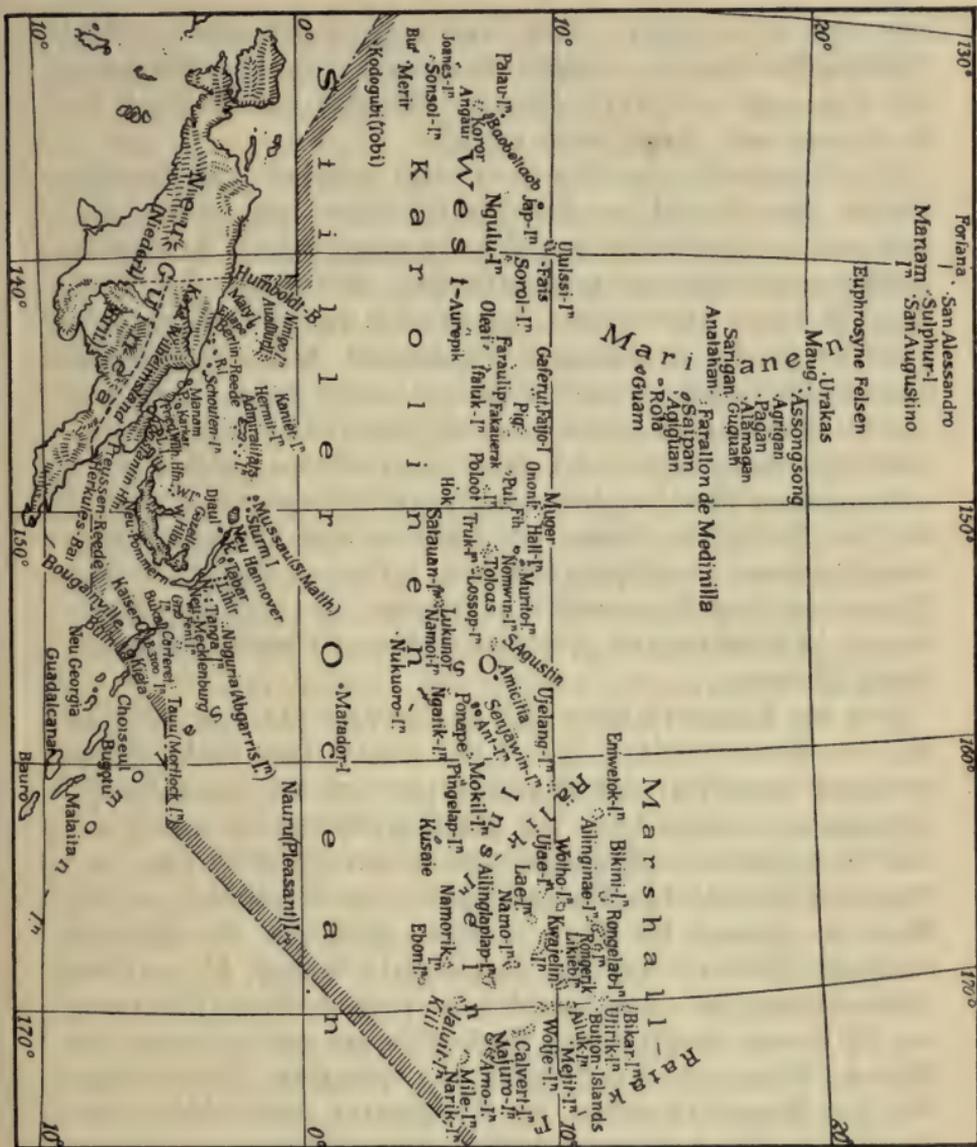
Die Entdeckung der mikronesischen Archipele fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf seiner so berühmten, im Auftrage Karls V. unternommenen Weltumseglung sah Fernão de Magalhães am 6. März 1521 die südlichste und zugleich größte der Marianeninseln, die er nach der Form der Segel der Insulaner zunächst „Islas de las velas latinas“ (Inseln der lateinischen Segel), bald hernach aber wegen der Diebsgelfüste der Eingeborenen „Ladrones“ (Diebsinseln) nannte, ein Name, den die Inseln später gegen den der Witwe Philipps IV. vertauschten. In das Verdienst, den Archipel der (erst Ausgangs des 17. Jahrhunderts nach Karl II. von Spanien so benannten) Karolinen entdeckt zu haben, teilen sich Diego da Rocha, der 1525 die westlichen Inseln auffand, und Alvaro de Saavedra, der bei dem Versuche, gegen den Nordost-Passat nach Mexiko (Neu-Spanien) zurückzukehren, 1529 die östlichen Karolinen sichtete und ein paar Wochen später auch den (nach dem englischen Erforscher 1788 so benannten) Marshallarchipel entdeckte. Die Palaugruppe endlich ward von Ruy Lopez de Villalobos 1542 auf der Fahrt von Mexiko nach den Philippinen aufgefunden.

Alle diese Entdeckungen verfolgte man auf der dieses portugiesische und spanische Entdeckerzeitalter kennzeichnenden Suche nach Schätzen und hohem Handelsgewinn nicht weiter. Nur die Marianen, die auf dem Seewege zwischen Neu-Spanien und den Philippinen lagen, wurden 1667 zum Ausgangspunkt spanischer Kolonisation gemacht. In diesem Jahre begründete San Vitores die Mission auf der südlichsten der Inseln. „Er begehrte“, sagt Chamisso, „den Völkern das Heil zu bringen; aber es folgten ihm Soldaten und Geschütze. Noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, und diese Nation war nicht mehr; pacificar nennen's die Spanier.“ Von den Marianen aus traten die Spanier dann mit den westlichen Karolinen in Berührung, und auch hier nahmen die Missionsversuche der Jesuiten ein blutiges Ende. — Auch die zweite Periode der großen Entdeckungen in der Südsee vermehrte unsre Kennt-

niz Mikronesiens nur unbedeutend; die genauere Forschertätigkeit setzte vielmehr erst zu Beginn des verflossenen Säkulums ein. Freycinet, Duperry, der Russe Lütke, Otto v. Kozebue\*) und Chromtchenko für den Marshallarchipel nicht zu vergessen, aus neuester Zeit Admiral Knorr, Kubary, Hensheim, Finckh, Christian, Frik, Volkens, Krämer u. a. m. sind hier zu nennen.

Ausgangs der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hatten bereits deutsche Handelsfirmen auf den Marshallinseln Pflanzungen begründet, und gleichzeitig lenkten die trefflichen, durch schmale Riffbänder bedingten Häfen des Archipels die Aufmerksamkeit der deutschen Marine auf sich. Im November 1878 schloß deshalb die „Ariadne“ mit dem Häuptling der Insel Jaluit einen Freundschaftsvertrag, der Deutschland hier einen Hafen als Kohlenstation sicherte. Es folgte die Niederlassung mehrerer deutscher Firmen auf verschiedenen Inseln des Archipels, am 15. Oktober 1885 ward die deutsche Flagge auf Jaluit gehißt, und nach dem Vertrage zwischen Deutschland und England (vom 10. April 1886) über die Abgrenzung der beiderseitigen Besitzungen in der Südsee fielen Deutschland die Marshallinseln als Schutzgebiet zu. Im selben Jahre hißte der „Altis“ auf Ersuchen der auf den Karolinen ansässigen deutschen Handels- und Plantagengesellschaft auch auf Yap die deutsche Flagge. Da besann sich Spanien auf seine ältern Ansprüche, die Angelegenheit wurde einem päpstlichen Schiedsgericht unterbreitet, und dieses entschied zugunsten der spanischen Ansprüche. Es kam der spanisch-amerikanische Krieg mit seiner folgenschweren Zertrümmerung des einst so gewaltigen spanischen Kolonialbesitzes; Spanien verlor die Philippinen und trat durch einen Kaufvertrag vom 30. Juni 1899 die Marianen-, Palau- und Karolineninseln (mit Ausnahme der von Amerika als Kriegsbeute annektierten Insel Guam) gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Mark ab. Im Herbst desselben Jahres wurden dann die Gruppen von Deutschland in Besitz genommen. — Zumal auf den östlichen Karolinen sind in den letzten Jahren mehrfach Eingeborenenaufstände zu verzeichnen gewesen, — zu-

\*) Auf der von O. v. Kozebue geführten russischen Brigg „Kurik“ befand sich auch Adalbert v. Chamisso, und wir verdanken dem Dichter in seinem Tagebuche („Reise um die Welt usw.“) sehr anziehende, noch heute lesenswerte, freilich etwas optimistische Schilderungen von Land und Leuten der Marshallinseln.



Deutsch-Neuguinea mit Inselgebiet. Maßstab 1 : ca. 50 000 000.

lebt auf der Insel Jokoit im Oktober 1910 — Unruhen, die leider auch unter den Deutschen Opfer forderten, im übrigen jedoch bald wieder unterdrückt werden konnten.

Nördlich von Kaiser-Wilhelmsland und dem Bismarckarchipel, östlich der nunmehr amerikanischen Philippinen gelegen, dehnt sich „Deutsch-Mikronesien“, wie man die Archipele insgesamt nach dem Vorschlag Kirchhoffs zweckmäßig nennen sollte, über rund 45 Längen- und etwa 20 Breitengrade. Der gesamte land-

festen Flächeninhalt wird auf etwa 2476 qkm geschätzt (Sachsen-Meiningen = 2468 qkm), wovon auf die Marianen 626 qkm, auf die Marshallinseln 405 qkm, der Rest auf die Karolinen- und Palauinseln entfällt.

Der Bodenbeschaffenheit nach erweisen sich die Marianen, eine Anzahl der Palauinseln (Babeltaob, Koror u. s. f.) und drei der Hochinseln der Karolinengruppe (die Trukinseln, Ponape und Rusaie) als jungvulkanischen Ursprungs. Die vierte, Yap, ist älter; alle übrigen Inseln aber sind Korallenbauten, meist Atolle, die eine Lagune umschließen, doch auch gehobene Korallenbildungen. Neuere Lotungen haben gezeigt, daß nicht nur die Marianen, sondern auch die Palauinseln und Yap dem asiatischen Kontinentalsockel zugerechnet werden müssen.

An eigenem Wasser sind die Inseln naturgemäß arm; nur auf den Hochinseln finden sich Quellen und Bäche, die aber bei anhaltender Trockenheit auch leicht versiegen. Auf den Atollen ist man auf das Regenwasser angewiesen, das von den Eingebornen in Löchern und Zisternen gesammelt wird, meist aber brakig schmeckt.

Über die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse der Gruppen liegen bisher nur wenige zuverlässige Beobachtungen vor. Auf den Marianen beträgt die Durchschnittstemperatur etwa 27° C. Die jährliche Regenhöhe wurde auf 2104 mm ermittelt (Regenhöhe der Alpen bis 2000 mm); am regenreichsten sind die Monate August und September, in den Monaten Januar bis Mai ist unter Herrschaft des Passates trockneres Wetter. Auf den Palauinseln beträgt die mittlere Jahrestemperatur etwas über 27°, der jährliche Niederschlag wird auf 3305 mm beziffert; im Juli fällt der meiste Regen, die Monate März und April haben am wenigsten Niederschläge. Auf den Karolinen dürfte die Temperatur etwas höher sein. Die Regenhöhen differieren zwischen den westlichen und östlichen Inseln erheblich; Fais (im Westen) hat einen Jahresdurchschnitt von 2800 mm, Rusaie (im Osten) dagegen einen solchen von 6472 mm. Auf den Westkarolinen reichen die Regenmengen stellenweise nicht mehr zur Waldbildung aus; hier kann man auch eine regenärmere Jahreszeit (November bis Ende Mai) unterscheiden. Auf den östlichen Inseln verweist sich dieser Gegensatz, ja, sie erhalten oft gerade zur Passatzeit durch Steigungsregen höhere Niederschlagsmengen. Die mittlere Jahres-

temperatur der Marshallinseln beträgt 27,19°, die mittlere Regenhöhe 4096 mm (Jaluit, Südosten), bzw. 1937 mm (Ujelang, Nordwesten); hier fällt die Regenzeit in die Monate Juli bis November, dort ist der regenreichste Monat der Mai, der regenärmste der Februar. Heftige Orkane und Taifune, die die Atolle übersfluten, so daß die Eingebornen auf die Bäume flüchten oder sich an die Stämme binden müssen (Knorr) und bisweilen ganze Inseln weggespült werden, scheinen mit gewisser Periodizität im ganzen Gebiete aufzutreten. Auf den Marianen werden wir „mit 60 Taifunen pro saeculo zu rechnen haben, darunter 4—5 sehr schweren“. Die Zentral- und Ostkarolinen dürften weniger von Orkanen heimgesucht werden; „das Unglück von Ponape (30. April 1905) scheint als vereinzeltete Erscheinung dazustehen“. Tropenfieber scheinen zu fehlen; dagegen finden sich Hautkrankheiten, Rheumatismus und Ruhr. Auch sind leider die Eingebornen für jegliche Infektion durch Europäer leicht empfänglich; so raffte z. B. 1856 eine Pockenepidemie die Hälfte der Marianeninsulaner dahin. Auf den Marshallinseln wird nach Krämer Elefantiasis und Lepra beobachtet; nach Steinbach sind hier ferner auf manchen Atollen bis 50% der Bewohner luetisch.

Dem Klima und dem geologischen Aufbau entspricht die Vegetation, die im Westen durch die Nachbarschaft der Philippinen und Molukken, im Osten durch die der polynesischen Inseln beeinflusst erscheint. Die hohen Inseln bedeckt üppiger Pflanzenwuchs; die Vegetation der Atolle ist naturgemäß weit spärlicher. Zu erwähnen sind Kokos-, Areka-, Nipa-, auf Ponape auch die Sagopalme, ferner Brotfruchtbaum, Banane, Pandanus, Arrowroot (Maranta), Rotang auf den Palauinseln, Mangrove, Zuckerrohr, Taro, Jams, Maniok, Gespinstpflanzen wie Hibiscus und Triumphetta, hie und da Mais, auf einzelnen Marianen auch Tabak, Baumwolle und Reis. Auf den Atollen des Marshallarchipels baut man manche dieser Kulturgewächse zum Teil in importierter Erde an. Die Hauptkulturpflanze ganz Mikronesiens ist jedenfalls die Kokospalme: Kopra nimmt in der Ausfuhrziffer weitaus den ersten Platz ein. So exportierte an Kopra 1909 der Marshallarchipel für 730 000 Mk., betrug im gleichen Jahre die Ausfuhrziffer der Marianen, Westkarolinen und Palau 186 000 Mk., die der Ostkarolinen 140 000 Mk. Auf Ponape, Jap und Saipan sind Versuchsgärten angelegt.

Die Tierwelt ist in Deutsch-Mikronesien recht spärlich vertreten. An Säugetieren (von den Walen abgesehen) finden sich zu dem schon von den ersten Entdeckern angetroffenen fliegenden Hunde und einer Ratte heute das Schwein, auf Tinian (von den Spaniern eingeführt) ein weißes Rind, auf andern Marianen der Arishirsch (aus Luzon), und auf Ponape und den Marshallinseln Hunde und Katzen. Reich ist die Vogelwelt, die indomalaischen Einfluß verrät (Finsch). Genannt seien die Nikobarentaube (*Calloenas*), ein Scharrhuhn auf den Marianen, ein Papagei auf Ponape, schwarze Glanzstare, Honigsauger, Kukuck, auf Rusaie eine Schwalbe, die eßbare Nester baut, und, jedenfalls eingeführt, auf mehreren Inseln eine dem javanischen *Bankiva* verwandte Hühnerart, sowie Enten. Die Reptilien sind durch Eidechsen vertreten. Durch Schönheit und Gestalt sind die Fische in der See wie in den Lagunen ausgezeichnet. Zahlreich sind die Krustentiere vertreten, von denen viele auf Bäumen leben, wo sie, wie Rittlich sich ausdrückt, „fast die Käfer vertreten“. Zu erwähnen sind schließlich noch Schildkröten und Holothurien, die für die Eingebornen (als Trepang) ein bedeutender Handelsartikel sind. Einen besondern Ausfuhrartikel der Marshallinseln bilden auch Haifischflossen, die bekanntlich in China als Leckerbissen gelten. Dieses oder jenes Tier wird hier und da als Haustier gehalten, so auf Ponape der Hund, der den Festbraten liefert, im Marshallarchipel namentlich auch Geflügel. Mehrfach sind mit gutem Erfolge Rinder, Pferde, Perlhühner und Bienen eingeführt worden. Tierische Produkte (vornehmlich Trepang, Schildpatt, Perlmuscheln, Haifischflossen) wurden aus Deutsch-Mikronesien im Jahre 1909 für rund 58 000 Mk. exportiert. Vor kurzem hat man auf Nauru (Marshallarchipel) und einigen benachbarten Atollen, ferner auf den Palauinseln (besonders Angaur) riesige Phosphatlager entdeckt, die ihren Ursprung zweifellos brütenden Vögeln verdanken. Zum Abbau der Lager haben sich besondere Gesellschaften gebildet. Die Ausfuhr von Phosphat erreichte 1909 für die Marshallinseln 4 487 000 Mk., für die Palauinseln 208 000 Mk.

Die Bewohner der Archipels, auf rund 52 000 (?) Seelen geschätzt, sind Mikronesier, d. h. sie gehören jener ozeanischen Bevölkerung an, die, den Polynesiern am nächsten verwandt, im Süden melanesischem, im Osten polynesischem, im Westen malaisischem Typus sich körperlich nähert und jedenfalls von allen

drei Seiten her fremdes Blut empfangen hat. Die Palauinsulaner schließen sich am engsten an die Melanesier an; hier findet man des öftern schwarzes Kraushaar, Kurzschädel und die „fast jüdische“, gebogene Nase. Je weiter nach Osten, um so mehr verliert sich dieser Typus, der Kurzschädel weicht dem schmalen, langen Schädel, das

Aussehen wird immer polynesischer. „Je näher die Wohnsitze dem asiatischen Festlande liegen, desto mehr zeigt sich auch in der zunehmenden Häufigkeit schiefer Augenstellung der Einfluß des malaiischen Elements“ (Zung). Nach Meinicke ist der Unterschied zwischen Mikronesiern und Polynesiern kaum größer ist als der zwischen Deutschen und Scandinaviern.



Abb. 23. Häuptlingssohn von Toloas. (Tukelauinseln, mittlere Karolinen).

Wir geben zunächst die körperliche Schilderung der Karolinier (Abb. 23) als typischer Westmikronesier. Von zwar nur mittlerer Größe, sind sie gut, meist schlank, mitunter aber auch kräftiger gebaut und zeigen oft starke Muskulatur. Sie haben in der Regel angenehme, in der Jugend nicht selten schöne Gesichtszüge, lebhaftes, sprechendes Auge und eine gut geformte, wenn auch etwas schmale Stirn. Die Backenknochen springen ein wenig vor, die Nase ist meist minder platt als bei den Polynesiern. Die Hautfarbe schwankt von dem sehr hellen Braun der jungen Mädchen und dunklem Gelb bis zum Kupferbraun. Das Haar ist schwarz, lang und schlicht, ab und zu auch lockig wie auf Jap und Ponape, und selbst kraus wie auf Truk. Bartwuchs ist mehr oder weniger vorhanden; auf Ponape werden die Barthaare indessen ausgerupft.

Beretreter des ostmikronesischen Typus sind die Mar-

shallinsulaner. Wohlproportioniert und von schlankem Wuchse — nur die körperlich wenig arbeitenden Häuptlinge sind nicht selten wohlbeleibt —, weist der Marshallinsulaner eine Durchschnittsgröße von etwa 1,62 m (Hager) auf. Die Hautfarbe variiert zwischen Gelbbraun und Rotbraun, ist aber am häufigsten kastanienbraun. Gesicht und Hals, Fußsohle und Handteller und die geschützten oder bedeckten Körperteile sind heller, Kinder und Frauen hellfarbiger als Erwachsene und Männer. Das Haar ist schwarz und schlicht, bei den Frauen bisweilen auch lockig oder wollig. Diese tragen es lang herabhängend, jene kurz abgeschnitten oder (besonders auf den nördlichen, von der Mission weniger beeinflussten Inseln) zu einem Schopf hoch gebunden. Der Bartwuchs ist spärlich. „Die Männer haben längliche, die Frauen volle, runde Gesichter.“ Die Stirn erscheint etwas zurückfliehend und an den Schläfen wie eingedrückt. Die Backenknochen treten kaum merklich hervor. Die Nase ist gewöhnlich flach und etwas breit. Der Mund ist groß, die Lippen sind voll und nur mäßig aufgeworfen. Auffallend klein sind die übrigens platten Füße (Hager). Die Weiber sind durchgehends schwächer als die Männer, aber gelenkiger und beweglicher. Besonders schön erscheinen „die großen, dunklen Augen mit ihrem heitern Ausdruck.“

Die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse sondern wir zweckmäßig nach den großen Inselgruppen und beginnen mit der Schilderung der Karoliner. Auch hier ist eine Beschränkung auf das notwendigste geboten; doch seien zunächst ein paar geographische Angaben nachgetragen.

Die Karoliner bewohnen die etwa zwischen 137—164° östl. L. und etwa 4°—10° nördl. Br. belegte Inselstrecke von über 600 Inseln und Inselchen, mit fast 2 Millionen qkm Gesamtfläche, von der jedoch nicht einmal 1000 qkm landfest sind. Der Archipel gliedert sich durch breite, insellose Meeresstraßen in einen westlichen, zentralen und östlichen Teil. Die Namen der Hochinseln sind (von Westen nach Osten): Yap, Truk, Ponapé mit dem Tolokole (872 m), der höchsten Erhebung des ganzen Archipels, und Kusaie. Von größern Koralleninseln sind zu nennen: die Ulukisi-, Oleai-, Onon-, Hall- und Namoi-Gruppe. Die Zahl der Karoliner wird heute auf rund 35 000 Seelen veranschlagt, von denen 25 000 auf die Ostkarolinen entfallen. Sie scheiden sich dem Dialekte nach in sechs Gruppen (Finsch). Der

Dialekt von Ramoi (Mortlock) ist nach Christian die Handels-  
 sprache des ganzen Archipels. — Merkwürdigerweise fällt das  
 Muster der Tatauierung, die lediglich ein Schmuck zu sein  
 scheint, mit dem Dialektgebiet zusammen; die Sitte ist übrigens  
 stark in Abnahme begriffen. Auf Bonape finden wir die schönsten  
 und reichsten Muster, geometrische Ornamente, die bisweilen den  
 ganzen Körper bedecken und wie mit einem eng anliegenden  
 Trikot bekleidet erscheinen lassen. Das Gesicht bleibt überall  
 frei. Die Tatauierungen werden von besondern Künstlern vorge-  
 nommen und sind ebenso schmerzhaft wie langwierig. Das Tatau-  
 ierinstrument ist ein kleines, beinernes Rämmchen an langem  
 Stiele, das so viele Zähne aufweist, wie parallele Linien in der  
 Zeichnung gewünscht werden. Mit Hilfe eines hölzernen Schlä-  
 gels wird es in die Haut getrieben. Fast überall reibt man sich  
 auch aus hygienischen Gründen den Körper mit einer Kurkuma-  
 fettlösung ein. — Die Kleidung der Karolinier ist, soweit sie  
 nicht durch die Missionare vorgeschrieben, eine recht dürftige. Die  
 Männer tragen vornehmlich einen Lendenschurz aus schmalen  
 Streifen von jungen Kokospalmblättern oder buntgefärbten Bast-  
 fasern, dazu bei feierlichen Gelegenheiten darüber noch einen  
 breitem Schurz aus dem gleichen Material oder eine gürtelartig  
 um die Hüften geschlungne Matte. Auf Truk und den Ramoi-  
 inseln spielt ein Leibgurt, aus 20—30 Schnüren aufgereihter,  
 rundgeschliffener Nußplättchen gefertigt, eine bedeutende Rolle.  
 Bei schlechtem Wetter trägt man auch ponchoartige Mäntel aus  
 gewebten Fasern von Hibiscus. Die Kleidung des Weibes ist  
 ein selbstgewebtes Hüfttuch, jetzt freilich durch europäische Zeuge  
 oft verdrängt, dazu bisweilen ein ponchoartiger Überwurf. Es  
 sei hier gleich erwähnt, daß die Weberei auf fast allen Karo-  
 linen in hoher Blüte steht; der Webstuhl ist freilich noch recht  
 primitiv. — Weit reicher als die Kleidung ist der Schmuck.  
 Das Haar, das namentlich von den Männern oft in kunstvoll  
 geschlungenen Knoten getragen wird, schmückt man mit Blumen  
 und Rämmen, deren Griff oft reich geschnitten und mit reichem  
 Federschmuck versehen ist. Die Ohrläppchen werden durchbohrt,  
 bisweilen bis zu dünnen Hautsträngen gedehnt und mit Schnüren  
 aus Muscheln, Nußringen u. s. w. behangen. Hals- und Armringe  
 aus Muscheln, Nußschalenplättchen, Zähnen, europäischen Perlen  
 u. dgl. vervollständigen den Schmuck (vgl. Abb. 23). Auch Schild-  
 patt weiß man zu Schmuck zu verarbeiten. Ein eigenartiges.



Abb. 24. Wohnhaus auf Yap. (West-Karolinen).

manschettenförmiges Armband, aus dem Gehäuse einer großen Kegelschnecke gearbeitet, ist von Yap noch zu erwähnen. — Der Hausbau zeigt auf den Karolinen eine hohe Stufe der Entwicklung (Abb. 24). Im einzelnen weichen die Häuser in Form und Schmuck nach den Gruppen voneinander ab. Die besten Häuser befinden sich auf Ponape. Das Haus steht hier auf einem mannshohen Fundament aus regelmäßig geschichteten Basaltstücken. Palmholzpfiler, 5—6 m hoch, tragen das hohe, steile Giebeldach aus Pandanus- oder Ripablättern. Die Seitenwände, aus Rahmen von zusammengebundenen Rohrstäben bestehend, lassen sich fachweise herausnehmen. Auch der Fußboden besteht aus solchem Geflecht und ist mit Pandanusmatten belegt. Der Dachgiebel zeigt oft bunt bemaltes Schnitzwerk. Auf Ponape sind die Häuser bisweilen bis 10 m, auf Kusaie bis 15 m lang. Außer den Familienhäusern gibt es auf fast allen Inseln größere Versammlungshäuser, die besonders gut gebaut sind und den Junggesellen zur Schlafstätte, zur Aufbewahrung der Kanus usw. dienen. — Das Hausgerät ist gering. Kopfbänkchen, Tongesäße, Kotosnußbecher, hölzerne Schalen, Lampen aus Ton, die wohl unter europäischem Einflusse entstanden sind, und an den Wänden die Waffen, das ist alles. — Die ursprünglichen Waffen (Schleuder

und Speere) sind heute durch (ältere) europäische (sogar Kanonen!) fast überall verdrängt. — Größere Dörfer finden wir nirgends. Siedlungen von wenigen Häusern vertreten ihre Stelle. Auf Sap (mit 6300 Eingeborenen) zählt man 58 Distrikte, die je unter einem Häuptling stehen. — Die soziale Gliederung der frühern Zeiten ist in Auflösung begriffen. Auf Kusaie fand Finsch noch das alte Feudalsystem, eine strenge Scheidung in Häuptlinge und Untergebene. Der Oberhäuptling wird von den Häuptlingen gewählt. Nur in wichtigern Angelegenheiten muß der Oberhäuptling (Tokoscha) den Rat der andern Häuptlinge einholen; sonst regiert er absolut. Dem Häuptling steht auf den zentralen Inseln das Recht des Tabuierens („puanu“) zu. Schonung der Lebensmittelquellen liegt gewöhnlich dem Tabu zugrunde. Auf Ponape gab es zuletzt fünf Könige; dem Könige folgen in zwölf Rangklassen die Unterhäuptlinge, diesen wieder das gemeine Volk und die Sklaven. Nach Christian ist jedem weltlichen Herrscher eine Art von Oberpriester (Man Laim) attachiert, der den Arzt, Regenmacher, Wahrsager u. s. w. abgibt, und dem die Unterpriester (Laiap) unterstehen. Mit einem wirklichen religiösen Kult stehen diese aber nicht in Verbindung; einen solchen hat man nirgends im Archipel beobachtet. An seine Stelle tritt die Verehrung Verstorbener (Ani), die man um Schutz anfleht u. s. w. Auf Sap scheidet sich die Bevölkerung in Häuptlinge, Freie und Sklaven. Die Sklaven leben in besondern Siedlungen und sind zum Bestellen des Feldes, wie zur Hilfe beim Bau der Häuser und Kanus verpflichtet. Der Stand ist erblich; Kinder von Freien mit Sklaven werden Sklaven. Die Zersplitterung in so viele Distrikte hier, ebenso wie die Zueinanderschachtlung von Stämmen (selbst innerhalb eines Dorfes) auf Truk und Namoi führen zu ewigen Reibereien. — Die Stellung der Frau ist zumal bei den höhern Ständen eine verhältnismäßig angesehene. Auf Truk und Namoi gilt die älteste Frau eines Stammes als dessen soziales Oberhaupt — ein Rest einstigen Mutterrechts. Der Mann ist hier genötigt, den Wohnsitz seiner Frau zu dem seinigen zu machen. Abgesehen von den Kusaie-Inulanern, die christianisiert sind, leben die Karolinier in Polygamie; doch können sich nur Reichere den Luxus mehrerer Frauen gestatten. Die Eheschließung erfolgt ohne jede Feierlichkeit, nachdem der Bräutigam die nötigen Geschenke an die Schwiegereltern übergeben hat; auch die Scheidung voll-

zieht sich in einfachen Formen. Die Domäne der Frau ist das Haus, Mattennähen und Weben ihre vornehmliche Arbeit; doch hilft sie auch bei der Bestellung des Feldes. Das Kochen („en papillotte“) ist wie auf Samoa (s. S. 161) oft Aufgabe der Männer. Die Nahrung ist übrigens vorwiegend vegetabilisch. — Die Bestattung der Toten erfolgt fast überall in der Weise, daß der Tote, in Schlafmatten gehüllt, beerdigt wird. Gefallene Krieger versenkt man wohl auch ins Meer. Die Seelen der Toten gehen in die Körper von Eidechsen, Fischen und Vögeln über. über der Grabstätte wird ein kleines Häuschen errichtet, in dem die Opfergaben untergebracht werden. Häuptlingsleichen werden in großer Gala ein paar Tage ausgestellt und beklagt. Bei solchem Totenfest spielt Musik und Tanz eine große Rolle. — Unter den Tänzen ist ein Männertanz besonders bemerkenswert. Die Tänzer halten dabei Tanzstäbe in den Händen, und unter fortwährender Veränderung der Körperstellung werden diese Stäbe taktmäßig aneinander geschlagen. Musikinstrumente sind wenig verbreitet. Auf Ponape finden wir eine Trommel, auf einigen andern Inseln Nasenflöten. — Ob die auf einigen Inseln (Kusaie, Ponape usf.) angetroffenen steinernen Ruinen als Grabkammern, wie Kubary glaubte, anzusehen sind, ist nicht gewiß. Nach Hernalheim dürften diese aus gewaltigen Blöcken von Säulenbasalt aufgeschichteten, sehr regelmäßig quadratisch oder rechteckig angeordneten Bauten, die hie und da Terrassen zeigen und oft von großer Ausdehnung sind, größtenteils Befestigungswerke darstellen. — Kein andres Volk Ozeaniens hat so viel Neigung, Handel zu treiben, wie die Karoliner. Schon 1788 entdeckten sie selbständig den Seeweg nach den Marianen und gründeten dort (auf Saipan) eine Niederlassung. Die Kanus, namentlich der niedern Inseln der mittleren Gruppe, sind ausgezeichnete Hochseefahrzeuge. Der Kiel besteht aus Brotfruchtbaumholz. vorn und hinten ist dem Kielstück ein spitzes Bugstück angefügt. Die Seitenborde sind mit dem Kiel und untereinander durch Kokosfaserschnüre verbunden und verkittet. Die Auslegerplattform trägt oft ein kleines Häuschen; ihr entspricht auf der andern Seite eine kleinere, frei über die Bordwand hinausgebaute Plattform. Das dreieckige, auf den beiden Längsseiten durch Maststangen gestützte Segel ist aus Pandanusmattengeflecht. Auf Jap sind diese Kanus bis 12 m, auf Ramoi bis 8 m lang. Die höchste Leistung dürfte vier Seemeilen betragen. Auf

Bonape und Kusaie hat man merkwürdigerweise keinen Mast. Die kleinen Mattensegel sind zwischen zwei winklig zueinander stehenden Stangen ausgespannt. Der Handel vollzieht sich auf dem Wege der Schifffahrt von Insel zu Insel und ist im wesentlichen

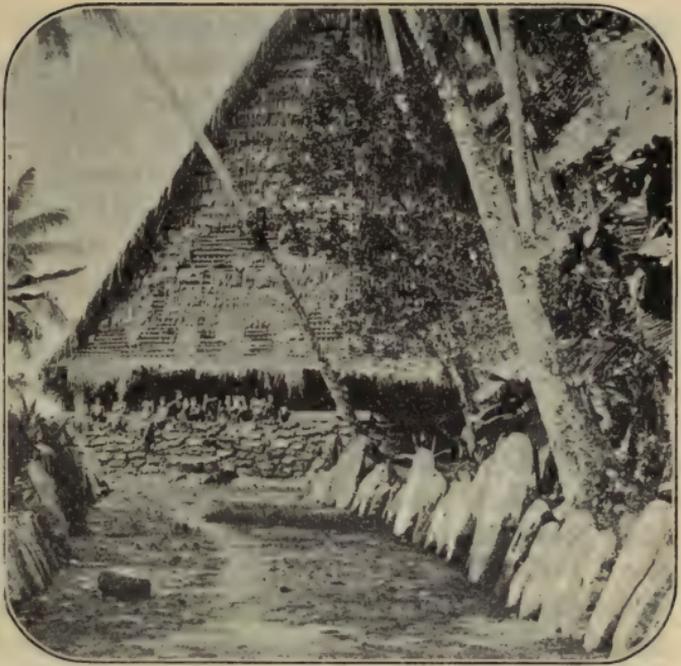


Abb. 25. Yap. Versammlungshaus. Am Wege in Reihen Steingeld.

Tauschhandel. Oleai führt Kanus, Truf Holzgeschirre und selbstgewebte Zeuge, Yap Bambus, Kurkuma (Gelbwurz), Schleifsteine uff. aus. — Man kennt aber auch ein eigenartiges Geld: Muschelgeld, d. h. Schalen der Perlmuschel oder Schnüre von Muschelscheibchen in Größe eines Fünfpfennigstücks und vor allem auf Yap ein Steingeld. Das Rohmaterial zu diesem Steingeld liefert Aragonit, der aber nur auf den Palauinseln gebrochen wird. Der gefährvolle Transport in den überlasteten Kanus verleiht dem Gelde den hohen Wert; die großen, an Mühlsteine erinnernden Stücke sind unveräußerliches Gemeindegut. Über dieses Geld machte der Bezirksamtmann Senfft im „Kolonialblatt“ interessante Mitteilungen. Je dünner, größer und gleichmäßiger der Stein, desto wertvoller ist er. Die größten dieser Münzen (kä) haben über 4 m Durchmesser und besitzen besondere Eigennamen. Der Transport nach Yap, den neuerdings europäische Segler besorgen, geschah früher durch Flöße, auf die die Steine gelegt, und vor die Kanus gespannt wurden. Die starke Produktion und die verminderte Gefahr beim Transport haben den Wert der mittlern und kleinern Steine herabgesetzt. Ein Stein von drei Spannen gilt heute etwa 7 Sack Kopro (= 22,50

Mt.), ein Stein von sechs Spannen 26 Sack (= 83,50 Mt.). Kleinern Gemeinden ist der Erwerb von Steinen über vier Spannen untersagt. Das Bezirksamt erhebt Strafen in „fä“ und bezahlt auch mit Steingeld (vgl. Abb. 25) die Dienstleistungen der Eingebornen bei öffentlichen Arbeiten usf.

Ethnologisch stehen die Palauinsulaner den Westkarolinern ziemlich nahe. Der Palauarchipel, etwa zwischen  $131^{\circ}$  bis  $135^{\circ}$  östl. L. und  $1^{\circ}$ — $8^{\circ}$  nördl. Br. gelegen, mit einem landfesten Flächeninhalt von rund 450 qkm (Hamburg = 414 qkm), besteht aus 7 bewohnten und mehr als dreimal so viel unbewohnten Inseln. Die Namen der hauptsächlichsten Inseln sind Ba(o)beltaob, die größte der Inseln (300 qkm) mit der höchsten Erhebung des Archipels, dem über 600 m hohen Rojof Aremolunguj, südlich davon Angaur, Sonsól, Merir und, nahe der Küste Neu-Guineas, Bunaj (Mapia). Die Palauinsulaner werden auf rund 3750 Köpfe geschätzt. Man betreibt vornehmlich Ackerbau und Fischfang. Auf den nördlichen Inseln gehen die Männer nackt, auf den andern tragen sie den *Le n d e n s c h u r z* der Karoliner. Die Weiber befestigen den aus Bast oder Palmblättern gefertigten Schurz mit einem Gürtel voll aufgereihter Muschelscheibchen um die Hüften. Neuerdings werden diese Gürtel (Khu) von den Japinsulanern aufgekauft und als Halsband getragen. Der *Schmuck* der Palauinsulaner ist sehr bescheiden. Den Mann ziert ein Armband aus dem ersten Halswirbel des Dugong (Halicore Dugong), das aber nur sehr reiche Leute bezahlen können; denn es kostet heut gegen 600 Mt. Dieses Armband (Klit), das, da die Wirbelöffnung nur wenig erweitert ist, oft die Hand schwer beschädigt, wird nur bei feierlichen Gelegenheiten angelegt. Die Weiber tragen als Festschmuck eine Schnur mit einem einheimischen Geldstück um den Hals. Dieses *Palau-geld* ist ein höchst merkwürdiges, und seine Herkunft ist in Dunkel gehüllt. Es besteht aus Porzellan- und Glasstückchen, die vermutlich von den ersten Entdeckern als Tauschmittel verwandt wurden. Einzelne dieser Geldstücke, die dem Familienschatz alter Häuptlingsfamilien angehören, sind wie kostbare Juwelen einzeln bekannt; die einfachern gelten „einen Korb Taro“ (etwa 4 Mt.). Ganz Ausgezeichnetes leisten die Palauinsulaner im *Hausbau*. Namentlich die aus öffentlichen Mitteln aufgeführten, großen Vereinhäuser und Priesterwohnungen sind vollendete Meisterwerke. Reich mit Schnitzwerk und

symbolischer Malerei versehen, haben sie meist große Dimensionen. Kubary gibt die Maße eines kleinern Versammlungshauses auf 21 m Länge, 4,5 m Breite und 7 m Höhe (bei 5 m Dachhöhe) an. Diese öffentlichen Bauten sind das Werk besondrer Baumeister (Tafalbaj), deren Kunst sich von Vater auf Sohn vererbt. Um den Ehrgeiz zu fördern, wählt man den Tafalbaj stets aus einer andern Gemeinde. Auch die Kanus, die etwa 10 m lang sind und dreieckige Mattensegel sowie Ausleger führen, werden von besondern Handwerkern angefertigt. Sehr eigenartig ist die soziale Organisation der Palauinsulaner. Weiber und Männer stehen unter getrennten Regierungen. Die Weiber regiert eine „Königin“, der eine Anzahl weiblicher Häuptlinge beigegeben ist. Die weibliche Regierung überwacht die Ordnung unter den Frauen, hält Gericht usw., ohne daß die Männer sich einmischen dürfen. An der Spitze der männlichen Bevölkerung stehen eine Reihe mächtigerer Häuptlinge (Kupak), deren Name, Titel und Wohnsitz eine Art Majorat bilden und auf den Nächstältesten der Familie übergehen. Das gemeine Volk sondert sich in eine Anzahl von Klubs (im Norden „Klößbergöll“, im Süden „Kaldebekel“ genannt), deren Vorsteher dem Kupak verantwortlich ist. Jeder Klub hat sein Vereinshaus (Baj), in dem die Mitglieder die Nacht zubringen; Nichtmitgliedern ist das Betreten des Bajs streng verboten. Am Tage zerstreuen sich die Mitglieder, suchen ihre Familien auf, gehen ihren Beschäftigungen nach usw. Sie haben den „Matesang“ zu leisten, d. h. eine Anzahl öffentlicher Arbeiten im Frieden wie Krieg für den Klub wie für den Staat zu verrichten. Die Klubs in ihrer Gesamtheit bilden die Kriegsmacht. Von den Waffen der Palauinsulaner sind (neben Speer und Bogen) das Blasrohr und Wurfbrett zu erwähnen, die auf die nahe Nachbarschaft im Westen hinweisen. Eben dahin deuten auch die kunstvoll gewebten Gürtel, Bänder und Stoffe.

Ein eigenartiges Völkergemisch bewohnt heut die Marianengruppe, die, zwischen 145°—146° ö. L. und 13°—21° n. Br. gelegen, 17 Inseln und Inselchen mit nur etwa 626 qkm landfester Fläche zählt. Die Namen der bedeutendsten Inseln sind: Saipan, Tinian und Rota. Die Bevölkerung der gesamten Marianen beziffert sich auf noch etwa 4200 Köpfe. Auf Saipan zählt man an eigentlichen Marianern, den Chamorro, 1763, auf Rota 450 Seelen. Alle übrigen Insulaner sind ein buntes Ge-

misch von Chamorro mit Karoliniern, Tagalen (Philippiniern) und Spaniern. Eine Schilderung der Chamorro, sagt Jung mit Recht, ist heute nichts mehr als die Erinnerung an Tote. Körperlich standen sie in der Mitte zwischen Tagalen und Polynesiern. „An Polynesien erinnern uns die strenge Teilung des Volkes in Hohe und Niedre, die geschlossenen Gesellschaften, die Stellung der Frau, das Tabu. Aber die Marianer unterscheiden sich von den Polynesiern und auch den übrigen Mikronesiern dadurch, daß sie sich niemals tatauierten. . . . Welche hohe Stufe die Chamorro ehemals einnahmen, und wie verhältnismäßig tief dagegen die Bevölkerung heute steht, das zeigt ein Blick auf die Bauten von ehemals und jetzt: die auf Tinian teils noch in die Höhe ragenden, teils auf den Boden gestreckten, mächtigen, pyramidalen Steinpfeiler.“ — Diese Säulen sind meist bis zu 4,5 m hoch, vierkantig, sich nach oben verjüngend und aus Korallenfels oder Mauerwerk gearbeitet; auf jeder Säule ruht ein unverhältnismäßig großes, halbkugelförmiges Kapital. Zu je fünf oder sechs stehen die Säulen in zwei parallelen Reihen, und zwischen ihnen finden sich oft Reste alter Hausgeräte. „Diese Steinpfeiler reden eine stumme, aber nicht mißzuverstehende Sprache von der Kultur und dem Fleiße des Volkes, das solche Bauten ausführte.“ Nach Dwuzet sind die Chamorro von heute intelligent und fleißig, und widmen sich namentlich gern einem Handwerk. „Auf Saipan gibt es nur wenige, die nicht lesen und schreiben können.“ (In Garapan ist eine gut besuchte Regierungsschule.) Eine besondere Vorliebe haben sie für Musik. Dem höheren Grade ihrer Kultur entsprechend, gehen sie europäisch gekleidet. Im Jahre 1909 wurden die Bewohner der von Taifunen verwüsteten Mortlock-Inseln nach Saipan überführt und dort angesiedelt. — Der Wert der Marianen liegt nach amtlichen Berichten vor allem in der Möglichkeit, sich hier einen Stützpunkt für den deutschen Handel und Verkehr zu schaffen. „Sie liegen im Schnittpunkt der großen Verkehrsstraße der Zukunft: Japan — Australien, San Francisco — Philippinen, Ostasien — Panama.“

Die etwa 10500 Köpfe zählenden Marshallinsulaner endlich bewohnen den östlichsten der deutsch-mikronesischen Archipele, der, etwa zwischen  $4^{\circ} 30'$ — $15^{\circ}$  n. Br. und  $161^{\circ}$ — $173^{\circ}$  ö. L. belegen, gleichwohl nur einen landfesten Flächeninhalt von rund 405 qkm (Hamburg 414 qkm) aufweist. In zwei, durch einen breiten Kanal getrennten Gruppen ziehen sich die Mar-

shallinseln von Südwest nach Nordost, Korallenriffe auf Meereserhebungen, dahin. Die östliche Reihe, die Katakette, zählte 15 Atolle — darunter bemerkenswert: Arno, Majuro und Vikiëb (Vigiëb) —; die westliche Reihe, die Kälifkette, setzt sich aus 18 Atollen zusammen, von denen hier Ebon, Jaluit (Dschalut), Ailinglaplap und, im äußersten Westen, Ujelang und Eniwetok genannt seien. Dazu kommt noch im Süden, durch fünf Breitengrade von dem Archipel getrennt und streng geographisch nicht dazu gehörend, die Insel Nauru. Diese 20 qkm große Insel zeigt auch eine Erhebung von 40 bis 70 m über dem Meeresspiegel; alle übrigen Atolle ragen, typische Koralleninseln, nur wenige Meter über der Meeresfläche hervor. Einzelne dieser Atolle sind durch häufige Durchbrechung des Riffranzes in zahlreiche kleine Inselchen zerlegt; so zählt z. B. Jaluit nicht weniger als 55 Teilinseln. Die Breite des Riffranzes ist meist nur eine geringe; doch beträgt sie bei der etwa 50 km langen Hauptinsel des Atolls Majuro gegen 1 km.

Die Kleidung des Marshallinsulaners ist, soweit er nicht unter dem Einflusse der Mission steht, ein einfacher Bastlendschurz, der über einem dicken, geflochtenen Gürtel getragen wird und so vom Körper etwas absteht. Die Weiber tragen einen Schurz aus Mattengeslecht. — Etwas reichhaltiger ist der Schmuck. Ketten aus Muscheln, Schnecken, Zähnen und Schildpattstückchen, Kämme und (namentlich bei Tänzen) Blumenkränze, sowie zierlich geflochtene Fächer sind hier zu nennen. Das Ohr schmückt man, indem man das durchbohrte Ohrläppchen steighügel förmig oft bis zur Schulter dehnt. Nach Herzsheimt bedient man sich dabei oft eines „kosmetischen“ Kunstgriffes. Wenn das Ohrläppchen nämlich weiterer Ausdehnung nicht mehr fähig ist, macht man eine Anleihe bei der Wangenhaut. — Ob die früher allgemein, bei Männern häufiger als bei Weibern verbreitete Tatauierung religiösen Motiven (wie Chamisso erzählt) entspringt oder ursprünglich Stammesabzeichen war, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Muster sind meist ornamentale; das Vorrecht des Häuptlings sind vier Linien auf der Wange von den Schläfen bis zum Kinn. Die Tatauierung durfte nur mit Erlaubnis des Häuptlings vorgenommen werden und war mit mancherlei Zeremoniell verbunden. Während der Operation sangen die Weiber, um das Schreien des Opfers zu über-tönen. — Die Hütten sind sehr ärmlich, im großen und ganzen

nichts andres als ein auf vier Pfeilern ruhendes Blätterdach, unter dem sich bisweilen noch eine Art von Bodengeläß zum Schlafen, zum Aufbewahren der Habe uff. birgt. Neben den Hütten befinden sich kleine Schirmdächer, die als eine Art von primitiver Küche anzusehen sind. Ein Erdloch, in dem das durch Reiben erzeugte Feuer unterhalten wird, und ein aus frischen Zweigen darüber hergestellter Kofst, auf dem Fische u. dgl. gebraten oder richtiger gedörst, oder Arrowroot in einer Kokosnußschale, neuerdings auch in eisernem Topfe Reis gekocht werden, ist der Herd. — Auch das Hausgerät ist dürftig. Eine dicke Matte aus Pandanusgeflecht ersetzt das Bett. Kokosnußschalen sind die Gefäße, die man in geflochtenen Körben aufbewahrt. — Die Hauptnahrung bildet die Frucht des Pandanus, aus der man eine Art von Konserventkonjekt (Proviant auf Seefahrten) zu bereiten versteht. — Bei dem Mangel an jagdbaren Tieren liefert der Fischfang den Marshallinsulanern das nötige Fleisch. Neze, Neusen, aus Perlmutter oder Kokosnußschalen gefertigte Angelhaken und kleine Speere dienen solchem Fange. Zu bestimmten Jahreszeiten pflegt eine ganz kleine Sardinienart in die Lagune zu kommen. In Kanus es umringend, drängt man das Fischheer in die Bucht. Auch der Hai, dessen Flossen nach China verhandelt werden, wird eifrig gejagt. Sein furchtbares Gebiß gibt dem Marshallinsulaner willkommenen Besatz für Speere und Dolche. — Diese wirklich furchtbaren Waffen, die Speere, oft mehrere Meter lang und wie ein Dreizack gestaltet, haben eine auf den ersten Anblick befremdende Verteidigungswaffe geschaffen: einen mächtigen, derben Panzer aus Kokosfasergeflecht. — An Werkzeugen sind nur die Beile aus Stein oder Muscheln und der Drillbohrer erwähnenswert. — Von Gewerben ist die Flechtkunst, von den Weibern geübt und in hoher Blüte stehend — davon legen die prächtigen Fächer, die weichen Matten und Hüte Zeugnis ab —, die Schnitzkunst — die reich und originell ornamentierten Körbchen aus Kokosnußschalen sind wahre Meisterwerke — und die Schiffsbaukunst zu erwähnen. — Die Auslegerboote der Marshallinsulaner gehören zu dem Vollendetsten, was das Handwerk bei den Naturvölkern überhaupt hervorgebracht hat. Der Kiel besteht aus einem gehöhlten Baumstamme, die Planken sind durch Bastchnüre miteinander verbunden, die Fugen mit Pandanusstreifen verstopft und mit Harz und Kalk verklebt. Die dem Auslegerbalken zugewen-

dete Seite des Bootes ist etwas konvex, die abgekehrte fast plan gestaltet. Vorder- und Hinterteil enden in eine hohe Spitze, so daß das Boot nicht gewendet zu werden braucht. Der fast 5 m lange Auslegerbalken ist sehr schwer und durch ein breites Gittergerüst mit dem Boote verbunden. Ein beiderseits etwas über den Bord hinausstehendes Verdeck trägt bei größern Kanus ein bis zwei Häuschen aus Pandanusstreifen, in denen man des Nachts schläft oder Schutz gegen Regen sucht. In diesen Kanus, die 10—40 Personen zu fassen vermögen, legen die Marshallinsulaner, die wie alle Mikronesier ausgezeichnete Seefahrer sind, 4—6 Seemeilen in der Stunde zurück und unternehmen Reisen z. B. bis zu den Philippinen (d. h. von 600 Seemeilen). Dabei nehmen sie Proviant mit, in den obenerwähnten Konserven, Kokosnüssen usf. bestehend. Ja, sie besitzen selbst eine Art von Segelkanten. Diese sogenannten „Medos“ sind aus Stäbchen hergestellt, auf denen, der Lage der Inseln entsprechend, kleine Muscheln befestigt sind. Die Stäbe selbst sind unter verschiedenem Winkel, die Richtung der Meeresströmungen anzeigend, zusammengebunden, während gebogene Stäbchen den vom Winde bedingten Segelkurs darstellen (Andree). — Mit Kopra, Perlmutterchalen, Haifischflossen, Booten (auf Likiep befindet sich eine regelrechte Werft) u. a. m. treiben die Eingebornen Handel, der aber nur selten über die Grenzen des Tauschhandels hinausgeht. Doch besitzen neuerdings die Oberhäuptlinge für ihren Koprahandel europäische Fahrzeuge, Schoner von 25—40 t. — In sozialer Hinsicht scheidet sich die Bevölkerung in vier, streng gesonderte Klassen. An der Spitze stehen die Oberhäuptlinge (Trod, Trodj), aus ihren Brüdern, Söhnen usf. bildet sich die Klasse der Häuptlinge (Burak, Budag); die Dorfschulzen (Leataketak) bilden den dritten, und die Besitzlosen, die *misera contribuens plebs* (Kajur), den vierten Stand. Nur die beiden ersten Klassen haben Grundeigentum, das die Leataketak für sie verwalten. Der Kajur hat (gegen gewisse Abgaben) nur ein Recht des Fischfangs und der Bodenbenutzung. Während er nur ein Weib haben darf, kann sich der Vornehmere mehrere kaufen. Bei Heiraten unter Angehörigen verschiedner Kasten folgen die Kinder dem Range der Mutter (ein Rest ursprünglichen Mutterrechts). Dem verstorbnen Trod folgt in der Herrschaft der jüngere Bruder, nicht der Sohn. — über die Religion der Marshallinsulaner, von denen heute ein Drittel Christen sind, wissen wir nur wenig. Chamisso spricht von einem

unsichtbaren Gotte, dem geopfert werde. — Der Charakter wird verschieden geschildert. Die einen — man vergleiche die anziehende Schilderung Chamisso's — nennen den Marshallinsulaner sanftmütig, gutartig und freundlich, die andern tadeln sein Phlegma, seine Lügenhaftigkeit und gelegentliche Heimtücke. Große Freunde von Gesang und Tanz, verherrlichen die Eingebornen jedes Ereignis, das das tägliche Einerlei unterbricht, durch originelle Improvisationen. Der Gesang hat zu Beginn etwas Melancholisches und steigert sich dann zu lauter und lustiger Ausgelassenheit. Der Tanz, von den Frauen im Sitzen ausgeführt, während die Männer sich als Solotänzer zeigen, wird auf der mit Eidechsenhaut bespannten, kleinen Handtrommel (in Form eines Stundenglases) begleitet. Von sonstigen Musikinstrumenten ist noch das Muschelhorn zu erwähnen, das namentlich von den Schiffern zu Signalen benutzt wird.

Die wirtschaftliche Erschließung Deutsch-Mikroneisiens steht noch in den Anfängen, soweit es nicht die den Handel fast des ganzen Gebietes beherrschenden Unternehmungen der seit 1876 im Marshallarchipel ansässigen Saluit-Gesellschaft betrifft, die bis Oktober 1905 auch die Selbstverwaltung in diesem Archipel hatte. Als Arbeiter beschäftigt man vielfach im Archipel Chinesen. Die Verwaltung, dem Gouverneur in Rabaul (Bismarckarchipel) unterstellt, ist in die Bezirke Ponape (Ost-Karolinen) mit den Stationen Saluit, Nauru (Marshallarchipel) und Truk, Jap (West-Karolinen, Palau und Marianen) mit den Nebenstationen Garapan (auf Saipan) und Koror (Palau) geteilt. Seit Oktober 1910 ist auf den Palau-, Marianen- und Marshallinseln eine Kopfsteuer für den erwachsenen Mann eingeführt worden, zu deren Beitreibung die Häuptlinge herangezogen werden. — An Postanstalten weist das Gebiet 8 auf (Jap, Ponape, Truk, Angaur, Palau, Saipan, Saluit und Nauru), von denen die auf Jap neuerdings Kabelstation (deutsch-niederländisches Kabel) und zugleich mit Angaur durch drahtlose Telegraphie verbunden ist. — Auf einzelnen Inseln (Jap, Ponape usw.) sind Dämme, Verbindungskanäle und Wege zur Verkehrs erleichterung geschaffen worden. Auf Saipan ist das Verkehrsmittel ein Ochsenkarren. — Die Ausfuhr aus Deutsch-Mikroneisien betrug im Jahre 1909 rund 5 869 000 Mk. — die Hauptausfuhrprodukte wurden bereits namhaft gemacht —; die Einfuhr hatte im gleichen Jahre den Wert von rund 3 795 000

Markt. Eingeführt wurden namentlich Verzehrungsgegenstände, Gewebe, Eisenwaren und Baumaterialien uſſ. — An Missionen sind in Deutsch-Mikronesien tätig: die (evangelische) American Board of Commissioners for Foreign Missions, die seit 1852 schon im Marshallarchipel ansässig, vornehmlich mit eingebornen Missionshelfern dort und auf den Karolinen arbeitet und einen eignen Missionsdampfer besitzt, der in bestimmtem Turnus die einzelnen Inseln und Archipela anläuft — auf den Ostkarolinen trat kürzlich die Liebenzeller (Württemberg) Mission an die Stelle der ihr verschwisterten amerikanischen Gesellschaft —; der deutsche Kapuzinerorden (Marianen und Ponape) und die „Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu“ (Marshallarchipel). Alle diese Missionen haben zahlreiche Stationen, Kirchen, Schulen uſſ. und üben auch ärztliche Tätigkeit aus. — Die Verbindung mit dem Mutterland vermittelt der Norddeutsche Lloyd und die Jaluit-Gesellschaft über Hongkong — Palau — Jap — Saipan — Truk — Ponape — Rusaie — Jaluit — Mairu — Simpsonshafen — Sidney (2 mal alle 16 Wochen), außerdem über Hongkong — Manila nach Jap — Sidney (alle vier Wochen). Die Briefbeförderungsdauer beträgt: Berlin — Jap 38 bis 60 Tage; Berlin — Jaluit 50 — 62 Tage.

### S a m o a.

Als Ausgang des 18. Jahrhunderts die Rousseau, Forster, Cook, von jener eigentümlichen Krankheit des Zivilisationsüberdruſſes ergriffen, von neuen Menschen und einem neuen Paradies träumten; als den Kulturüberfättigten der Wilde, mit Seume zu reden, der „bessere“, der wahre Mensch erschien, da flogen ihre buntgeschwungenen Phantasien zu jenen eben erst entdeckten, paradiesischen Gefilden der Südsee, darüber ewig der strahlende Himmel blaute, zu jenen braunen Naturkindern, deren „zephyrleichtes Leben ewig klar und spiegelrein und eben“ dahinzufließen schien, zu jenen Gestaden, wo der Mensch noch mehr zu finden verhoffte, als Gold und Edelstein, wo er auch heute noch Menschen und das Röstlichste von allem; sonnenheiteres Glück zu finden vermeint. Wohl an keine zweite Südseekolonie aber knüpft sich so viel Hoffen und, man möchte sagen, echt deutsch empfindsames Sehnen wie an Samoa, die „Perle der Südsee“.

Der Entdecker Samoas ist der Holländer Jakob Roggeveen,

der im Jahre 1722, von den Paumotus kommend, die Gruppe sichtete und die einzelnen Inseln (Upolu: Thienhoven; Savaii: Groeningen uff.) benannte. Wie das gerade bei den Südseeinseln mehrfach der Fall gewesen ist, vergaß man die Entdeckung sehr bald wieder, und erst 1766 wurde der Archipel von Bougainville von neuem entdeckt und erhielt den Namen „Isles des Navigateurs“, Schifferinseln. Rund zwanzig Jahre später besuchte La Pérouse die Inseln, und das Schicksal, das (wohl nicht unverdienterweise) dieser französischen Expedition hier — ein Denkmal in der sogenannten „Massacrebai“ erinnert daran — von den Eingeborenen bereitet wurde, brachte die Samoaner für lange Zeit in den Ruf grausamer Kannibalen. In späterer Zeit hat u. a. auch Kokebue auf dem „Kurik“ Samoa einen flüchtigen Besuch abgestattet. Genauere Kenntniss der Inselgruppe und ihrer Bewohner verdanken wir aber erst den englischen Missionaren, die im Jahre 1830 auf Upolu ihre Tätigkeit begannen.

Die Vorgeschichte der Erwerbung Samoas ist sehr verwickelt und intrigenreich; es sei hier nur das Notwendigste daraus mitgeteilt. Samoa, auf dem der deutsche Handel schon frühzeitig festen Fuß gefaßt hatte, ist durch ein Abkommen des Deutschen Reiches mit England am 14. November und den Vereinigten Staaten von Amerika am 2. Dezember 1899 zum größten Teil deutsch geworden. Dieses Abkommen machte allmählich ganz unhaltbar gewordenen Zuständen hier ein Ende. Die Bevölkerung Samoas, in streng gesonderte Klassen geschieden und in politische Bezirke geteilt, stand und steht bis zu gewissem Grade noch heute — man hat mit gutem Erfolge den Samoanern eine Art Selbstverwaltung belassen — unter der Autorität einer Anzahl von Häuptlingen, die meist nur Dorfhäuptlinge von beschränkter Macht sind und in ihren Entschliefungen von einer Art Herrenhaus abhängen, dessen Mitglieder die Häupter der Familienverbände sind. In der Zeit nun, in die die Kämpfe um Samoa fallen, war es drei Häuptlingen gelungen, sich eine größere Macht zu erwerben. Diese drei Häuptlinge waren Malietoa Laupepa, Tamafese und Mataafe. Von diesen dreien galt Malietoa als Oberhäuptling, ward von den europäischen Mächten als solcher auch anerkannt, bis er, von Engländern und Amerikanern aufgehetzt, eine drohende Haltung gegen Deutschland einzunehmen begann (1884), und, als im Jahre 1887 die englisch-amerikanischen Treibereien ihren Höhepunkt erreichten, von den

Deutschen gefangen und nach den Marshallinseln in die Verbannung geschickt wurde. Malietoa trat seine Rechte an Mataafa ab, ein Teil der Häuptlinge aber wählte Tamasese nunmehr zum „Könige“, und Deutschland bestätigte ihn in dieser Würde. Mit Hilfe der Engländer und Amerikaner zum „Gegenkönig“ gewählt und mit Waffen versehen, begann Mataafa jetzt den Bürgerkrieg gegen Tamasese. Dieser unterlag nach blutigen Kämpfen, und Deutschland verlangte jetzt die Entwaffnung bei-



Samoa. Maßstab 1:2 000 000.

der Parteien. Mataafa, auf seine Hintermänner pochend, weigerte sich dessen. Die in der Bucht von Apia ankernde Korvette „Olga“ entsandte zu einer schlimmstenfalls gewaltsamen Entwaffnung der Mataafaleute ein Landungskorps, und dieses vermochte erst nach blutigen Verlusten (Gefecht bei Vailéle) die Mataafakrieger fürs erste zurückzuwerfen. Sie enthielten sich in der Folge der Kämpfe mit den Deutschen, setzten aber den Krieg gegen Tamasese fort. Neues Unheil brachte über die Deutschen ein Orkan, der vom 15.—17. März 1889 wütete und den Kreuzer „Adler“ sowie das Kanonenboot „Eber“ vollständig vernichtete, die „Olga“ aber schwer beschädigte. Das Wrack des „Adlers“ in der Bucht von Apia und das Massengrab auf der Mulinuspitze sind traurige Zeugen dieses furchtbaren Unglücks. \*)

\*) Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß sich an dem Rettungswert die Samoaner in der aufopferndsten Weise beteiligten.

Neue diplomatische Verhandlungen zwischen den drei Mächten, der „Berliner Vertrag“ (1889), führten dazu, Samoa von neuem in dem aus der Verbannung zurückberufenen Malietoa einen anerkannten König zu geben. Gegen diesen überaus schwachen, von seinen Landsleuten kaum unterstützten Schattenkönig erhoben sich Mataafa und ein nach dem Tode Tamaseses (1891) erstandener Prätendent, Tamasese der Jüngere, immer wieder von neuem. Mataafa ward endlich nach langen Kämpfen (1893) gefangen genommen und gleichfalls mit seinem Häuptlingsstabe nach den Marshallinseln deportiert. Der jüngere Tamasese setzte jetzt mit gutem Glück den Bürgerkrieg fort, — da starb im August 1898 Malietoa, und die Frage der Königswahl ward für die Mächte von neuem aktuell. Mataafa war inzwischen auf das immer dringlicher werdende Begehren der Samoaner zurückberufen worden. Bei der nunmehr erfolgenden Königswahl — das freie Recht des Volkes dazu war von den Mächten ausdrücklich anerkannt worden — wurde Mataafa fast einstimmig zum Herrscher gewählt. Deutschland stimmte zu. England und Amerika aber, denen der Katholik Mataafa nicht genehm war, stellten in dem unmündigen Sohne Malietoas, dem 17jährigen Tanu, einen Gegenkandidaten auf, der von dem Oberrichter Chambers — dank dem „Berliner Vertrage“ — unterstand Samoa einem obersten Gerichtshofe, der nach dem Rechte der englischen Kolonie Neusüdwales und in englischer Sprache Zwistigkeiten schlichten sollte! — auch natürlich als König bestätigt wurde. Er fand hauptsächlich Unterstützung bei der englischen Missionspartei. Von neuem entbrannte der unselige Bürgerkrieg. Die Mataafapartei, den Tanuleuten an Kopfszahl beträchtlich überlegen, siegte, und nun einigten sich die Vertreter der drei Mächte über eine provisorische Regierung Mataafas bis zu einer endgültigen Entscheidung. Gegen alles Völkerrecht aber erklärten bei dem Eintreffen des amerikanischen Schlachtschiffes „Philadelphia“ Engländer und Amerikaner das Provisorium für erledigt, befahlen Mataafa die Räumung Apias und begannen — der zweifelhafte Ruhm gebührt dem amerikanischen Admiral Rauz — alsbald mit der Beschießung Apias. Die Kämpfe dauerten fast einen Monat fort. Erst das eingangs erwähnte neue Abkommen gab Samoa den Frieden. Nach diesem Abkommen wurden die Inseln der Samoagruppe (mit Ausnahme der kleineren östlichen Tutuila, Manuagruppe und Rojainfel, die an Amerika fielen) der

deutschen Schutzherrschaft unterstellt. An England trat Deutschland zwei der Salomonen und sein Vorrecht auf die Tongainseln ab. Als Oberhäuptling (Mii Sili, d. h. hoher Herr) aber ward Mataafa anerkannt. Seither ist, von geringfügigen Streitigkeiten abgesehen, insolge derer (1909) eine Anzahl Eingeborener nach den Marianen überführt wurden, die Ruhe im Schutzgebiete nicht gestört worden.

Etwa zwischen  $13^{\circ} 30'$  bis  $14^{\circ}$  südl. Br. (über letzteren ein wenig hinausragend) und  $172^{\circ} 45'$  bis etwa  $171^{\circ} 30'$  westl. L. gelegen, umfaßt Deutsch-Samoa\*) die (größereren) Inseln Upólu, Manóno, Apólima und Savaii, einen Flächenraum von rund 2572 qkm (Herzogtum Sachsen-Meiningen = 2468 qkm), von denen auf Savaii 1691 qkm (Sachsen-Altenburg = 1300 qkm) und auf Upólu 868 qkm (Schwarzburg-Sondershausen = 860 qkm) allein entfallen. Die kleineren Inseln Manono und Apólima sind zwischen Upólu und Savaii in der sogenannten Apólimastraße gelegen (s. Karte S. 153). Sämtliche Inseln dürften vulkanischen Ursprungs sein und stellen riesige Basalttrümmer-, Lava- und Schlackenhausen mit zahlreichen Kraterkegeln und -kesseln dar. Erdbeben von wenigen Sekunden Dauer gehören auch heute nicht zu den Seltenheiten. Während Apólima sich im wesentlichen als Kraterkegel, Manono als ein wenig über 100 m hoher Kraterkessel darstellt, zeigen die beiden Hauptinseln reichere geologische Gliederung. Upólu wird von einem Kettengebirge durchzogen, das im Osten die Insel mit wild zerfurchten Bergmassen der ganzen Breite nach erfüllt und an der Nordküste im Faó eine Höhe von 518 m erreicht. Im mittleren Teile erhebt sich als höchster Berg Upólus der Lepua (1000 m), ein Ausläufer nach Norden zur Küste gipfelt im Apiaberg (Baia, 394 m, s. Abb. 26), und nach Westen zu fällt das Gebirge dann allmählich ab, von einzelnen Kegeln überragt und von dem riesigen Kegel des einen tiefen Krater von 4 km Umfang tragenden Tofúa (975 m) unterbrochen. Von andern Bergen seien noch der Suisigna und der Lanutóo (700 m) mit einem wegen seiner Schönheit berühmten Kratersee hier aufgeführt. Savaii, dessen Inneres noch nicht genauer bekannt ist, „besteht zum größeren Teil aus einem wirr angeordneten Bergland von jungvulkanischen Formen“. Auf der Südseite rücken die Gebirgsmassen, stel-

\*) Das „S“ wird im Samoanischen scharf (= ß) gesprochen; das „G“ klingt stets ng.

lenweise steil abstürzend, bis unmittelbar an die Küste heran. Nur die Westküste bietet für Ansiedelungen der Eingeborenen Raum. Das Innere ist wild zerklüftet, zerfällt vielleicht in eine Reihe gesonderter Gebirgsketten und weist im Mauga Afi und Toiawéa Höhen von 1640 m auf. Das östliche Drittel der Insel zeigt zahlreiche Einzelerhebungen mit besonders typischen Kraterformen. Auf Sawaii gibt es auch heute noch tätige Vulkane, die gelegentlich Dörfer der Eingeborenen zerstören. So entstanden 1902 unterhalb des Mauga Afi und 1905 an der Nordostküste des Sawaiis neue Vulkane, von denen der 1905 entstandene Matawanu noch heute in Tätigkeit ist und, seine Lavamassen ins Meer wälzend, die Küste umgestaltet. — Die reich gegliederte Küste der Inseln ist fast überall von einem festen Korallenriffgürtel umgeben, und daher fehlt es an guten Häfen. An Buchten und natürlichen Häfen seien erwähnt: Apia, Saluafáta, Falealiki auf Upolu und Mataútu auf Sawaii.

Die Wasserläufe sind bei der geringen Breite der Inseln und ihrer gebirgigen Beschaffenheit nur gering. Auf Sawaii fehlen eigentliche Flüsse gänzlich; die Eingeborenen bezeichnen hier die Wasserläufe sehr charakteristisch als „Schluchten“. Nur in den zerrissenen Schluchten findet sich zeitweilig Wasser, aus reichlichen Niederschlägen stammend, heute ein reißender Fluß, morgen wieder eine fast trockene Schlucht. Das Wasser sicker in den Boden, um im Küstensand hier und da als Quelle hervorzutreten. Dauernde Seen finden sich in einigen Kraterfesseln. Auf Upolu ist der mittlere Teil wasserreicher, und namentlich die Südseite der Insel zeigt wirkliche Flüsse, während die Wasserläufe der Nordseite nur in der Regenzeit gut gespeist sind, in der regenarmen Zeit aber versiegen, ehe sie die Küste erreichen. In die Bucht von Apia münden der Baijngángo und der Mulivái (Abb. 26), mit rauschenden Wasserfällen infolge der Gebirgsterassen. Während der Trockenzeit hat Apia Wassermangel. „Der Lanutoo“, schildert Reinecke, „eröffnet das eigentliche Seen- und Flußgebiet Upolus. Nach der Nord- und Südseite führen zahlreiche, unterirdische, den Seestand regulierende Abflüsse in Bächen, mit prächtigen Wasserfällen und Kaskaden zum Küstenlande hinabrauschend, die überflüssigen Wassermassen dem Meere zu.“ Zu den schönsten Wasserfällen zählen die Bailele- und Maniánifälle (bei Apia).

Das Klima Samoas ist ein gemäßigtes tropisches Seeklima.



Abb. 26. Landschaftsbild vom Mulivaisfluß mit dem Apiaberg (Bata).

Das jährliche Temperaturmittel beträgt  $25,7^{\circ}$  C, der kälteste Monat (Juli) hat ein Temperaturmittel von  $24,8^{\circ}$  C, der wärmste (Dezember) ein solches von  $26,3^{\circ}$  C. Die mittleren Extreme schwanken zwischen  $17,5$  und  $32,9^{\circ}$  C. Im Gebirge des Innern kommen niedrigere Temperaturen zur Beobachtung; sie schwanken hier im Mittel zwischen  $20$  und  $13^{\circ}$  C. Die Samoa-Gruppe liegt im Gebiet des Südostpassats, der am kräftigsten von Juli bis September weht, im übrigen aber von März bis Oktober anhält. Während der andern Monate treten gelegentlich Windstillen auf. Heftige Gewitter und Stürme (März, April) sind selten. In den letzten 25 Jahren ist Samoa dreimal von furchtbaren Stürmen heimgesucht worden. Die jährliche Niederschlagshöhe beträgt im Mittel etwa 3500 mm; doch wechselt die Regenmenge nicht unerheblich je nach der Lage. Das Inland ist regenreicher als die Küste; Nord- und Westküste sind regenärmer als die Süd- und Ostküste. November bis April können für die Nordseite der Inseln als die Regenzeit gelten.

Die gesundheitlichen Verhältnisse sind günstige zu nennen. Fieber — das „Samoafieber“, vielleicht nur eine besondere Form der Malaria — tritt nur in gewissen Küstendistrikten (wo Mangrove wuchert) und besonders von September

bis Dezember auf und befällt die Eingebornen mehr als die Europäer. Die Eingebornen werden ferner von Hautkrankheiten, Augenbindehautentzündung, Tuberkulose, die Europäer von Gelenkrheumatismus heimgesucht. Gefürchtet wird die Elefantiasis; auch ein paar Leprafälle sind vorgekommen. In Apia ist ein Regierungshospital.

Dem feuchttropischen Klima entspricht die üppige Vegetation, die Keinecke treffend „großartig und lieblich zugleich“ nennt. Man trifft wohl kaum ein Fleckchen, das nicht mit grüner Pflanzendecke überkleidet ist. An der Küste herrscht die Kokospalme vor; daneben finden sich Pandanus, Schirmbäume (*Terminalia*), Hibiscus, Mango, Brotfruchtbäume, Kasuarinen usw. Der eigentliche (alte) Urwald steigt nur noch stellenweise bis zur Küste hinab; er ist meist von den Siedlungen der Eingeborenen zurückgedrängt worden, und nur die riesigen Banyanen mit ihren 50—80 m hohen Kronen zeugen hier und da von längst entschwundener Pracht. „Unter dem majestätischen Dom der hohen Urwaldbäume wölbt sich ein zweites Dach von kleineren, überwiegend schön blühenden Myrthazeen, Muskatbäumen, Parinarien usw. über schlanken Farnbäumen mit eleganten, spigenartigen Wedeln, Sträuchern und größeren Stauden. Den Boden und die Gesteinstrümmer bedeckt ein saftiger Teppich von Farnen, Nesseln, Orchideen usw.“ Dazwischen ein Gewirr von Kletterpflanzen. Von Nutzpflanzen sind ferner zu nennen: Melonenbaum („Mammy apple“), Apfelsine, *Bi* (*Spondias dulcis*) — dessen Frucht der „Bonbon“ der samoanischen Kinder ist —, Banane, Zuckerrohr, Taro, Jams, Tabak, Kawawurzel usw. Von den Eingeborenen werden alle diese Arten gebaut, sofern sie nicht ohne Pflege genug Ertrag liefern. Von den Europäern wird neuerdings neben der Kokospalme Kakao, Kautschuk und Kaffee kultiviert. Nach den Untersuchungen von Wohltmann, dem Experten des um unsre Kolonien so hochverdienten „Kolonialwirtschaftlichen Komitees“, dürften gerade auch die beiden letztgenannten Nutzpflanzen hier eine Zukunft haben. Kopro nimmt unter den Ausführprodukten noch immer bei weitem die erste Stelle ein (1910: 2970 000 Mk.), dann folgt Kakao (1910: 550 000 Mk.). Auf den Pflanzungen werden vielfach Chinesen und Melanesier beschäftigt.

Die Tierwelt Samoas ist dürftig. Von einheimischen Säugern sind nur der fliegende Hund und andre Fledermäuse zu er-

wähnen. Vor langer Zeit (wohl von den Walfängern) eingeführt und verwildert sind Schweine, die in den Bergen Savaiis überall anzutreffen sind, aber auch gezüchtet werden, Hunde, die schon von den Missionaren als Haustiere vorgefunden wurden, Katzen, Ratten und Mäuse. Der Rattenplage scheint man jetzt Herr geworden zu sein. Aus der Vogelwelt seien die Tauben — darunter die Zahntaube (*Didunculus strigirostris*), halb Taube, halb Papagei mit rudimentären Zähnen im Schnabel, der ausgestorbenen Dronte verwandt —, Eulen, ein Ruckuck, Honigsauger, die in Gefangenschaft gehalten werden, ein Zwergpapagei, dessen rote Federn ein beliebter Schmuck sind, sowie Wat- und Schwimmbögel hervorgehoben. Als Haustiere züchten die Samoaner Hühner, Tauben und Enten. Von den Europäern sind mit gutem Erfolge jetzt auch Rinder, Pferde und Esel eingeführt. Einige Schlangen und Eidechsen, sowie Insektenarten (darunter die Gespensterheuschrecke, Skorpion usf.) vervollständigen die Landsauna. Sehr reiche Schätze birgt das Meer. Schildkröten, aus deren Panzern die Eingeborenen reizende Ringe fertigen, Fische der verschiedensten Familien, Schalthiere, Polypen usf. seien erwähnt. Als Delikatesse spielt ein merkwürdiger Borstenwurm, der Palolo (*Eunice viridis*), eine bedeutende Rolle.

Die Bewohner Samoas, die Samoaner, rund 34 000 Seelen, gehören zur Völkergruppe der Polynesier, die, wahrscheinlich malaiischen bzw. südostasiatischen Ursprungs, wohl von Hawaii aus allmählich das heute von ihnen bewohnte Inselgebiet nach und nach bevölkert haben. Die Tradition schlägt zwischen Samoa und Neuseeland eine feste Brücke. Wohlproportioniert, schlank, ziemlich muskulös und groß (Masse von 1,85 m sind nicht selten), gehören die Samoaner (Abb. 27) zu den schönsten Vertretern der Gattung Mensch. Die Form des Kopfes ist edel. Im Gesichte fallen die mandelförmigen, langbewimperten Augen zunächst auf; die Backenknochen treten oft kaum noch merklich vor, die Lippen sind voll, aber nicht gewulstet, häufig fein geschwungen, die Nase ist etwas breit — nach samoanischen Begriffen deshalb gerade schön. Die Hautfarbe ist ein liches Mahagonibraun, das Haar schlicht, schwarz und glänzend. Der Bartwuchs ist spärlich, doch trifft man gelegentlich stattliche Schnurr- und Backenbärte. — Tatauierung, auch heute noch von beiden Geschlechtern geübt, scheint weniger Stammesabzeichen, als ein religiöses Mo-



Abb. 27. Samoanerin (12 Jahre alt).

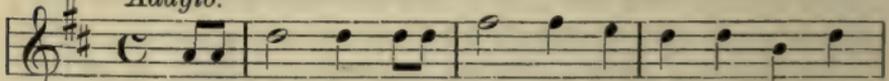
tiven entsprungener Brauch zu sein. Sie erstreckt sich gewöhnlich von den Hüften bis über die Knie, ist reich an ornamentalen Mustern, und die davon bedeckten Körperteile erscheinen wie mit einem enganliegenden Trikot bekleidet. In dem Roggeveenschen Berichte wird davon als von einem „ganz feinen, seidenartigen Gewebe“ gesprochen. Zum Schutze gegen die Sonnenwirkung wird der Körper mit parfümiertem Kokosnußöl eingerieben. — Die Kleidung beschränkt sich auch heute noch vorwiegend auf einen breiten geschmackvoll geschlungenen Lendenschurz aus Tapa (geklopfter und bedruckter Bast) oder feine ge-

flochtene Matten neuerdings durch Kattun mehr und mehr verdrängt; daneben trägt man europäische Jacken usf. — Der Schmuck besteht hauptsächlich in Ketten und bunten Früchten, Muscheln, Zähnen, ja auch frischen Blumen. Sehr zierliche Ringe aus Schildpatt, mit Silber eingelegt, werden an den Fingern getragen. Ins Haar steckt man schön geschnitzte Kämme, schmückt es mit Kränzen aus Blumen, gefärbtem Bast, glitzernden Muscheln (*Haliotis*), und bei festlichen Anlässen tragen die Vornehmen auf dem Kopfe eine eigenartige, aus gefärbten Menschenhaaren gefertigte Perücke oder Krone, die mit Muscheln, einem Spiegel aus Perlmutter, Papageiefedern usf. geschmückt ist. Das Haar selbst tragen die Männer kurz geschnitten, die Frauen lang und offen oder jetzt auch in modernen Frisuren. — Die Hütten bestehen im wesentlichen aus einem von einer größeren Anzahl von Palmholzpfählern getragenen, schildkrötenpanzerähnlichen Dach aus Blättern (die bisweilen wie Dachziegel auf Rohr gereiht sind, damit der Regen besser abfließen kann) und sind recht kunstvoll gefügt. Bei ungünstiger Witterung und des Nachts werden die offenen Wände durch eine Art von praktischer Kollaloujie aus Palmenwedeln geschlossen. Die Herstellung der außerordentlich dauerhaften Häuser ist gewöhnlich Sache gewisser Baumeister.

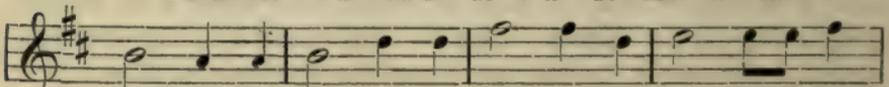
Meiſt iſt der Boden der Hütte gegen die Umgebung etwas erhöht, außen von Steinen begrenzt, im Innern regelmäßig mit einer Schicht von ſlachgeſchliffenen und zerklöpften Steinen etwa 20 cm hoch bedeckt, die ſich beim Liegen der Körperform weich anſchmiegen. — Das Hausgerät iſt dürftig. Matten als Tiſch, Stuhl und Schlafdecke, Becher aus Kokosnußſchalen, Kopfbänkehen aus Bambus, Fiſcherei- und Jagdgeräte und in wohlhabenderen Familien neuerdings dieſes oder jenes europäiſche Stück, das iſt das ganze Inventar. Gegen die Moskitoſ schützt man ſich nachts durch eine Art Bettſackzelt aus Baſt oder Rattan. Eine mit Lehm ausgekleidete Vertiefung in der Mitte der Hütte bildet den Herd, der im weſentlichen Beleuchtungszwecken dient, falls nicht ſchon Petroleumlampen vorhanden ſind. — Kleinere Hütten abſeits dienen als Küche. Die Küchenſorgen fallen den Männern zu. Gekocht wird zwiſchen Blättern in Erdgruben (en papillote) mit glühend gemachten Steinen. Keinecke vergleicht den „Samoaofen“ mit unſrer Kochkifte. Das auf dieſe Weiſe zubereitete Fleiſch iſt recht ſchmackhaft. Im übrigen iſt die Nahrung hauptſächlich vegetabilifch. — Die Dörfer, vornehmlich auf die Küſtenſtriche beſchränkt, ziemlich nahe beieinander gelegen und von wechſelnder Größe — ſind gewöhnlich um ein großes Gemeinدهaus und den Verſammlungsplatz geordnet. Die Repräsentation des Dorfes nach außen hin hat eine durch Geburt und Lebenswandel beſonders ausgezeichnete Jungfrau, die Dorfjungfrau (taupou), zu übernehmen. Durch Heiraten zwiſchen Häuptlingen und Taupous verſchiedner Dörfer werden oft bedeutſame politiſche Bande geknüpft. — Viel reger als Ackerbau und Viehzucht wird die Jagd und namentlich der Fiſchfang betrieben. Gewiſſe Ortschaften bilden untereinander eine große Fiſcherzunft, an deren Spitze ein Fiſchermeiſter ſteht. Man fiſcht mit Perlmutterhaken, Netzen, Speeren und Pfeil und Bogen. Jagdwaffe iſt die Schrotflinte. — An Waffen, um das hier gleich zu erwähnen, beſitzen die Samoaner neben dem Speer (und in früherer Zeit der Steiſchleuder) nur Keulen aus hartem Holze, die die Form von Walfängermessern haben. Dem geſallnen Feinde ſchnitt man früher als Trophäe den Kopf oder das Ohr ab. — An techniſchen Fertigkeiten finden wir auf Samoa namentlich die Flechtkunſt (ſchöngeformte Fächer, kunſtvolle weiche Matten — eine beſtimmte Art „ietonga“ bildet den Familienschatz und zugleich eine Art Adelsdiplom —, Henkel-

körbchen uff. zeugen davon) und Schnitzkunst (Keulen, Rednerstäbe, Kawaschüsseln, Auslegerboote uff.) in Blüte. Der „Tapa“ wurde schon gedacht. Sie wird aus der Rinde von Nesselgewächsen durch Klopfen gewonnen, stückweise aneinander gefleht und mit Hilfe von hölzernen Stempeln mit roter, gelber oder schwarzer Farbe bedruckt. Die Herstellung dieses Baststoffes ist Aufgabe der Weiber. — Das Familienleben der Samoaner ist ein glückliches zu nennen. Die Frau ist dem Manne ziemlich gleichgestellt, jedenfalls nicht das „Arbeitstier“ der meisten andern Naturvölker. Bei der Heirat bleibt der Neigung ein großer Spielraum. Finden sich die Ehegatten nicht ineinander, so kehrt die Frau einfach zu ihren Eltern zurück. Ehebruch wurde früher mit dem Tode geahndet. Bei der Ehefrage spielt die Standeszugehörigkeit eine große Rolle, wie denn auch das Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit stark ausgeprägt ist. Die Kinder werden schon recht früh selbständig und helfen den Eltern bei den häuslichen Berrichtungen. — Gesang und Tanz nehmen in dem Leben der frohsinnigen Samoaner einen großen Raum ein. Unter den Tänzen sind die im Sitzen, durch graziöses Bewegen des Körpers und der Gliedmaßen ausgeführten für Samoa besonders charakteristisch. Alle Tänze werden von Gesang begleitet; den Rhythmus markiert man durch Schlagen mit Stäben. Sehr musikalisch, sind die Samoaner große Freunde des mehrstimmigen Gesanges, und ihre schwermütig feierlichen Lieder klingen auch unserm Ohr angenehm. Ich teile hier ein von mir notiertes Heimalzlied mit; die Männer singen zur Melodie Terz und Quinte, der Schluß verhallt in der Oktave.

*Adagio.*



Fa-a - to - a ou i - lo - a se me - a fa - i



ga - ta o le te - te - a ma u - o fa - a - pe -



na u - a mu-ti-mu-ti - va - le le a - lo - fa ti - ga

*ritard. e morendo*



pe - a tu - lai ma fa - a to - fa to - fa.

Die Texte werden oft geschickt improvisiert. Musikinstrumente sind die hölzerne Signaltrommel und die Muscheltrumpete. — Unter den Spielen der Männer seien die Ring- und Boxkämpfe hervorgehoben, bei denen manchmal aus dem Spiel auch blutiger Ernst wird. Dem importierten Cricket wissen die Eingebornen so viel Geschmack abzugewinnen, daß sie dabei in Wetten bisweilen ihr ganzes Hab und Gut verspielen. Das festliche Getränk, der Ehrentrunk bei jeder Feierlichkeit, ist die Kawa, ein aus der Wurzel von Piper methysticum gewonnenes Getränk, dessen berauschte Wirkung auf dem Gehalt von Kawain (chemisch dem Kokain nahestehend) beruht. Die Wurzel wird zerhackt, zerrieben oder zerstampft und in der Kawaschüssel mit Wasser ausgelaugt. Nun filtriert man die Flüssigkeit mit Bastbündeln, und die Kawa ist fertig zum Verteilen; gleichzeitig klatscht die Versammlung zum Zeichen dessen in die Hände. Eine Kokosnußschale wird mit dem Trank gefüllt, und die Kawa geht unter die Gäste genau nach dem Range verteilt. Jeder spendet (wie bei den Griechen) durch Ausgießen erst den alten Göttern ein paar Tropfen. Bezeichnend nennen die Samoaner den Alkohol die „Kawa der Fremden“. — Sehr stark sind die Rangunterschiede unter dem doch in Kommunismus lebenden Völkchen ausgeprägt. Man unterscheidet auf Upolu und Sawaii noch heute zehn politische Bezirke nach der Stellung der Sippen. An der Spitze des Bezirkes steht ein Häuptling mit besonderem Titel, ihm zur Seite eine gesetzgebende Körperschaft, die sich aus den Angehörigen der vornehmen Familien zusammensetzt, und die den Bezirkshäuptling wählt. Daneben haben beide als eine Art Unterhaus: Sprecher, Häuptlinge, deren Aufgabe es ist, die Ansicht ihrer Wähler durch formgewandte Reden zum Ausdruck zu bringen. Wie ferner jedes Dorf einen Häuptling mit gewissen Vorrechten hat, so wählen andererseits alle Bezirke zusammen einen Oberhäuptling oder König als höchsten Machthaber namentlich in Kriegsfällen. Im Rathause hat jeder dieser Häuptlinge und Ratsmitglieder seinen bestimmten Platz. Die Häuptlinge tragen als Symbol ihrer Würde einen Fliegenwedel aus Roßhaar, die eigentlichen Sprecher aber geschmückte Rednerstäbe. Bei den Versammlungen, in denen Gesetze gegeben werden („laßt das Stehlen, laßt das Totschlagen, laßt das Gierigsein, verschiebt nicht eure Grenzen“, so charakterisierte nach Krämer ein Samoaner diese Gesetze), sitzen die Männer, die keine Stimme haben,

in weitem Kreise um das Gemeindehaus und hören den Beratungen zu. Den hohen Häuptlingen steht in dem oft geschilderten „Tabu“ ein besondres, streng befolgtes Verbotrecht zu. Das Zeremoniell ist außerordentlich kompliziert. — Dem Charakter und den Geisteseseigenschaften seien noch ein paar Worte gewidmet. Wer immer nur mit den Samoanern in Berührung kam, rühmt ihre Liebenswürdigeit, Höflichkeit und Gastlichkeit. Wohltmann nennt sie treffend ein „gesittetes, liebenswürdiges und auch ritterliches Naturvolk“, Reinecke u. a. ein „vornehm zurückhaltendes, feinfühlerdes, zeremoniell-höfliches Volk“. Da die gütige Natur diesen bevorzugten Lieblingen fast alles ohne Mühe gespendet, neigen sie freilich zum dolce far niente. Geistig sind sie sehr rege und lernen leicht.

Die wirtschaftliche Erschließung Samoas hat in den letzten Jahren einen verheißungsvollen Aufschwung genommen. Das Schutzgebiet hat 1906 und wieder 1910 positive Handelsbilanzen aufzuweisen gehabt. Die Verwaltung ist einem Gouverneur unterstellt. Neuerdings ist auch die weiße Bevölkerung zur Mitwirkung an der Verwaltung herangezogen worden. Für Aufrechterhaltung der Ordnung sorgt eine Polizeitruppe von 50 Eingebornen unter deutschem Kommando. Im übrigen hat man die altfamoanische Verfassung tunlichst bestehen lassen, und dem Alii Sili werden die Befehle des Gouverneurs zur Weitergabe und Ausführung übermittelt. Regierungssitz ist Apia, heute eine Ortschaft von über 1300 Einwohnern mit zahlreichen europäischen Gebäuden (darunter mehrere Kirchen). Die kaiserliche Regierungsschule, das Regierungshospital, das Gouvernementsgebäude, die Post — Samoa hat heut 8 Postanstalten; in Apia besteht eine lokale Fernsprechstelle; durch drahtlose Telegraphie soll Samoa jetzt mit den Karolinen (Jap) verbunden und damit an das deutsch-niederländische Kabel angeschlossen werden —, das Regierungsgesängnis, die Konsulatsgebäude, eine Markthalle, eine Zeitungsdruckerei, eine größere Anzahl von Hotels usw. seien hervorgehoben. Im Hintergrunde und etwas oberhalb des Ortes zeigen sich die Villen der Beamten und reichern Ansiedler. Landeinwärts in Vailima befindet sich die Residenz des Gouverneurs. Der sehr einfache „Palast“ Mataafas liegt auf der die Bucht nach Westen abgrenzenden Halbinsel Mulināu. Hier haben auch das von der „Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ errichtete Observatorium und das Denkmal für die bei Bailele

gefallenen Deutschen eine Stätte gefunden. Europäische Niederlassungen finden sich ferner in Saluafata (Kohlenstation), Falealili, Mulifanua, Mataútu, Palauli, Iva uß. In Malifa befindet sich eine Regierungsschule. — Als Lehrer haben auch die Missionsgesellschaften segensreich gewirkt; fast alle Samoaner dürfen heut als Christen gelten, wenngleich viele altheidnische Traditionen unter dem Volke noch weiter fortleben. Seit 1830 wirkt auf Samoa die Londoner Missionsgesellschaft; ihr folgte dann die Wesleyanische Methodisten-Mission in Australien, die katholische Maristen-Kongregation und schließlich die Mormonen-Mission, die alle eine Anzahl von Schulen und Kirchen unterhalten. — Um die Verkehrsfrage ist es in Samoa noch nicht zum besten bestellt. Nur im Upiabezirke sind verhältnismäßig gute Wege anzutreffen. Doch nennt Wohltmann das Wegenez für die ersten Anfänge einer Kolonie ein ausgezeichnetes. Die Verbindung mit dem Mutterlande geht mit dem Norddeutschen Dlohd über Sidney und wird von hier aus durch eine amerikanische Gesellschaft weiter vermittelt; sie ist eine vierwöchentliche. Daneben besteht eine Verbindung mit S. Franzisko — Newyork. Die Briefbeförderungsdauer beträgt 33—47 Tage (Berlin—Upia). — Die Ausfuhr, es handelt sich nur um pflanzliche Produkte, betrug im Jahre 1910: 3530 000 Mk. Die Einfuhr betrug im gleichen Jahre 3 460 000 Mk. Eingeführt wurden namentlich Verzehrungsgegenstände, Gewebe und Kleidungsstücke, Holz und Baumaterial, Bier und sonstige Getränke uß. Maschinen wurden 1910 für über 100 000 Mark eingeführt.

### K i a u f s h o u.

Die Handelsbeziehungen Deutschlands zum „blumigen Reiche der Mitte“ sind schon ziemlich alten Datums. Schon zur Zeit Karls VI. unterhielten die Schiffe der „Ostender Kompanie“ eine Reihe von Jahren hindurch einen regen Verkehr mit China, um besonders Seide und Porzellan, diese begehrtesten Handelsgüter Ostasiens, nach Deutschland zu importieren. Friedrich der Große und die Emdener Reeder waren die Nachfolger in diesen von dem Habsburger 1731 der „pragmatischen“ Politik geopfertem Beziehungen. Allein der damals bereits alles beherrschende Einfluß der Engländer in den ostasiatischen Gewässern zog dem aussichtsvollen Handel des Preußenkönigs bald enge Grenzen. Erst die

Reorganisation der deutschen Handelsmarine (1822) ließ auch den Verkehr mit China von neuem aufleben, und durch die bekannte „ostasiatische Expedition“ des Grafen Friedrich Albrecht zu Eulenburg kam im Jahre 1861 zwischen den Staaten des deutschen Zollgebiets und China ein förmlicher Handelsvertrag zustande, der die Grundlage zur gedeihlichen Weiterentwicklung unsres Handelsverkehrs mit dem Reiche der Mitte bildete. Während jedoch andre europäische Großmächte längst in Ostasien wertvolle Stützpunkte besaßen — England z. B. in Hongkong und Singapore, Frankreich in Cochinchina und Tongking, Rußland in Wladiwostok usw. —, blieb dem deutschen Handel solche bedeutungsvolle Operationsbasis zunächst noch versagt. Auf Anregung des Geographen Ferdinand Freiherrn v. Richthofen wünschte Bismarck bereits 1870 die Bucht von Kiautschou von China zu erwerben; der Ausbruch des Krieges mit Frankreich und die Neugestaltung der Verhältnisse stellten jedoch diesen weitsehenden Plan auf Jahre zurück, und als die deutsche Regierung ihn bei dem Besuche des chinesischen Staatsmannes Li Hung Tschang (1896) wieder aufnahm, lehnte China das Ansuchen ab. Ein tragischer Vorfall, die Ermordung zweier deutscher Missionare in Schan-tung, sollte schließlich den Anlaß zu einer gewaltsamen Erwerbung der Kiautschoubucht geben.

Diese „gewaltsame“ Besitzergreifung der Bucht durch den Vizeadmiral v. Diederichs entbehrt nicht einer gewissen Komik. Am 13. November 1897 traf der Admiral mit den Kriegsschiffen „Kaiser“, „Prinzeß Wilhelm“ und „Cormoran“ vor Tjingtau ein und ging auf der Reede vor Anker; er hatte Befehl, einen genau bestimmten Rayon chinesischen Gebietes zu besetzen, dabei aber möglichst jedes Blutvergießen zu vermeiden. In Tjingtau lag damals gerade ein Kommando chinesischer Truppen unter General Schang. Die Chinesen sahen der Ausschiffung der deutschen Landungskorps am nächsten Morgen mit dem größten Interesse zu, in dem Glauben, es handle sich um ein Übungsmanöver. General Schang begrüßte die vor seinem Namen vorübermarschierende Abteilung aufs zuvorkommendste und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß seine Truppen ein „Manöver so vortrefflicher europäischer Truppen mit ansehen dürften und auf diese Art viel lernen könnten“. „Sehr interessant“, schildert der Berichterstatte v. Dannhauer, „war an verschiednen Stellen auch das Zusammentreffen der deutschen Abteilungen mit

exerzierenden chinesischen Soldaten, von denen kleinere Trupps nach deutschem Reglement und deutschen Kommandos von ihren Unteroffizieren gedrillt wurden. Unter letzteren befanden sich mehrere, die ihre eigne Ausbildung direkt unter deutschen Instruktooren erhalten hatten und nun neugierig herankamen, um sich die deutschen Soldaten möglichst genau anzusehen. Sie zeigten ihre Waffen vor, machten Griffe mit dem Gewehr und wären am liebsten gleich mitgelaufen, um nichts von dem bevorstehenden großen Exerzieren der Deutschen zu verlieren. Sie alle hatten natürlich erst recht von dem keine Ahnung, was ihnen in den nächsten Stunden in Wirklichkeit bevorstand.“ In ganz kurzer Zeit war der Ort von den deutschen Truppen besetzt, Admiral v. Diederichs hiſte seine Flagge, und nun ward General Schang über den Ernst der Lage aufgeklärt. Jeder Gedanke an Widerstand war nutzlos. Binnen vier Stunden zogen die chinesischen Soldaten unter Hinterlassung sämtlicher Geschütze — es waren 14 Kruppsche 8-Zentimetergeschütze aus den siebziger Jahren — und der gesamten Munition ab, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden wäre! Gegen Mittag ging auf dem verlassnen Palaste Schangs die deutsche Flagge hoch, und der Chef des Kreuzergeschwaders gab der chinesischen Bevölkerung in einer Proklamation die auf Befehl des deutschen Kaisers erfolgte Besitzergreifung der Kiautschoubucht kund. Die Besetzung, heißt es in dieser die Grenzen des besetzten Gebietes genau bestimmenden Kundgebung, sei geschehen, „um Bürgschaft zu haben für die Erfüllung von Sühneforderungen, die an die chinesische Regierung wegen der Ermordung deutscher Missionare in Schan-tung gestellt werden müssen . . . Deutschland ist immer ein guter Freund Chinas gewesen . . . Die Besetzung ist durchaus nicht als eine feindliche, gegen China gerichtete Handlung anzusehen; es wird durch sie im Gegenteil die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen China und Deutschland erleichtert werden.“ Am 6. März 1898 kam es dann zum Abschluß eines Vertrags zwischen dem Deutschen Reiche und China, demzufolge die Kiautschoubucht zunächst auf 99 Jahre an Deutschland verpachtet wurde. Durch kaiserlichen Erlaß vom 27. April 1898 wurde das Territorium zum deutschen Schutzgebiet erklärt.

In der reichbevölkerten Provinz Schan-tung, etwa zwischen  $35^{\circ} 40'$ — $36^{\circ} 19'$  nördl. Br. und  $120^{\circ} 3'$ — $121^{\circ}$  ö. L., 390 Seemeilen nördlich von Schanghai gelegen, hat das Pachtgebiet Kiau-



Schantung mit Kiautschou. Maßstab 1:12 500 000.

tichou ein Areal von 552 qkm Land, das ein fast ebenso großes Binnenmeer einschließt. Die Größenverhältnisse dieses Gebiets entsprechen also etwa denen von Ussedom, Wollin und dem Stettiner Haff. Dazu kommt eine halbkreisförmige, sich 50 km weit ins Landinnere erstreckende „neutrale Zone“, in der „keinerlei Maßnahmen oder Anordnungen ohne vorhergehende Zustimmung der deutschen Regierung zu treffen“ sich China im Vertrage verpflichtet hat, so daß sich die deutsche Macht-sphäre in der Pro-

vinz Schan-tung tatsächlich über ein Gebiet etwa vom Umfange des Großherzogtums Hessen erstreckt. Die Größe der eigentlichen Bucht mißt in jeder Richtung etwa 12 Seemeilen, bei Niedrigwasser entspricht der für große Schiffe in Betracht kommende Teil einer Kreisfläche von etwa 10 Seemeilen (1 Seemeile = 1,852 km); die Einfahrt hat eine Breite von etwas über anderthalb Seemeilen. In Form und Größe, selbst in den Ebbe- und Flutverhältnissen ähnelt die Kiautschoubucht stark dem Jadesbusen (Franzius). In der Bucht liegen zwei größere Inseln: nördlich Yin-tau, südlich Huang-tau, vor der Bucht die Inseln Ling-schan-tau und Tschalien-tau\*) die noch zur deutschen Macht-sphäre gehören. Zwei bedeutendere Riffe im Innern der Bucht sind noch zu erwähnen, beide leisten beim Ausbau des Hafens wertvolle Dienste. Den Eingang zur Bucht flankieren zwei sich weit vorschlebende, halbinselartige, gebirgige Landzungen.

\*) Es sei daran erinnert, daß im Chinesischen tau = Insel, schan = Gebirge, Berg, ting = Gipfel, ho = Fluß, tung = Osten ist.

Nach Osten und Süden wird die Bucht von den Ausläufern der Gebirge Schantungs begrenzt, Bergketten, die wild zerissen und kaum bewaldet, oft schroff und unmittelbar ans Meer herantreten. Während diese Gebirge im Süden nur Höhen von etwa 700 m aufweisen, erhebt sich nördlich der Einfahrt, eine weithin sichtbare Landmarke, der Lau-schan im Lau-ting (1300 m) zu Brockenhöhe. Eine Reihe geringerer Erhebungen (Diederichs-, Bismarck-, Itis-, Prinz Heinrichberg, Kaiserstuhl u. a. m.) sind dem steilen, wild zerklüfteten Lau-schan vorgelagert, der schon heute ein beliebtes Touristenziel ist. Ein von der Kiautschoubucht zum Golf von Tchi-li ziehendes, fruchtbares Tiefland verbindet das Bergland Schantungs mit dem eigentlichen Festlande. „Diese Gebirge“, sagt Franzius in seinem offiziellen Berichte, dem wir hier folgen, „bestehen im wesentlichen aus Granit und Gneis; auch treten Kalk und Sandstein zutage. Darüber liegt am östlichen Ufer ein nicht sehr tonhaltiger Sand, der zwar größtenteils beackert ist, aber vorzugsweise nur Gerste trägt und zur Anpflanzung von Obst- und Wachsbäumen benutzt wird. Je weiter man jedoch am Ostufer nach Norden zu gelangt, desto fruchtbarer wird das Land, und das nördliche und nordwestliche Ufer bestehen aus Löß, einem Gemisch von Sand und fettem Ton.“ In Wei-hsiën und Po-schan werden wertvolle Kohlen gefördert. Von andern Mineralien findet sich vornehmlich Eisen in abbauwürdiger Menge (bei Tschilingtschen), Gold, Blei und Glimmer, deren Gewinnung bereits in Angriff genommen ist.

An Flüssen ist das Kiautschougebiet wie ganz Schantung arm. Nur zwei größere Flüsse verdienen hier genannt zu werden: der am Lau-ting entspringende, 32 km lange Paischa-ho und der von Norden kommende, östlich der Stadt Kiautschou mündende Taku-ho, die beide auch zur Trockenzeit noch Wasser führen. Fast alle andern Flußläufe sind außer der Regenzeit wasserlos; doch erhält sich ständig Wasser dicht unter der Sandschicht, die das Flußbett erfüllt. Als Verkehrsader kommt keinem der nur für die flachen Boote der Chinesen, die Dschunken und Sampans (Hausboote), schiffbaren Flüsse nennenswerte Bedeutung zu.

Das Klima Schantungs ist als das gesündeste ganz Chinas bezeichnet worden. Die Temperatur beträgt im Jahresmittel  $12,9^{\circ}$  C (Berlin:  $9,8^{\circ}$ ); die mittleren Extreme schwanken zwischen  $-1,4^{\circ}$  (Januar) und  $+24,6^{\circ}$  (Juli). Die Niederschlagsmengen betragen im Jahresmittel etwa 600 mm, sind aber in

den verschiedenen Jahren oft sehr wechselnde. Der Sommermonat setzt Ende Mai und Anfang Juni ein und bringt große Feuchtigkeit mit sich. Mitte Juli bis Ende August wird als Regenzeit angesehen. September bis Oktober „bilden einen ungemein angenehmen Herbst; der Oktober ist der schönste Monat des Jahres“. Dann bringen Nordwestwinde einen mäßigkalten Winter, der freilich unter häufigen, starken Winden leidet. Von Ende März bis Mai herrscht ein „dem Herbst entsprechend angenehmer Frühling“. Die gefürchteten Taifune, jene Wirbelstürme des chinesischen Meeres, sollen in der Bucht selten vorkommen.

Die gesundheitlichen Verhältnisse des Kiautschougebietes sind gute. Nur in den Sommermonaten tritt gelegentlich Dysenterie auf, bedingt durch die mißlichen Trinkwasserverhältnisse, denen die deutsche Verwaltung durch Anlage von Brunnen, Wasserleitung, Kanalisation ußf. mit gutem Erfolge abzuhelpfen bemüht war. Im Lau-schan ist ein Höhen-sanatorium erbaut worden.

So reich auch bei solchem Klima die Vegetation Schantung einst gewesen sein dürfte, so arm ist die ganze Provinz heute an ursprünglichem Pflanzenwuchse. Größere Bäume: Eichen, Kiefern, Zypressen, Lebensbäume, Akazien, Pappeln, Weiden und der wunderliche, von unserm Goethe besungne Ginkobaum (*Salisburia adiantifolia*), ein Nadelholz, das wie Laubholz aussieht, finden sich nur noch an Stätten religiöser Verehrung. An ihre Stelle sind, wo der Boden es gestattet, Wälder von Obstbäumen getreten. Auch Sträucher und Gräser werden überall gerodet, um als Brennmaterial zu dienen. Getreide, darunter eine besondere Art von Hirse (*Kauleang*), Hülsenfrüchte und Kohl — der riesige Schantungskohl wird im Herbst in ganzen Schiffs-ladungen exportiert —, Bataten, Erdnüsse ußf. werden fast überall gebaut. Die Verwaltung hat mit planmäßigen, umfangreichen Aufforstungen begonnen, wodurch auch zugleich die Wasser-verhältnisse verbessert werden dürften.

Auch die ursprüngliche Tierwelt ist in Schantung fast ganz ausgerottet. Größere Säugetiere fehlen heute; im Gebirge sollen noch Füchse, gelegentlich selbst Wölfe angetroffen werden. Das Hauptjagdwild ist eine kleine, sehr schwachhafte Hasenart. Von Säugetieren sind noch Ottern, Dachse, Marder und Wildkazen zu erwähnen. Von jagdbaren Vögeln ist in unserm Gebiete der Fasan jetzt schon selten, häufig dagegen sind Wildenten, =tauben

und Gänse, Schnepfen, Kraniche, Reiher (namentlich beim Durchzug im Frühjahr und Herbst) und einige Raubvögelarten. Von Singvögeln zählt der Chinese vor allem Kernbeißer und Zeisig. Gezüchtet werden Rinder, vornehmlich als Zugtiere in der Landwirtschaft, Esel, Maultiere, Pferde (seltener) und kleine, schwarze Schweine, eine Art Warzenschweine. Überall hält man Geflügel: Hühner, Enten, Gänse und Tauben. Die Auswahl von Fischen ist groß.

Die Bewohner Schantung — die Provinz ist mit  $37\frac{1}{2}$  Millionen Menschen (1894) wohl die bevölkerteste des ganzen Reiches; unser Pachtgebiet zählt 161 000 (?), das Stadtgebiet von Tsingtau 34 200 Chinesen — sind ein gut gewachsener, übermittelgroßer Menschenschlag von dunkler, gelb- bis braungrauer Hautfarbe und männlicherem Gesichtszchnitt als die Südjinesen. „Die obere Augenlidfalte hängt weniger herab, und daher geben die Augen in geringerem Grade den Eindruck einer schiefen Stellung. Es findet sich nicht selten Bartwuchs an Kinn und Oberlippe“ (Nichthofen). Unser Gewährsmann rühmt der Bevölkerung ferner Intelligenz, wohlgesittetes Betragen und Arbeitsamkeit nach. In unserm Gebiete ist die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen der Landbau, der, wie überall in China, sehr sorgfältig betrieben wird. Das zu bebauende Land wird in Terrassen horizontal geebnet, schachbrettartig bestellt und bringt im Jahre 2— $2\frac{1}{3}$  Ernten; das Erdreich hat also kaum ein Vierteljahr Ruhe. Ein dünner Stachel ersetzt unsre Pflugschar. Bei dem Mangel an Dungstoffen wird jeder Dünger auf der Straße gesammelt und daheim auf den Komposthaufen getragen. Der zu Pulver zerriebene Kompost wird bei der Bestellung des Ackers mit der Hand in die Furchen gestreut. „Überall auf dem Lande das Bild der Arbeit.“ Die Dörfer, in den Falten des Geländes eines beim andern, und oft von 2—3000 Menschen bewohnt, sind zur Sommerzeit im Grün so versteckt, „daß man sie erst sieht, wenn man darin ist“. Die Häuser sind einstöckige Bauten aus ungebrannten oder blaugrau gebrannten Ziegeln mit einem sehr charakteristischen, stets nach einer Seite überhängenden (Sonnenschutz-) Dache. Schmale Fußwege sind die Verbindung der einzelnen Dörfer. Die Straßen, die größere Ortschaften verbinden, sind etwas breiter und bisweilen mit einer Art von Trottoir ausgebeffert. Auf diesen Straßen herrscht überall reges Leben. Da marschiert der Kuli mit seiner wippen-

den Tragestange täglich seine 100 Li (= 55 km), quetscht der einrädrige, geschickt ausbalancierte Lastkarren, bisweilen von einem Segel getrieben, dahin, wird eine Sänfte von Kulis getragen, kommen Esel mit Marktkörben uff. In größern Ortschaften bietet sich uns ein wesentlich andres Bild. Durch eine dicke Mauer abgeschlossen, scheint das Städtchen wie ausgestorben. Kaum hat man aber diese Mauer passiert, so ist auch hier alles lärmendes Leben. Freilich keines der hölzernen, mit Papier überklebten Gitterfenster geht gewöhnlich auf die Straße, und das Haus selbst ist meist noch durch eine besondere Mauer zum Schutze gegen die bösen, nächtlichen Geister von der Straße getrennt. Auf der Straße aber hockt der Schuster und bessert Filz- oder Bast-schuhe aus, kommt uns der wandernde Barbier, auf der Trage sein Bänkchen mit den Werkzeugen, entgegen. Eine Fintischka (d. h. Menschenkraftwagen), jenes elegante, zierliche, von trabenden, schreienden Kulis gezogene Personenzuhrwerk Ostasiens, zwingt uns auszuweichen. „überall locken und laden die Verkäufer — man kocht, brät und ißt auf der Straße — zum Mahle mit erhobener Stimme; es klingt wie vielstimmiger, fremdartiger Gesang. Langsam trippelt dort eine Frau nach Haus, in der Hand trägt sie das Stückchen Fleisch zum Mittag, an langem Faden hängend, in große, grüne Blätter zierlich eingewickelt. An einer Ecke ruht sich eine Gruppe Karrenschieber; sie hocken auf dem Boden, rauchen, essen Erdnüsse und sind vergnügt. Dazwischen Kinder in bunten wattierten Wämsen, das Haar in vier, nach allen Seiten starrende Mattenschwänze geflochten.“ — Auch in der Stadt sind die Häuser dürftig gebaut, eine Ausnahme machen nur etwaige Tempel, die zugleich vornehmen Reisenden als Hotel dienen. Sonst gibt es Gasthäuser meist nur an Marktorten, leere Häuser, in denen man für Nahrungsmittel und Schlafdecken selbst sorgen muß. Fünf Dörfer pflegen in unserm Gebiete einen gewissen Marktturnus zu vereinbaren, so zwar, daß in jedem Orte alle fünf Tage Markt ist. Bisweilen muß ein trocknes Flußbett als Marktplatz dienen. An Markttagen strömen nicht selten bis 10 000 Menschen in solche Dörchen zusammen. Alles wird hier verkauft und gekauft. Auf den Flüssen, an der Küste, wimmelt es von Dschunken, die besonders Baumwolle aus andern Provinzen einführen und Obst und Hülsenfrüchte, Kohl uff. ausführen. In einzelnen Gegenden sind die Flußläufe dicht von den obenerwähnten Sampans bedeckt, in



Abb. 28. Kaiser-Wilhelmufer in Kiautschou.

denen eine ganze Familie haust. Manche Bäche und Flüsse sind nun durch steinerne Balkenbrücken passierbar gemacht. — Sind auch die Bewohner unsres Gebietes vorwiegend Ackerbauer und Obstzüchter, so blüht doch auch in vielen Orten chinesische Kleinindustrie.

Die Verwaltung des Kiautschougebietes ist dem Reichsmarineamt übertragen; an der Spitze steht ein Seeoffizier mit dem Titel Gouverneur. Seinen Sitz hat der Gouverneur in der auf der östlichen Landzunge gelegenen Stadt Tsingtau — ein weiteres Bezirksamt ist in Litsun —, die heute schon ein moderner, europäischer Ort (vielsuchter Badeort) mit chaussierten Straßen, Kanalisation, elektrischem Licht und prächtigen Gebäuden aller Art (Abb. 28) ist. Die Chinesenstadt (Tapatau) bildet darin einen besondern, abgeschlossenen Stadtteil. Tsingtau hat ferner eine deutsch-chinesische Hochschule, ein Reform-Realgymnasium, eine größere Postanstalt mit Telegraphen- und Fernsprechbetrieb — im ganzen zählt das Pachtgebiet acht Postanstalten, fünf haben davon Telegraphenbetrieb, zwei Telephon; ein deutsches Kabel Tschifu—Tsingtau—Schanghai vermittelt den Anschluß an das Weltnetz —, eine Markthalle, Hotels uff. Im übrigen hat Kiautschou die periodische Wertzuwachssteuer

eingeführt. Der große Hafen mit Molen, Werft, Kran und Schwimmdock (16 000 t Tragfähigkeit) ist größtenteils fertiggestellt. — Ein Abkommen mit der chinesischen Regierung führte zu einer Art von Zollunion. — In Tsingtau erscheinen drei deutsche Zeitungen. — Die etatsmäßige (1912) Stärke der Schutztruppe beträgt 2392 Mann, dazu gesellt sich eine Polizeitruppe von 110 Mann (80 Chinesen). — Von größter Bedeutung für die Erschließung Schantung, dessen Hauptwert in den reichen Lagern ausgezeichneter Steinkohle liegt, ist die Eisenbahn, die von Tsingtau über Kiautschou und Weihien bis zur Landeshauptstadt Tsinan-fu geht, nach Norden mit Tientsin (Peking), nach Süden mit Schanghai Verbindung hat. Eine Zweiglinie führt (bei Tschangtien) nach Po-schan, wo die beste Kohle gefördert wird. Die Schienenstrecke beträgt 436 km. Dank dieser Eisenbahn kann man heute Tsingtau von Berlin aus in etwa 15—18 Tagen erreichen. So lange dauert auch die Briefbeförderung über Sibirien, während die über den Suezkanal 33—36 Tage beansprucht. — An Missionen, die im Pachtgebiet und der Interessensphäre tätig sind und auch Schulen, Hospitäler uff. unterhalten, sind zu nennen: die „Berliner Mission“ (Berlin I) und der „Allgemeine evangelisch=protestantische Missionsverein“, die „American Presbyterian Mission“, die „English Baptist Mission in Shantung“, die „Schwedische Baptisten=Mission“ und die katholische Stehler Mission (Gesellschaft des göttlichen Wortes). — Die Ausfuhr betrug 1909/10: 54 732 000 Mk., hauptsächlich Strohborte (20 804 000 Mk.), Erdnußöl und Erdnüsse (11 684 000 Mk.), Seide und Seidenabfälle (9 771 000 Mk.) uff. Die Gesamteinfuhr im gleichen Jahre 65 464 000 Mk. Von Waren fremden (d. h. nichtchinesischen) Ursprungs wurden namentlich eingeführt: Baumwollengarne und =waren (25 737 000 Mark), Metalle (3 660 000 Mk.), Petroleum (2 689 000 Mk.), Anilinfarben (2 582 000 Mk.), Zündhölzer (2 483 000 Mk.), Zucker (2 214 000 Mk.) uff.

I. Allgemeine Übersicht. (Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1911“.)\*)

Angaben über	Ostafrika	Togo	Kamerun	Südwest-afrika	Kaiser- und Bismarck-archipel	Karolinen, Marianen, Palau- und Marshall-inseln	Samoa Riantschou
Flächeninhalt (in 1000 qkm)	995	87,2	761	835,1	240	2,476	2,572
Bevölkerung (1000)	10000	1000	3000	120	300	52	34
Anfässige Weiße	3756	372	1284	12935	688	566	473
Darunter Deutsche	2703	337	1132	10226	(1909: 549)	1911: 150 (nur auf den Karolinen) (1909: 282 auf allen Inseln)	292
Schutztruppe (Deutsche (Etatstärke 1912) { Farbige	270 2532	— —	170 1450	1970 635	— —	— —	— —
Polizei-truppe (Deutsche { Farbige	54 1720	9 560	23 570	830 316	21 656	4 173	2 50
Eisenbahnen im Betrieb (km)	1065	323	160	1909	—	—	—
Eisenbahnen im Bau (km)	134	—	360	217	—	—	—
Postanstalten	42	18	35	75	8	8	8
Telegraphenanstalten	27	18	17	43	2	2	5

\*) Die Zahlen sind nach den neuesten Daten ergänzt, bzw. berichtigt worden.

Einkaufspreis  
der Provinz  
Schantung  
436,39

## II. Handel der Schutzgebiete von 1903—1909. \*)

Länder	Einfuhr 1000 Mark						Ausfuhr 1000 Mark							
	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909
Niuefria . . . . .	11 188	14 339	17 655	25 153	23 806	25 787	33 942	7 054	8 951	9 950	10 995	12 500	10 874	13 120
Kamerun . . . . .	9 888	9 378	13 467	13 805	17 297	16 789	17 723	7 565	8 021	9 315	9 946	15 891	12 164	15 701
Togo . . . . .	6 20;	6 898	7 760	6 433	6 700	8 509	11 285	3 616	3 551	3 957	4 199	5 916	6 893	7 372
Südmolefria . . . . .	8 586	10 057	23 632	68 626	32 396	33 179	34 713	3 444	299	216	383	1 616	7 795	22 071
I. Meifa zufammen	34 862	40 672	62 514	113 517	80 199	84 264	97 613	21 679	20 822	23 428	25 523	35 928	37 726	58 264
Kaifer-Wilhelmsland } Bismardärtpel . . . . .	1 914	2 326	2 997	3 307	3 404	3 108	2 666	1 206	1 184	1 335	1 562	1 993	1 707	2 459
Karolinen, Palau, Marianen	853	710	1 888	1 089	820	615	2 185	771	480	334	483	366	330	652
Maerhallenfeil . . . . .	498	444	651	1 096	1 496	1 367	1 610	522	583	700	570	1 111	4 016	5 217
Samoa . . . . .	2 681	2 317	3 387	2 889	2 826	2 503	3 338	1 385	1 675	2 029	3 026	17.0	2 671	3 022
II. Sübbe zufammen	5 946	5 797	8 858	8 381	8 546	7 593	9 799	3 884	3 922	4 398	5 641	5 240	8 724	11 350
III. Kauffchou . . . . .	34 974	44 870	69 176	82 374	55 380	69 041	65 464	14 749	19 983	24 717	34 225	32 597	47 844	54 732

\*) Vgl. auch die betreffenden Abfchnitte und Erläuterungen im Text.

Länder	Einfuhr 1000 Mark						Ausfuhr 1000 Mark					
	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909
I. Meifantische Schutzgebiete . . . . .	40 830	46 937	50 908	49 526	55 366	55 303	61 494	85 352	139 040	116 122	121 990	155 877
II. Sübbeichungsgebiete . . . . .	5 765	6 928	—	8 018	9 655	10 831	9 719	13 256	14 022	13 786	16 317	21 149
III. Kauffchou . . . . .	—	—	—	18 748	34 554	49 723	64 853	93 893	116 599	87 977	116 385	120 196
Zufammen	46 595	53 865	58 831	76 292	99 576	117 094	136 066	193 101	269 661	217 885	254 692	297 222

## Literaturnachweis.

(Bei der Ausdehnung, die unsre Kolonialliteratur allgemach gewonnen hat, konnten hier nur die wertvollsten älteren und neuere empfehlenswerte Werke aufgeführt werden.)

### I. Allgemeines.

Deutscher Kolonialkalender und statistisches Jahrbuch. 23. Jahrg. 1911.  
Die deutschen Schutzgebiete 1909/10. Publikation d. Reichskolonialamts 1911.

Genoch, S.: Die deutsche Kolonialliteratur 1910. 14. Jahrg. 1911.  
Schneider, K.: Jahrbuch über die deutschen Kolonien. 4. Jahrg. 1911.

Deutschland, das überseeische. 2 Bde 2. A. 1910.

Fizner, R.: Deutsches Kolonialhandbuch. 2 Bde. 2. A. 1901. Ergänzungsband 1911.

Haffert, R.: Deutschlands Kolonien. 2. A. 1909.

Meyer, S.: Das deutsche Kolonialreich. 2 Bde. 1909/10.

Schnee, S.: Unsre Kolonien. 1908.

Scheel, W.: Deutschlands Kolonien in farbenphotogr. Aufnahmen. 1911.

Wiese, J.: Neu-Deutschland. Unsre Kolonien in Wort und Bild. 1908.

Zimmermann, E.: Unsre Kolonien. 1912.

Żesca, M.: Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen. 3 Bde. 1904/11.

Sadebeck, R.: Die Kulturgewächse der deutschen Kolonien. 2. A.

Tobler, F.: Kolonialbotanik. 1907.

Westermann, D.: Die Nutzpflanzen unsrer Kolonien. 1909.

Breitenbach, W.: Die Eroberung der Tropen (Bekämpfung der Tropenkrankheiten). 1911.

Kohlstock-Mankiewitz: Ratgeber für die Tropen. 3. A. 1910.

Plehn, F.: Tropenhygiene. 2. A. 1906.

Barth, Chr. G.: Unsre Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. 1909.

Dernburg, B.: Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. 1907.

Kohrbach, P.: Wie machen wir unsre Kolonien rentabel? 1907.

— Die Kolonie. o. J.

— Das deutsche Kolonialwesen. 1911.

Unsre Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie und Arbeiterschaft. 1909.

Deutscher Kolonialatlas mit illustriertem Jahrbuch. Ausgabe 1911.  
 Sprigade u. Moisel: Großer deutscher Kolonialatlas. 1902 ff.  
 WirtschaftsAtlas der deutschen Kolonien. Herausgeg. v. Kolonialwirt-  
 schaftlichen Komitee. 1907.

## II. Deutsch-Ostafrika.

Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg: Ins innerste Afrika. 1909.  
 Baumann, D.: Usambara und Nachbargebiete. 1891.  
 — Afrikanische Skizzen. 1900.  
 Berger, A.: In Afrikas Wildkammern. 1910.  
 Claus: Die Wagogo. 1911.  
 Fond, S.: Deutsch-Ostafrika. 4 Tle. 1907/09.  
 Fuchs, S.: Sagen, Mythen und Sitten d. Masai. 1910.  
 Fülleborn, F.: Das deutsche Njassa- und Ruwumagebiet. 1906.  
 Goetzen, A. v.: Durch Afrika von Ost nach West. 2. A. 1899.  
 — Deutsch-Ostafrika im Aufstand 1905/06. 1909.  
 Randt, R.: Caput Nili. 2. A. 1905.  
 Reue, A.: Daresalam. 1903.  
 Merker, M.: Die Masai. 2. A. 1910.  
 Meyer, S.: Der Kilimandjaro. 1900.  
 — Ostafrikanische Gletscherfahrten. 2. A. 1893.  
 Rigmann, E.: Die Wahehe. 1908.  
 Paasche, S.: Deutsch-Ostafrika, wirtschaftliche Studien. 1906.  
 Peters, D.: Das deutsche ostafrikanische Schutzgebiet. 1895.  
 Reichard, P.: Deutsch-Ostafrika. 1898.  
 Samassa, P.: Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas. 1910.  
 Seidel, A.: Sitten und Gebräuche der Suaheli. 1903.  
 Stuhlmann u. a.: Deutsch-Ostafrika. 10 Bde. 1893/1909.  
 — Handwerk und Industrie in Ostafrika. 1909.  
 Taschenbuch für Deutsch-Ostafrika. 2 Bde. 2. Jahrg. 1911.  
 Weiß, M.: Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas. 1910.  
 Weule, K.: Negerleben in Ostafrika. 1908.  
 Wissmann, S. v.: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. 8. A. 1902.  
 — Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas. 2. A. 1907.  
 Wohltmann, F.: Deutsch-Ostafrika. 1898.

## III. Togo.

Busse, S.: Das südliche Togo. Vegetationsbilder. 1906.  
 Klose, S.: Togo unter deutscher Flagge. 1899.  
 Spieth, J.: Die Ewe-Stämme. 1906.  
 Böller, S.: Togosland. 1885.

## IV. Kamerun.

Bauer, F.: Die deutsche Niger-Venue-Tschadsee-Expedition. 1904.  
 Dominik, S.: Kamerun. 1901.  
 — Vom Atlantik zum Tschadsee. 1908.  
 Gutter, F.: Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von  
 Kamerun. 1902.

- Hassert, R.: Der Kamerunberg. 1911.  
 Lederbogen, G.: Kameruner Märchen. o. J.  
 Mansfeld, A.: Urwaldsdokumente. Vier Jahre unter den Großflüß-  
 negern Kameruns. 1908.  
 Marquardsen, G.: Der Niger-Benue. 1909.  
 Morgen, C.: Durch Kamerun von Süd nach Nord. 1893.  
 Oppenheim, M. v.: Kabeß und das Tschadseegebiet. 1902.  
 Passarge, L.: Adamaua. 1895.  
 Schulze, A.: Das Sultanat Bornu. 1910.  
 Seidel, A.: Deutsch-Kamerun. 1906.  
 Zintgraff, C.: Nordkamerun. 1895.  
 Zöllner, G.: Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun. 3 Bde.  
 1885.

### V. Deutsch-Südwestafrika.

- Bayer, M.: Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. 1908.  
 Dove, R.: Deutsch-Südwestafrika. 1903.  
 François, C. v.: Deutsch-Südwestafrika. 1899.  
 François, G. v.: Nama und Damara. 1895.  
 Hindorf, R.: Der landwirtschaftliche Wert und die Besiedelungsfähig-  
 keit Deutsch-Südwestafrikas. 3. A. 1902.  
 Irle, J.: Die Herero. 1906.  
 Kuhn, A.: Die Fischflüßerexpedition. 1904.  
 Külz, W.: Deutsch Südwestafrika. 1910.  
 Merensky, G.: Die Diamantvorkommen in Lüderitzland. 1909.  
 Passarge, S.: Südafrika. 1907.  
 — Die Kalahari. 1904.  
 — Die Buschmänner der Kalahari. 1907.  
 Rohrbach, P.: Deutsch-Südwestafrika. 1909.  
 Schulze, L.: Aus Namaland und Kalahari. 1907.  
 Schwabe, R.: Im deutschen Diamantenlande. 1909.  
 Streitwolf, G.: Der Caprivizipfel. 1910.  
 Taschenbuch für Südwestafrika. 2 Bde. 4. Jahrg. 1911.  
 Tönjes, G.: Ovamboland. 1910.

### VI. Deutsch-Neuguinea.

- Finsch, D.: „Samoafahrten“, Reisen in Kaiser-Wilhelmsland. 1888.  
 — Karolinen und Marianen. 1900.  
 Hagen, B.: Unter den Papuas. 1899.  
 Hagen, C.: Die Marshallinseln. 1886.  
 Hernalshem, F.: Südsee-Erinnerungen. 1883.  
 Kleintitschen, P. A.: Die Küstenbewohner der Gazellehalbinsel 1907.  
 Krämer, A.: Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. 1906.  
 Krieger, M.: Neuguinea, 1899.  
 Kubary, J. S.: Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-  
 Archipels. 1889.  
 Parkinson, R.: Dreißig Jahre in der Südsee. 1907.  
 Perkel, B.: Religion und Zauberei auf dem südlichen Neu-Mecklen-  
 burg. 1910.

- Pfeil, J.: Studien und Beobachtungen in der Südsee. 1899.  
 Reiber-Richarz: Geologische Expedition i. d. Toricelli-Gebirge. 1910.  
 Ribbe, C.: Zwei Jahre unter d. Kannibalen der Salomo-Inseln. 1903.  
 Salesius, P.: Die Karolineninsel Yap. 1906.  
 Schnee, H.: Bilder aus der Südsee. 1904.  
 Semper, C.: Die Palau-Inseln. 1873.  
 Stephan-Graebner: Neu Mecklenburg. 1907.  
 Tappenbeck, C.: Deutsch-Neuguinea. 1901.  
 Vogel, H.: Forschungsreise im Bismarckarchipel. 1911.  
 Böller, H.: Deutsch-Neuguinea. 1891.

### VII. Samoa.

- Deeken, R.: Manuia Samoa. 1901.  
 Ehlers, D.: Samoa, die Perle der Südsee. 5. A. 1903.  
 Friedländer, C.: Beiträge zur Geologie der Samoainseln. 1910.  
 Genthe, S.: Samoa. 1908.  
 Krämer, A.: Die Samoainseln. 2 Bde. 1902/03.  
 Reinecke, F.: Samoa. 1902.  
 Wohltmann, F.: Pflanzung und Siedelung auf Samoa. 1904.

### VIII. Kiautschou.

- Franzius, G.: Kiautschou. 2. A. 1907.  
 Hesse-Wartegg, E. v.: Schantung und Deutsch-China. 1898.  
 Richthofen, F. v.: Schantung und Kiautschou. 1898.  
 — Tagebücher aus China. 1907.  
 Rohrbach, P.: Chinesische Studien. 1909.  
 Weicker, H.: Kiautschou. 1908.



Eine wertvolle Ergänzung zu dem Heilbornschen  
Buche bieten aus derselben Sammlung die Bändchen:

## **Unsere Schutzgebiete** nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen

Im Lichte der Erdkunde dargestellt von  
**Dr. Chr. G. Barth** in Stuttgart

[IV u. 148 S.] 8. 1910. (Band 290.)

Einer, der selbst „draußen“ gewesen ist und mit an der Kultivierung der Einwohnerschaft unserer Schutzgebiete arbeiten durfte, zeichnet hier knapp und klar ein Bild von dem, womit die Natur die deutschen Kolonien ausgestattet und was die Eingeborenen daraus zu machen wußten. Dann aber schildert er ausführlich der Europäer mannigfache Erschließungsarbeiten auf den Gebieten der Land- und Forstwirtschaft, des Bergbaues und Gewerbebetriebes, des Handels und Verkehrs, der Mission und der Schule. Die Boden- und Arbeiterfragen finden eingehende Erörterung, sowie auch die Fragen des Verwaltungswesens und der Landesverteidigung. Ohne jede Schwärmerei weiß B. durch schlichte Abwägung des Warum und Weil die Hoffnung auf die wirtschaftliche Verwertbarkeit unserer Schutzgebiete zu beleben. Daher wird das Buch jedem, der sich in kurzer Zeit genauer orientieren will, ein willkommenes Hilfsmittel sein.

„Unter der ziemlich reichlich fließenden Literatur über unsere Kolonien stellt das Barth'sche Buch eine ganz besonders willkommene Bereicherung dar. Der weitgreifende Inhalt zeigt in seiner Bemeßerung den gründlichen und gediegenen Kenner, der Knappheit mit guter Übersichtlichkeit geschickt zu verbinden weiß. Jeder Seite des Buches merkt man an, daß der Verfasser an Ort und Stelle gewesen ist und seinen Aufenthalt zu umfassenden Studien und Beobachtungen benutzt hat, die in wohlbegründeten Urteilen wiedergegeben werden.“

(Deutsche Kolonialwerte.)

## **Kolonialbotanik**

Von **Dr. fr. Tobler**

Privatdozent an der Universität Münster

Mit 21 Abbildungen im Text. [V u. 132 S.] 8. 1907. (Band 184.)

Schildert zunächst die allgemeinen wirtschaftlichen Grundlagen tropischer Landwirtschaft, ihre Einrichtungen und Methoden, um dann die bekanntesten Objekte der Kolonialbotanik, wie Kaffee, Kakao, Tee, Zuckerrohr, Reis, Kautschuk, Guttapercha, Baumwolle, Öl- und Kofospalme einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

„... Wohl nirgends findet man in derartiger Kürze das Wesentlichste über die Kolonialpflanzen beisammen, erläutert durch treffliche Abbildungen neueren Stils.“

(Literarischer Ratgeber.)

**Weltreisebilder. Von Julius Meurer.** Mit 116 Abbildungen im Text und auf Tafeln sowie einer Weltkarte. In Leinwand geb. M. 9.—

„... Ich möchte behaupten, daß der ‚Meurer‘ unter Umständen bessere Dienste tun kann als der ‚Baedeker‘. Er unterrichtet über Kultur und Geschichte der exotischen Länder, über Volkscharakter, Entwicklung oder Verfall der verschiedenen Rassen und beherrscht mit gleicher Sicherheit die Mythen religiöser Kulte, wie die Fähigkeit, die prächtvolle Vegetation ferner Reiche zu veranschaulichen. Die ‚Weltreisebilder‘ werden sich in ihrer gebieterischen Ausstattung viele Freunde erwerben.“ (Die Zeit.)

„... Es bietet in seinem schlichten Unterhaltungsstil eine angenehme Lektüre mit gar mancher fesselnden Skizzierung der Landschaftsnatur und lehrreiche Betrachtungen über Kultur und staatliche Verhältnisse, aus denen das abgeklärte Urteil des erfahrenen Mannes und scharfsinnigen Beobachters hervorleuchtet.“ (Geographische Zeitschrift.)

**Mittelmeerbilder. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theobald Fischer.** Gesammelte Abhandlungen zur Kunde der Mittelmeerlande. Geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—. Neue Folge. Mit 8 Kärtchen geh. M. 6.—, in Leinwand geb. 7.—

„... Alle Freunde des Mittelmeergebiets, der alten Heimstatt unserer wissenschaftlichen Bildung, des ewig jungen Zauberkreises erfrischender, neu anregender Eindrücke in den Erholungspausen des Lebenstages, werden es dem Verfasser Dank wissen, daß er, nachdem er die gewichtigen Früchte seiner planvollen Forschungen in bedeutenden Werken und gehaltvollen Einzelstudien niedergelegt, nun auch die anmutigen Blüten, die er an seinen Wanderpfaden gepflückt, und die für die ganze gebildete Welt bestimmten Zusammenfassungen seiner Eindrücke von Ländern seines besondern Arbeitsfeldes, Augenblicksbilder ihrer Zustände und vor- und rückwärts gekehrte Übersichten ihrer Entwicklung und ihrer Bedeutung, in einem stattlichen und doch noch handlichen Bande vereint hat.“ (Petermanns Mitteilungen.)

**Das Mittelmeergebiet. Von Prof. Dr. A. Philippson.**

Seine geographische und kulturelle Eigenart. 2. Auflage. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. In Leinwand geb. M. 7.—

„Es ist in jeder Hinsicht eine des Meisters der Länderkunde, Ferd. v. Richthofens, dem es gewidmet ist, würdige Gabe. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gesetzt hatte, das Mittelmeergebiet als ein nach seiner Entstehung und seinen Charakterzügen einheitliches darzustellen, den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen, soweit sie geographisch bedingt sind, herauszuarbeiten und überall auf dem festen Boden exakter Beobachtung, nicht der geistreichen Spekulation, nachzuweisen, ist glänzend gelöst. Philippson enthüllt hier ganz neue Seiten seines Wissens und Könnens und bietet auch dem Kulturhistoriker und dem Soziologen sehr viel. Methodisch bedeutsam ist auch die überall scharf durchgeführte Scheidung von Geologie und Geographie.“ (Petermanns Mitteilungen.)

**Kairo—Bagdad—Konstantinopel. Von Generalleut.**

**z. D. E. von Hoffmeister.** Wanderungen und Stimmungen. Mit 11 Dollbibern und 157 Abbildungen fast nur nach Originalaufnahmen des Verfassers sowie einer Kartenbeilage. In Leinwand gebunden M. 8.—

„Es ist keine der üblichen belehrenden Reisebeschreibungen, auch keine jener oberflächlich lebenswürdigen Erlebnisplaudereien, die es dem Leser unmöglich machen, subjektive und Augenblindeindrücke vom Typischen zu sondern. ‚Wanderungen und Stimmungen‘ hat Hoffmeister sein Buch genannt. Aber es gibt mehr. Es gibt ein Volks- und Kulturbild der Länder, die er bereiste, und gibt sie in der frischen Erzählungsweise eines Romanchriftstellers. Malerisch gesehen ist alles, was er vor uns hinstellt, dabei nicht etwa nur impressionistisch von außen her betrachtet, sondern im Wesentlichen gefaßt, im historischen sowohl wie im Gewordenen empfunden. Eine überraschende Fülle von Stoff birgt sich in diesen 250 Seiten, denen viele interessante Abbildungen beigegeben sind.“ (Deutsche Rundschau.)

**Durch Armenien, <sup>eine</sup> Wanderung und der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meere. <sup>Eine militärisch-geographische Studie.</sup> Von Generalleut. z. D. E. von Hoffmeister. Mit 5 Vollbildern, 96 Abbild., 2 Kartenentwürfen sowie 2 Kartenbeilagen. In Leinw. geb. M. 8.—**

„...Wie aus den früheren so spricht auch aus dieser neuen Reise schildering des Verfassers ein starkes Empfinden, und vor allem haben wir es der klassischen Form der Darstellung zu danken, daß auch wir an diesem Glücke des Verfassers teilnehmen und mit ihm ‚die Wunder der Schöpfung‘ genießen können. In stimmungsvollen Akkorden läßt er Natur und Geschichte zu uns reden. . . So ist auch dieses Buch wieder voll von Gedanken über Staat und Kirche, über Sitten und Gebräuche, Volkswirtschaft und soziales Leben und nicht zuletzt über das Heerwesen des Orients, Fragen, die heute vielfach dem Orient nicht allein mehr angehören. Auch hier berühren sich in dem Gedankenkreise des angeregten Wanderers die graue Vorzeit mit der jüngsten Vergangenheit.“ (Frankfurter Zeitung.)

**Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Von Dr. P. Rohrbach.**

Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Mit 47 Abbild. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

„... Abwechselnd werden dem Leser eigene Erlebnisse, politische, ethnographische, und kulturgeschichtliche Betrachtungen in interessanter Weise vorgeführt; man kann mit Recht das Buch als einen vorzüglichen Wegweiser empfehlen, um zu einer gerechten und verständigen Beurteilung der armenischen Frage zu kommen.“ (Dresdner Journal.)

**Das europäische Rußland. Von Prof. Dr. A. Hettner.**

Eine Studie zur Geographie des Menschen. Mit 21 Karten. Geh. M. 4.—, in Leinwand geb. M. 4.60.

„... Es weht ein echt geographischer Zug durch das ganze Buch. Mit großem darstellerischen Geschick führt uns der Verfasser, von der Natur des Landes ausgehend, durch die in ihrem eigenartigen Werdegang auf das nachhaltigste von dem Schauplatze der historischen Ereignisse abhängige Geschichte bis zu den heute Rußland bewohnenden Völkern. Im Anschluß hieran wird überzeugend nachgewiesen, daß eine gerechte und vorurteilsfreie Würdigung der kulturellen und wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten dieser Völker des Zarenreiches gleichfalls nur unter richtiger Würdigung der geographischen Natur des Landes, in welchem diese Verhältnisse wurden, denkbar sei. Kurzum, es wird eine Summe echt geographisch erfahreter Kausalzusammenhänge aufgedeckt, wie wir sie in solcher Vollständigkeit und methodischen Folgerichtigkeit in der bisherigen Literatur über Rußland vergeblich suchen.“ (Zeitschrift d. Gesellschaft f. Erdkunde z. Berlin.)

**Ostasienfahrt. Von Prof. Dr. Franz Doflein. <sup>Erlebnisse und Beobachtungen</sup>**

eines Naturforschers in China, Japan und Ceylon. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln sowie mit 4 Karten. In Leinwand geb. M. 13.—

„... Dofleins Ostasienfahrt gehört zu den allerersten Reise schilderungen, die Ref. überhaupt kennt, die er getrost neben die Darwins stellen möchte, nur daß an Stelle der ersten Bedächtigkeit und Zurückhaltung des Briten das lebhafteste Temperament des Süddeutschen tritt, dem das Herz immer auf der Zunge liegt, und der deshalb auch vor einem kräftigen Wort nicht zurücksteht, wo es die Verhältnisse aus ihm herausdrängen. Es liegt eine solche Fülle feinsten Natur- und Menschenbeobachtung in dem Werk, über das Ganze ist ein solcher Zauber künstlerischer Auffassung gegossen, und allen Eindrücken ist in geradezu meisterhafter Sprache Ausdruck verliehen, daß das Ganze wirkt nicht wie eine Reisebeschreibung, sondern wie ein Kunstwerk, dem der russisch-japanische Krieg, der zur Zeit der Reise gerade wütete, einige dramatische Akzente verleiht. Auch die Ausstattung des Werkes ist eine vorwiegend feinsinnig künstlerische.“ (Die Umschau.)

**Auf Java und Sumatra. Von Prof. Dr. K. Giesenhagen.**

Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Mit 16 farbigen Vollbildern, zahlr. Abbildungen und 1 Karte. Geh. M. 9.—, in Leinw. geb. M. 10.—

„... Zu lernen ist aus dem Buche viel, und der gut disponierte Text wird unterstützt durch eine sehr reichliche und wirklich orientierende Beigebung von Illustrationen. Am schönsten sind die großen Vegetationsbilder, für den nichtbotanischen Liebhaber am interessantesten aber die zahlreich eingestreuten Genreszenen. Sehr angenehm berührt die Vielseitigkeit des Interesses.“ (Preussische Jahrbücher.)

## Eine Australien- und Südseefahrt. Von Dr. A. Daiber.

Mit zahlreichen Abbildungen. In Leinwand geb. M. 7.—

„... Was bislang in deutscher Sprache über Australien geschrieben worden ist, ist äußerst gering und mangelhaft. Erst die gegenwärtige Schrift, die auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle verfaßt worden ist, kann den Anspruch erheben, über Land und Leute des neuen Erdteils, über die Entwicklung und das Leben in Australien und der Südsee in befriedigender und ausführlicher Weise berichten zu können. Die Schrift fesselt vom Anfange bis zum letzten Sage und gewährt dem Lehrer für Erd- und Völkerkunde, ebenso wie dem Naturwissenschaftler und Kaufmann eine reiche Fundgrube tatsächlichen Anschauungsmaterials, daß alle Erscheinungen früherer Jahre in den Schatten stellt.“ (Odd fellow.)

## Geschichten aus Australien. Von Dr. A. Daiber.

In Leinwand geb. M. 3.60.

„... Der Verfasser, ein guter Kenner der australischen Welt, schildert in diesen Erzählungen die interessante Entwicklungsgeschichte des Landes, er zeigt, welche ungeheure Arbeit es gekostet hat, diesen Weltteil der Kultur zu erschließen. Das Buch eignet sich als eine unterhaltende und belehrende Lektüre hervorragend für die reisere Jugend.“ (Leipziger Neueste Nachrichten.)

## Aus Deutsch-Brasilien. Von Dr. Alfred Funke.

Bilder aus dem Leben der Deutschen im Staate Rio Grande do Sul. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte von Rio Grande do Sul. In Leinwand geb. M. 7.—

„... Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter und ein vortrefflicher Feuilletonist. So weiß er, gestützt auf eine mehrjährige Bekanntschaft mit Land und Volk, ein lebendiges Bild von unseren Landsleuten am Rio Grande zu geben. Es ist ein lehrreiches und amüsantes Buch über ein Gebiet, das in den deutschen Kolonisationsbestrebungen eine ganz besondere und zukunftsvolle Rolle spielt.“ (Berliner Tageblatt.)

## Unter den Coroados. Von Dr. Alfred Funke. Eine Geschichte

von deutschen Bauern und brasilianischen Indianern. Mit 6 Vignetten und 6 Vollbildern von A. Wegner. In Leinwand geb. M. 3.20.

„... Der Verfasser erzählt hier von den Zeiten, wo die deutschen Ansiedler mit Art und Pflug in den Urwald eindringen und dabei noch in Berührung mit den Ureinwohnern des Landes kamen, die man dort allgemein Coroados nennt. Aus dem Gegensatz zwischen der Kulturarbeit der deutschen Bauern und dem Herdenleben der Waldindianer erwächst die fesselnde Handlung. Der Verfasser schildert Land und Leute in Brasilien. Von dem Schaffen und Leben der Urwaldpioniere erhalten wir ein lebendiges, wahrheitsgetreues Bild. Auch die Wilden, die handelnd auftreten, sind keine Waldheroen, sondern der Wirklichkeit entsprechend Menschen mit den Instinkten der Wilden, die nichts anerkennen, als die eigenen Wünsche. So zeichnet sich die Darstellung durch die Wahrhaftigkeit und Echtheit des Inhalts aus. Die geschmackvolle Ausstattung macht das Buch zu einem vorzüglichen Geschenk. Wertvoll sind insbesondere die Bilder von A. Wegner, der Land und Leute in treuer, künstlerisch vollendeter Darstellung wiedergibt.“ (Schule u. Haus.)

## Die Polarwelt und ihre Nachbarländer. Von Prof. Dr. Otto Nordenskjöld. Mit 77 Abbildungen und einem farbigen Titelbild.

In Leinwand geb. M. 8.—

„In äußerst geschickter Weise wird der Leser an der Hand einer fesselnden Lektüre mit den eigenartigen Naturverhältnissen dieser merkwürdigsten Gebiete unseres Erdballs vertraut gemacht, er lernt das Eis in den verschiedenen Arten seiner Ausbildung und seiner Wirkung kennen, und er gewinnt Einblick in das materielle und geistige Leben der Polarvölker, vor allem des Eskimovolkes, das auch heute noch häufig unzutreffenderweise für ein auf niedriger Kulturstufe stehendes Volk gehalten wird. Aber auch in die zahlreichen wissenschaftlichen Probleme, die sich an das Polargebiet knüpfen, wird man nahezu spielend eingeführt, und die bisher gegebenen Lösungen dieser Probleme werden in überzeugender Form mitgeteilt, oder eine neue, eigenartige Lösung vom Verfasser selbst gegeben.“ (Deutsche Literaturzeitung.)

# Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher  
Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens  
Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

## Allgemeines Bildungswesen. Erziehung und Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 3. Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch. Mit einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. A. Knabe. (Bd. 85.)

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. A. Knabe. (Bd. 299.)

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Bay. 2. Aufl. Mit 2 Abb. (Bd. 224.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 3. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

Moderne Erziehung in Haus und Schule. Von F. Lews. 2. Aufl. (Bd. 159.)

Großstadtpädagogik. Von F. Lews. (Bd. 327.)

Schulkämpfe der Gegenwart. Von F. Lews. 2. Aufl. (Bd. 111.)

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Bd. 65.)

Vom Hilfschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Fr. Schilling. (Bd. 256.)

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Babst. Mit 21 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 140.)

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. G. Friß. Mit 14 Abb. (Bd. 266.)

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. C. D. Perry. Mit 22 Abb. (Bd. 206.)

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. G. Müller. Mit zahlr. Abb., Karte u. Lageplan. (Bd. 190.)

Volkschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten. Von Dir. Dr. F. Kuyper. Mit 48 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 150.)

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor K. Möller. 2 Bde. Band II: In Vorb. (Bd. 188/189.)

Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd. 96.)

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. J. Petersen. 2 Bde. (Bd. 161. 162.)

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. B. Ratorb. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis u. 1 Briefabf. (Bd. 250.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildnis Herbarts. (Bd. 164.)

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von A. von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)

## Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von weil. Prof. Dr. R. Fischer. 2. Aufl. von Prof. Dr. G. Lüders. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. F. v. Regelein. 2. Aufl. (Bd. 95.)

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. E. Lehmann. (Bd. 217.)

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. G. Freiherr von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd. 6.)

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

- Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Gymnasialoberlehrer Dr. P. Thomßen. Mit 36 Abb. (Bd. 260.)
- Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 2. Aufl. (Bd. 52)
- Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. H. Weinel. 3. Aufl. (Bd. 46.)
- Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. P. Mehlhorn. 2. Aufl. (Bd. 137.)
- Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor C. Bonhoff. (Bd. 89.)
- Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Bött. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
- Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. E. Fischer. (Bd. 309.)
- Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. R. Sell. 2 Bde. (Bd. 297. 298.)
- Aus der Vorzeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. F. Geffken. 2. Aufl. (Bd. 54.)
- Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. S. Boehmer. 2. Aufl. Mit 2 Bildn. Luthers. (Bd. 113.)
- Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Eobdeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
- Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. S. Boehmer. 2. Aufl. (Bd. 49.)
- Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. S. Braasch. 2. Auflage. (Bd. 66.)
- Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. P. Kalweit. (Bd. 225.)
- Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. A. Pfannkuche. 2. Aufl. (Bd. 141.)
- Einführung in die Theologie: Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)

## Philosophie und Psychologie.

- Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. R. Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)
- Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor S. Richert. (Bd. 186.)
- Kephele. Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)
- Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn. 2. Aufl. Mit 6 Bildn. (Bd. 176.)
- Griechische Weltanschauung. Von Privatdoz. Dr. M. Wundt. (Bd. 329.)
- Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. L. Buisse. 5. Aufl., herausgegeben von Prof. Dr. R. Falkenberg. (Bd. 56.)
- Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. D. Külpe. 5. Aufl. (Bd. 41.)
- Mouffseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. Mit 1 Bildn. (Bd. 180.)
- Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. D. Külpe. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 146.)
- Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Von Realschuldirektor S. Richert. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 81.)
- Herbert Spencer. Von Dr. R. Schwarze. Mit 1 Bildn. (Bd. 245.)
- Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Aufl. (Bd. 12.)
- Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von weil. Prof. Dr. D. Riern. 2. Aufl. (Bd. 177.)
- Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. R. Berworn. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)
- Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)
- Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömmner. (Bd. 199.)

## Literatur und Sprache.

- Die Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof. Dr. F. R. Find. (Bd. 267.)
- Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von weil. Prof. Dr. F. R. Find. (Bd. 268.)
- Rhetorik. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Von Dr. E. Geisler. (Bd. 310.)
- Wie wir sprechen. Von Dr. E. Richter. (Bd. 354.)

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

- |  |   |
|--|---|
| <p>Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)</p> <p>Das deutsche Volkslied. Aber Wesen und Werden des deutschen Volksliedes. Von Dr. F. W. Bruhner. 4. Aufl. (Bd. 7.)</p> <p>Die deutsche Volks Sage. Von Dr. D. Böckel. (Bd. 262.)</p> <p>Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gähde. Mit 20 Abb. (Bd. 230.)</p> <p>Das Drama. Von Dr. B. Busse. Mit Abbildungen. 2 Bde. (Bd. 287/288.)</p> <p>Bd. I: Von der Antike zum französischen Klassizismus. (Bd. 287.)</p> <p>Bd. II: Von Versailles bis Weimar. (Bd. 288.)</p> <p>Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. S. Spiero. (Bd. 254.)</p> | <p>Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit Bildnis Schillers. 2. Aufl. (Bd. 74.)</p> <p>Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 3. Aufl. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 51.)</p> <p>Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. D. F. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)</p> <p>Friedrich Hebbel. Von Dr. A. Schapire-Neurath. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 238.)</p> <p>Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulzer-Gebing. Mit 1 Bildn. Gerhart Hauptmanns. (Bd. 283.)</p> <p>Henrik Ibsen, Bjørnstjerne Bjørnson und ihre Zeitgenossen. Von weil. Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)</p> <p>Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. E. Steper. Mit 3 Taf. u. 3 Textb. (Bd. 185.)</p> |
|--|---|

## Bildende Kunst und Musik.

- |   |  |
|---|--|
| <p>Vau und Leben der bildenden Kunst. Von Dir. Prof. Dr. Th. Kolbehr. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)</p> <p>Die Ästhetik. Von Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)</p> <p>Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. Von Dr. E. Cohn-Wiener. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 317/318.)</p> <p>Band I: Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 57 Abb. (Bd. 317.)</p> <p>Band II: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Mit 31 Abb. (Bd. 318.)</p> <p>Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Relieffarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. S. Wachtler. Mit 8 Taf. u. 32 Abb. (Bd. 272.)</p> <p>Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. 3. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 8.)</p> <p>Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 62 Abb. u. 3 Taf. (Bd. 326.)</p> <p>Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. R. Kaupisch. Mit 35 Abb. (Bd. 44.)</p> <p>Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. B. Saendke. Mit 63 Abb. (Bd. 198.)</p> <p>Albrecht Dürer. Von Dr. R. Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)</p> <p>Rembrandt. Von Prof. Dr. P. Schuring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)</p> | <p>Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. Von Dr. S. Janzen. Mit zahlr. Abbild. (Bd. 373.)</p> <p>Orientalische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. (Bd. 87.)</p> <p>Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 77.)</p> <p>Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Chr. Rand. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)</p> <p>Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. S. Rietsch. (Bd. 178.)</p> <p>Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. E. R. Hennig. (Bd. 119.)</p> <p>Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. Von Prof. Dr. D. Pie. (Bd. 325.)</p> <p>Geschichte der Musik. Von Dr. F. Spiero. (Bd. 143.)</p> <p>Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. C. Krebs. Mit 4 Bildn. (Bd. 92.)</p> <p>Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Fstel. Mit 1 Silhouette. (Bd. 239.)</p> <p>Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Dr. E. Fstel. Mit 1 Bildnis R. Wagners. (Bd. 330.)</p> <p>Das moderne Orchester in seiner Entwicklung. Von Prof. Dr. F. Volbach. Mit Partiturbeisp. u. 2 Instrumententab. (Bd. 308.)</p> |
|---|--|

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

### Geschichte und Kulturgeschichte.

- Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. B. Gauer. (Bd. 356.)
- Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. E. Siebarth. 2. Aufl. Mit 23 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 131.)
- Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 2. Aufl. Mit 62 Abb. (Bd. 114.)
- Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdoz. Dr. L. Bloch. 2. Aufl. (Bd. 22.)
- Roms Kampf um die Welt Herrschaft. Von Prof. Dr. J. Kromayer. (Bd. 368.)
- Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdoz. Dr. R. Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)
- Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 75.)
- Mittelalterliche Kulturideale. Von Prof. Dr. B. Nebel. 2 Bde. Bd. I: Heldenleben. (Bd. 292.) Bd. II: Ritterromantik. (Bd. 293.)
- Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. E. Otto. 2. Aufl. Mit 27. Abb. (Bd. 45.)
- Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
- Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Reg.-Baum. a. D. A. Erbe. Mit 59 Abb. (Bd. 117.)
- Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)
- Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. R. Meringer. Mit 106 Abb. (Bd. 116.)
- Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Reg.-Baum. Chr. Mand. Mit 70 Abb. (Bd. 121.)
- Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. G. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)
- Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dir. Dr. E. Otto. 3. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)
- Deutsche Volksfeste und Volksitten. Von H. S. Rehm. Mit 11 Abb. (Bd. 214.)
- Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer C. Spieß. (Bd. 342.)
- Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)
- Die Münze als hist. Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)
- Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)
- Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. D. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)
- Das Zeitungswesen. Von Dr. H. Diez. (Bd. 328.)
- Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 3. Aufl. Mit 1 Weltk. (Bd. 26.)
- Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. D. Weber. (Bd. 123. 124.)
- Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. Mit 2 Bildn. (Bd. 246.)
- Geschichte der Französischen Revolution. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. (Bd. 346.)
- Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 195.)
- Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh. Von Prof. Dr. R. Th. v. Seigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)
- Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)
- Die Reaktion und die neue Ara. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. R. Schwemer. (Bd. 101.)
- Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. (Bd. 102.)
1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. D. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)
- Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charnak. 2 Bde. [I 2. Aufl.] Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242). Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)
- Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. Mit 19 Bildn. (Bd. 174.)
- Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. (Bd. 147.)
- Die Amerikaner. Von N. M. Butler. Deutsche Ausg. bes. von Prof. Dr. W. Passkowsky. (Bd. 319.)

**Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert.** Von Major D. v. Sothen. Mit 9 Übersichten! (Wb. 59.)  
**Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik.** Von Hauptmann A. Meyer. Mit 3 Abb. (Wb. 271.)  
**Der Seekrieg.** Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis

zur Gegenwart. Von R. Freiherrn von Malshahn, Vize-Admiral a. D. (Wb. 99.)  
**Die moderne Friedensbewegung.** Von A. S. Fried. (Wb. 157.)  
**Die moderne Frauenbewegung.** Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. R. Schirmacher. 2. Aufl. (Wb. 67.)

**Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.**

**Deutsches Fürstentum und dtsch. Verfassungsw.** Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. (Wb. 80.)

**Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches.** Von Prof. Dr. E. Loening. 3. Aufl. (Wb. 34.)

**Moderne Rechtsprobleme.** Von Prof. Dr. F. Kohler. (Wb. 128.)

**Die Psychologie des Verbrechens.** Von Dr. P. Pollig. Mit 5 Diagrammen. (Wb. 248.)

**Strafe und Verbrechen.** Von Dr. P. Pollig. (Wb. 323.)

**Verbrechen und Aberglaube.** Skizzen aus der volkstümlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsrat Dr. A. Hellwig. (Wb. 212.)

**Das deutsche Zivilprozessrecht.** Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Wb. 315.)

**Ehe und Eherecht.** Von Prof. Dr. L. Wahrmund. (Wb. 115.)

**Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland.** Von Patentanw. B. Tolksdorf. (Wb. 138.)

**Die Miete nach dem B. G.-B.** Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Wb. 194.)

**Das Wahlrecht.** Von Reg.-Rat Dr. O. Poensgen. (Wb. 249.)

**Die Jurisprudenz im häuslichen Leben.** Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanw. P. Dienengraber. 2 Bde. (Wb. 219, 220.)

**Finanzwissenschaft.** Von Prof. Dr. S. P. Altmann. (Wb. 306.)

**Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung.** Von G. Maier. 4. Aufl. (Wb. 2.)

**Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrh.** Von Privatdoz. Dr. Fr. Mucke. 2 Bände. (Wb. 269, 270.) Band I: Der rationale Sozialismus. (Wb. 269.) Band II: Froudhon und der entwicklungs-geschichtliche Sozialismus. (Wb. 270.)

**Geschichte des Welthandels.** Von Prof. Dr. M. G. Schmidt. 2. Aufl. (Wb. 118.)

**Geschichte d. deutschen Handels.** Von Prof. Dr. W. Langenbed. (Wb. 237.)

**Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft.** Von Prof. Dr. P. Arndt. (Wb. 179.)

**Deutsches Wirtschaftsleben.** Auf geographischer Grundlage geschildert. Von weif. Prof. Dr. Chr. Gruber. 3. Aufl. Neubearb. von Dr. F. Reinlein. (Wb. 42.)

**Die Ostmark.** Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Wb. 351.)

**Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrh.** Von Prof. Dr. L. Pöhle. 2. Aufl. (Wb. 57.)

**Das Hotelwesen.** Von Paul Damm-Étienne. Mit 30 Abb. (Wb. 331.)

**Die deutsche Landwirtschaft.** Von Dr. W. Glaasen. Mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Wb. 216.)

**Innere Kolonisation.** Von A. Brenning. (Wb. 261.)

**Antike Wirtschaftsgeschichte.** Von Dr. O. Neurath. (Wb. 258.)

**Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben.** Von Prof. J. L. Laughlin. Mit 9 graph. Darst. (Wb. 127.)

**Die Japaner in der Weltwirtschaft.** Von Prof. Dr. R. Rathgen. 2. Aufl. (Wb. 72.)

**Die Gartenstadtbewegung.** Von Generalsek. S. Kampffmeyer. Mit 43 Abb. (Wb. 259.)

**Das internationale Leben der Gegenwart.** Von A. S. Fried. Mit 1 Tafel. (Wb. 226.)

**Bevölkerungslehre.** Von Prof. Dr. M. Haushofer. (Wb. 50.)

**Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.** Von Prof. Dr. O. v. Ziwiedined-Südenhorst. 2. Aufl. (Wb. 78.)

**Das Recht der kaufmännischen Angestellten.** Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Wb. 361.)

**Die Konsumgenossenschaft.** Von Prof. Dr. F. Staubinger. (Wb. 222.)

**Die Frauenarbeit.** Ein Problem des Kapitalismus. Von Prof. Dr. R. Wilbrandt. (Wb. 106.)

**Grundzüge des Versicherungswesens.** Von Prof. Dr. A. Manes. 2. Aufl. (Wb. 105.)

**Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900** (fortgeführt bis zur Gegenwart). Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. W. Loh. 3. Aufl. (Bd. 15.)

**Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung.** Von Postr. J. Brunä. (Bd. 165.)  
**Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung.** Von Postr. J. Brunä. Mit 4 Fig. (Bd. 183.)  
**Deutsche Schifffahrt und Schifffahrtspolitik der Gegenwart.** Von Prof. Dr. R. Thieß. (Bd. 169.)

**Erdfunde.**

**Mensch und Erde.** Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von weil. Prof. Dr. A. Kirchhoff. 3. Aufl. (Bd. 31.)

**Obseegebiet.** Von Privatdozent Dr. G. Braun. (Bd. 367.)

**Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch.** Von Prof. Dr. G. Steinmann. Mit 24 Abb. (Bd. 302.)

**Die Alpen.** Von S. Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)

**Die Polarforschung.** Geschichte der Entdeckungstouren zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. R. Hassert. 2. Aufl. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)

**Die deutschen Kolonien.** (Land und Leute.) Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 98.)

**Die Städte.** Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. R. Hassert. Mit 21 Abb. (Bd. 163.)

**Äußere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen.** Im Lichte der Erdfunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)

**Wirtschaftl. Erdfunde.** Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 2. Aufl. Bearbeitet von Prof. Dr. R. Dove. (Bd. 122.)

**Australien und Neuseeland** Land, Leute und Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. (Bd. 366.)

**Politische Geographie.** Von Dr. G. Schöne. (Bd. 353.)

**Der Orient. Eine Länderkunde.** Von E. Banse. 3 Bde. Mit zahlr. Abb. u. 6 Karten. (Bd. 277, 278, 279.)

**Die deutschen Volksstämme und Landschaften.** Von Prof. Dr. D. Weise. 4. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 16.)

**Band I: Die Atlasländer.** Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abb., 10 Kartenfzissen, 3 Diagr. u. 1 Tafel. (Bd. 277.)

**Band II: Der arabische Orient.** Mit 29 Abb. u. 7 Diagr. (Bd. 278.)

**Band III: Der arische Orient.** Mit 34 Abb., 3 Kartenfzissen u. 2 Diagr. (Bd. 279.)

**Anthropologie. Heilwissenschaft und Gesundheitslehre.**

**Der Mensch der Urzeit.** Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 62.)

**Mit 68 Abb.** (Bd. 203.) **IV. Teil: Die Eingeweide** (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)

**Die moderne Heilwissenschaft.** Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. C. Biernadi. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

**V. Teil: Statik und Mechanik** des menschlichen Körpers. Mit 20 Abb. (Bd. 263.)

**Der Arzt.** Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfadensbuch der sozialen Medizin. Von Dr. med. M. Fürst. (Bd. 265.)

**Moderne Chirurgie.** Von Prof. Dr. F. Fessler. Mit Abb. (Bd. 339.)

**Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahre für Gesundheit und Leben.** Von Prof. Dr. D. von Sansemann. (Bd. 83.)

**Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre.** Von weil. Prof. Dr. G. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

**Arzneimittel und Genußmittel.** Von Prof. Dr. D. Schmiedeberg. (Bd. 363.)

**Herz, Blutgefäße und Blut** und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. G. Hofin. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)

**Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers.** Von Prof. Dr. J. Sachs. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 32.)

**Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege.** Von Zahnarzt Fr. Jäger. Mit 24 Abb. (Bd. 229.)

**Die Anatomie des Menschen.** Von Prof. Dr. R. v. Bardeleben. 5 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 201, 202, 203, 204, 263.)

**Körperliche Verbildungen im Kindesalter und ihre Verhütung.** Von Dr. M. David. Mit 26 Abb. (Bd. 321.)

**I. Teil: Allg. Anatomie und Entwicklungsgeschichte.** Mit 69 Abb. (Bd. 201.) **II. Teil: Das Skelett.** Mit 53 Abb. (Bd. 202.) **III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem.**

**Schulhygiene.** Von Prof. Dr. S. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd. 96.)

**Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele** in gesundem und krankem Zustande. Von Prof. Dr. R. Bander. 2. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 48.)

- Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. F. R. Preibig. 2. Aufl. Mit 30 Abb. (Bd. 27.)
- Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. med. G. Abelzborff. Mit 15 Abb. (Bd. 149.)
- Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. P. S. Gerber. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 136.)
- Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generalarzt Prof. Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 4 Abb. und 1 Tafel. (Bd. 251.)
- Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generalarzt Prof. Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)
- Die krankheitsregenden Bakterien. Von Privatdoz. Dr. M. Voehlein. Mit 33 Abb. (Bd. 307.)
- Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. G. F. Berg. (Bd. 151.)
- Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. B. Leid. (Bd. 152.)
- Gesundheitslehre für Frauen. Von weibl. Privatdoz. Dr. R. Sticher. Mit 13 Abb. (Bd. 171.)
- Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. W. Kaup. Mit 17 Abb. (Bd. 154.)
- Der Alkoholismus. Von Dr. G. B. Gruber. Mit 7 Abb. (Bd. 103.)
- Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weibl. Prof. Dr. F. Frenkel. 2. Aufl. Neu bearb. von Geh. Rat Prof. Dr. N. Junz. Mit 7 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 19.)
- Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. H. Bander. 3. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 13.)

**Naturwissenschaften. Mathematik.**

- Naturwissenschaften u. Mathematik im Kassischen Altertum. Von Prof. Dr. Joh. L. Heiberg. (Bd. 370.)
- Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. F. Auerbach. 3. Aufl. Mit 79 Fig. (Bd. 40.)
- Die Lehre von der Energie. Von Dr. A. Stein. Mit 13 Fig. (Bd. 257.)
- Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. G. Mie. 3. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 58.)
- Die großen Physiker und ihre Leistungen. Von Prof. Dr. F. A. Schulze. Mit 7 Abb. (Bd. 324.)
- Wendegang der modernen Physik. Von Dr. S. Keller. (Bd. 343.)
- Einführung in die Experimentalphysik. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit zahlr. Abb. (Bd. 371.)
- Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. L. Graeb. 3. Aufl. Mit 117 Abb. (Bd. 17.)
- Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. R. Börnstein u. Prof. Dr. W. Markwald. 2. Aufl. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)
- Die optischen Instrumente. Von Dr. M. v. Rohr. 2. Aufl. Mit 84 Abb. (Bd. 88.)
- Die Brille. Von Dr. M. von Rohr. Mit zahlr. Abb. (Bd. 372.)
- Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abb. (Bd. 284.)
- Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abb. (Bd. 35.)
- Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Th. Hartwig. Mit 40 Abb. u. 19 Taf. (Bd. 135.)
- Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abb. (Bd. 172.)
- Die Kälte, ihr Wesen, ihre Erzeugung und Verwertung. Von Dr. S. Mit. Mit 45 Abb. (Bd. 311.)
- Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimentalchemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abb. (Bd. 5.)
- Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. D. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
- Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Babinik. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)
- Die Erscheinungen des Lebens. Von Prof. Dr. S. Mische. Mit 40 Fig. (Bd. 130.)
- Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse. 3. Aufl. Mit 37 Fig. (Bd. 39)
- Experimentelle Biologie. Von Dr. C. Thejling. Mit Abb. 2 Bde. Band I: Experimentelle Zellforschung. (Bd. 336.) Band II: Regeneration, Transplantation und verwandte Gebiete. (Bd. 337.)
- Einführung in die Biochemie. Von Prof. Dr. W. Göb. (Bd. 352.)
- Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. C. Leichmann. Mit 7 Abb. u. 4 Doppeltaf. (Bd. 70.)
- Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. P. Gisevius. Mit 24 Abb. (Bd. 173.)

- Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen.** Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)
- Unsere wichtigsten Kulturpflanzen Die Getreidearten.** Von Prof. Dr. R. Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Fig. (Bd. 10.)
- Die fleischfressenden Pflanzen.** Von Dr. A. Wagner. Mit 15 Abb. (Bd. 344.)
- Der deutsche Wald.** Von Prof. Dr. F. Hausrath. Mit 15 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 153.)
- Die Pilze.** Von Dr. A. Eichinger. Mit 54 Abb. (Bd. 334.)
- Weinbau und Weinbereitung.** Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)
- Der Obstbau.** Von Dr. E. Voges. Mit 13 Abb. (Bd. 107.)
- Unsere Blumen und Pflanzen im Zimmer.** Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 359.)
- Unsere Blumen und Pflanzen im Garten.** Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 360.)
- Kolonialbotanik.** Von Prof. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
- Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke.** Von Prof. Dr. A. Wierer. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 132.)
- Die Milch und ihre Produkte.** Von Dr. A. Reich. (Bd. 326.)
- Die Pflanzenwelt des Mikroskops.** Von Bürgerchullehrer E. Reukauf. Mit 100 Abb. (Bd. 181.)
- Die Tierwelt des Mikroskops (die Artiere).** Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 39 Abb. (Bd. 160.)
- Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt.** Von Prof. Dr. R. Kraepelin. (Bd. 79.)
- Der Kampf zwischen Mensch und Tier.** Von Prof. Dr. R. Caslein. 2. Aufl. Mit 51 Fig. (Bd. 18.)
- Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie.** Von weil. Privatdoz. Dr. R. Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
- Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere.** Von Prof. Dr. W. Lubowich. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)
- Die Stammesgeschichte unserer Säugetiere.** Von Prof. Dr. C. Keller. Mit 28 Fig. (Bd. 252.)
- Die Fortpflanzung der Tiere.** Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 77 Abb. (Bd. 253.)
- Tierzüchtung.** Von Dr. G. Wilsdorf. (Bd. 369.)
- Deutsches Vogelleben.** Von Prof. Dr. A. Voigt. (Bd. 221.)
- Vogelzug und Vogelschutz.** Von Dr. W. R. Scharf. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)
- Korallen und andere gesteinsbildende Tiere.** Von Prof. Dr. W. May. Mit 455 Abb. (Bd. 231.)
- Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere.** Von Prof. Dr. O. Maas. Mit 11 Karten u. Abb. (Bd. 139.)
- Die Bakterien.** Von Prof. Dr. E. Gutzeit. Mit 13 Abb. (Bd. 233.)
- Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt.** Von Prof. Dr. R. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)
- Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus).** Von Dr. Fr. Knauer. Mit 37 Fig. (Bd. 148.)
- Die Ameisen.** Von Dr. Fr. Knauer. Mit 61 Fig. (Bd. 94.)
- Das Süßwasser-Plankton.** Von Prof. Dr. O. Zacharias. 2. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 156.)
- Meeresforschung und Meeresleben.** Von Dr. O. Fauson. 2. Aufl. Mit 41 Fig. (Bd. 30.)
- Das Aquarium.** Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd. 335.)
- Wind und Wetter.** Von Prof. Dr. L. Weber. 2. Aufl. Mit 28 Fig. u. 3 Tafeln. (Bd. 55.)
- Gut und schlecht Wetter.** Von Dr. R. Genung. (Bd. 349.)
- Der Kalender.** Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
- Der Bau des Weltalls.** Von Prof. Dr. F. Scheiner. 3. Aufl. Mit 26 Fig. (Bd. 24.)
- Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft.** Von Prof. Dr. B. Weinstein. (Bd. 223.)
- Aus der Vorzeit der Erde.** Von Prof. Dr. Fr. Frech. In 6 Bdn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abbildungen. (Bd. 207—211, 61.)  
Band I: Vulkane einst und jetzt. Mit 80 Abb. (Bd. 207.) Band II: Gebirgsbau und Erdbeben. Mit 57 Abb. (Bd. 208.) Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Mit 51 Abb. (Bd. 209.) Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Abb. (Bd. 210.) Band V: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 211.) Band VI: Gletscher einst und jetzt. 2. Aufl. (Bd. 51.)
- Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.** Von Prof. Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abb. (Bd. 110.)
- Probleme der modernen Astronomie.** Von Prof. Dr. S. Oppenheim. (Bd. 355.)
- Die Sonne.** Von Dr. A. Frause. Mit zahlreichen Abb. (Bd. 357.)
- Der Mond.** Von Prof. Dr. F. Franz. Mit 31 Abb. (Bd. 90.)
- Die Planeten.** Von Prof. Dr. B. Peter. Mit 18 Fig. (Bd. 240.)

- Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht.** Von Prof. Dr. P. Cranz. In 2 Bdn. Mit zahlr. Fig. (Bd. 120. 205.) I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Aufl. Mit 9 Fig. (Bd. 120.) II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexer Zahlen. Binomischer Lehrsatz. 2. Aufl. Mit 21 Fig. (Bd. 205.)
- Praktische Mathematik.** Von Dr. H. Neundorff. I. Teil: Graphisches u. numerisches Rechnen. Mit 62 Figuren und 1 Tafel. (Bd. 341.)
- Planimetrie zum Selbstunterricht.** Von Prof. Dr. P. Cranz. Mit 99 Fig. (Bd. 340.)
- Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht.** Von Prof. Dr. G. Nowalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)
- Mathematische Spiele.** Von Dr. W. Ahrens. 2. Aufl. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)
- Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien.** Von Dr. M. Lange. Mit den Bildnissen E. Lasfers und B. Morphy's, 1 Schachbrettafel und 43 Darst. von Übungsspielen. (Bd. 281.)

### Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

- Am laufenden Webstuhl der Zeit.** Von Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 23.)
- Bilder aus der Ingenieurtechnik.** Von Baurat R. Merdel. Mit 43 Abb. (Bd. 60.)
- Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit.** Von Baurat R. Merdel. 2. Aufl. Mit 55 Abb. (Bd. 28.)
- Die Handfeuerwaffen. Ihre Entwicklung und Technik.** Von Hauptmann R. Weiß. Mit 69 Abb. (Bd. 364.)
- Der Eisenbetonbau.** Von Dipl.-Ing. E. Saimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)
- Das Eisenhüttenwesen.** Von Geh. Bergrat Prof. Dr. S. Bedding. 3. Aufl. Mit 15 Fig. (Bd. 20.)
- Die Metalle.** Von Prof. Dr. R. Scheid. 2. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
- Mechanik.** Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Fhering. 3 Bde. (Bd. 303/305.) Band I: Die Mechanik der festen Körper. Mit 61 Abb. (Bd. 303.) Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. Mit 34 Abb. (Bd. 304.) Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorb.) (Bd. 305.)
- Maschinenelemente.** Von Prof. R. Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
- Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper.** Von Prof. R. Vater. Mit 67 Abb. (Bd. 196.)
- Dampf und Dampfmaschine.** Von Prof. R. Vater. 2. Aufl. Mit 45 Abb. (Bd. 69.)
- Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen).** Von Prof. R. Vater. 3. Aufl. Mit 33 Abb. (Bd. 21.)
- Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen.** Von Prof. R. Vater. 2. Aufl. Mit 48 Abb. (Bd. 86.)
- Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte.** Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Fhering. Mit 73 Fig. (Bd. 228.)
- Landwirtsch. Maschinenkunde.** Von Prof. Dr. G. Fischer. Mit 62 Abb. (Bd. 316.)
- Die Spinnerei.** Von Dir. Prot. M. Lehmann. Mit Abb. (Bd. 338.)
- Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart.** Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. E. Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)
- Die Klein- und Straßenbahnen.** Von Oberingenieur a. D. A. Liebmann. Mit 85 Abb. (Bd. 322.)
- Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens.** Von Ing. R. Blau. 2. Aufl. Mit 83 Abb. (Bd. 166.)
- Grundlagen der Elektrotechnik.** Von Dr. R. Blochmann. Mit 128 Abb. (Bd. 168.)
- Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung.** Von Telegrapheninsp. S. Bric. Mit 58 Abb. (Bd. 235.)
- Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik.** Von Telegrapheninsp. S. Bric. Mit 43 Abb. (Bd. 285.)
- Die Funkentelegraphie.** Von Oberpostpraktikant S. Thurn. Mit 53 Zluftr. (Bd. 167.)
- Nautik.** Von Dir. Dr. J. Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)
- Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung.** Von Dr. R. Nimsühr. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)
- Die Beleuchtungsarten der Gegenwart.** Von Dr. W. Brück. Mit 155 Abb. (Bd. 108.)
- Heizung und Lüftung.** Von Ingenieur J. E. Mayer. Mit 40 Abb. (Bd. 241.)

- Industrielle Feuerungsanlagen und Dampfkessel.** Von Ingenieur J. E. Mayer. (Bd. 348.)
- Die Uhr.** Von Reg.-Bauführer a. D. S. Bod. Mit 47 Abb. (Bd. 216.)
- Wie ein Buch entsteht.** Von Prof. A. W. Unger. 3. Aufl. Mit 7 Taf. u. 26 Abb. (Bd. 175.)
- Einführung in die chemische Wissenschaft.** Von Prof. Dr. W. Vöb. Mit 16 Fig. (Bd. 264.)
- Bilder aus der chemischen Technik.** Von Dr. A. Müller. Mit 24 Abb. (Bd. 191.)
- Der Luftstickstoff und seine Verwertung.** Von Prof. Dr. R. Kaiser. Mit 13 Abb. (Bd. 313.)
- Agrikulturchemie.** Von Dr. P. Kricher. Mit 21 Abb. (Bd. 314.)
- Die Bierbrauerei.** Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)
- Chemie und Technologie der Sprengstoffe.** Von Prof. Dr. R. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)
- Photochemie.** Von Prof. Dr. G. Rummell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)
- Die Kinematographie.** Von Dr. S. Lehmann. (Bd. 358.)
- Elektrochemie.** Von Prof. Dr. R. Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)
- Die Naturwissenschaften im Haushalt.** Von Dr. J. Bongardt. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 125, 126.)
- I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie?** Mit 31 Abb. (Bd. 125.) **II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung?** Mit 17 Abb. (Bd. 126.)
- Chemie in Küche und Haus.** Von weil. Prof. Dr. G. Abel. 2. Aufl. von Dr. J. Klein. Mit 1 Doppeltafel. (Bd. 76.)

# Die Kultur der Gegenwart ihre Entwicklung und ihre Ziele

Herausgegeben von Professor Paul Hinneberg

Von Teil I und II sind erschienen:

## Teil I, Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der

Abt. 1:

### Gegenwart.

Bearb. von: W. Lexis, Fr. Paulsen, G. Schöppa, G. Kerschens- steiner, A. Matthias, H. Gaudig, W. v. Dyck, E. Pallat, K. Kraepelin, J. Lessing, O. N. Witt, P. Schlenther, G. Göhler, K. Bücher, R. Pietschmann, F. Milkau, H. Diels. 2. Aufl. (XIV u. 716 S.) Lex.-8. 1912. Geh. M. 18.—, in Leinwand geb. M. 20.—

„Die berufensten Fachleute reden über ihr Spezialgebiet in künstlerisch so hoch- stehender, dabei dem Denkenden so leicht zugehender Sprache, zudem mit einer solchen Konzentration der Gedanken, daß Seite für Seite nicht nur hohen künstlerischen Genuß verschafft, sondern einen Einblick in die Einzelgebiete verstatet, der an Intensität kaum von einem anderen Werke übertroffen werden könnte.“ (Nationalzeitung, Basel.)

Teil I,

## Die orientalischen Religionen.

Abt. 3, I:

Bearb. von: E. Lehmann, A. Erman, C. Bezold, H. Oldenberg, J. Goldziher, A. Grünwedel, J. J. M. de Groot, K. Florenz, H. Haas. (VII u. 267 S.) Lex.-8. 1906. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—

„Auch dieser Band des gelehrten Werkes ist zu inhaltvoll und zu vielseitig, um auf kurzem Raum gewürdigt werden zu können. Auch er kommt den Interessen des bildungsbedürftigen Publikums und der Gelehrtenwelt in gleichem Maße entgegen. . . Die Zahl und der Klang der Namen aller beteiligten Autoren bürgen dafür, daß ein jeder nur vom Besten das Beste zu geben bemüht war.“ (Berliner Tageblatt.)

Teil I,

## Geschichte der christlichen Religion.

Abt. 4, I:

Mit Einleitung: Die dische Religion. Bearbeitet von J. Wellhausen, A. Jülicher, A. Harnack, N. Bonwetsch, K. Müller, A. Ehrhard, E. Troeltsch. 2., stark vermehrte und verbesserte Auflage. (X u. 792 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 18.—, in Leinwand geb. M. 20.—

# Die Kultur der Gegenwart

**Teil I. Systematische christliche Religion.** Bearbeitet von: E. Troeltsch, J. Pohle,

**Abt. 4. II:** J. Mausbach, C. Krieg, W. Herrmann, R. Seeberg, W. Faber, H. J. Holtzmann. 2., verb. Auflage. (VIII u. 279 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 6.60, in Leinwand geb. M. 8.—

„... Die Arbeiten des ersten Teiles sind sämtlich, dafür bürgt schon der Name der Verfasser, ersten Ranges. Am meisten Aufsehen zu machen verspricht Troeltsch, Aufriß der Geschichte des Protestantismus und seiner Bedeutung für die moderne Kultur. . . . Alles in allem, der vorliegende Band legt Zeugnis ab dafür, welche bedeutende Rolle für die Kultur der Gegenwart Christentum und Religion spielen.“ (Zeitschr. f. Kirchengeschichte.)

**Teil I. Allgemeine Geschichte der Philosophie.** Bearbeitet v.: W. Wundt,

**Abt. 5.** H. Oldenberg, J. Goldziher, W. Grube, T. Jnouye, H. v. Arnim, Cl. Baeumker. W. Winkelband. (VIII u. 572 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—

„... Man wird nicht leicht ein Buch finden, das, wie die ‚Allgemeine Geschichte der Philosophie‘ von einem gleich hohen überblickenden und umfassenden Standpunkt aus, mit gleicher Klarheit und Tiefe und dabei in fesselnder Darstellung eine Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bei den primitiven Völkern bis in die Gegenwart und damit eine Geschichte des geistigen Lebens überhaupt gibt.“ (Zeitschrift f. lateinl. höh. Schulen.)

**Teil I. Systematische Philosophie.** Bearbeitet von: W. Dilthey, A. Riehl, W. Wundt, W. Ostwald,

**Abt. 6:** H. Ebbinghaus, R. Eucken, Fr. Paulsen, W. Münch, Th. Lipps. 2. Aufl. (X u. 435 S.) Lex.-8. 1908. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

„Hinter dem Rücken jedes der philosophischen Forscher steht Kant, wie er die Welt in ihrer Totalität dachte und erlebte; der ‚neukantische‘, rationalisierte Kant scheint in den Hintergrund treten zu wollen, und in manchen Köpfen geht bereits das Licht des gesamten Weltlebens auf.“ (Archiv für systematische Philosophie.)

„Um es gleich vorweg zu sagen: Von philosophischen Büchern, die sich einem außerhalb der engen Fachkreise stehenden Publikum anbieten, wüßte ich nichts Besseres zu nennen als diese Systematische Philosophie.“ (Pädagogische Zeitung.)

**Teil I. Die orientalischen Literaturen.** Bearbeitet von: E. Schmidt, A. Erman, C. Bezold, H. Gunkel, Th. Nöldeke, M. J. de Goeje, R. Pischel, K. Geldner, P. Horn, F. N. Finck, W. Grube, K. Florenz. (IX u. 419 S.) Lex.-8. 1906. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—

„... So bildet dieser Band durch die Klarheit und Übersichtlichkeit der Anlage, Knappheit der Darstellung, Schönheit der Sprache ein in hohem Grade geeignetes Hilfsmittel zur Einführung in das Schrifttum der östlichen Völker, die gerade in den letzten Jahrzehnten unser Interesse auf sich gelenkt haben.“ (Leipziger Zeitung.)

**Teil I. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.** Bearbeitet von: U. v. Wilamowitz-Moellendorf, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. 3. Auflage. (VIII u. 582 S.) Lex.-8. 1912. Geh. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—

„Das sei allen sechs Beiträgen nachgerühmt, daß sie sich dem Zwecke des Gesamtwerkes in geradezu bewundernswerter Weise angepaßt haben: immer wieder wird des Lesers Blick auf die großen Zusammenhänge hingelenkt, die zwischen der klassischen Literatur und Sprache und unserer Kultur bestehen.“ (Byzantinische Zeitschrift.)

**Teil I. Die osteuropäischen Literaturen** und die slawischen Sprachen. Bearbeitet

**Abt. 9:** von: V. v. Jagić, A. Wesselovsky, A. Brückner, J. Máchal, M. Murko, A. Thumb, Fr. Riedl, E. Setälä, G. Suits, A. Bezzenger, E. Wolter. (VIII u. 396 S.) Lex.-8. 1908. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

„... Eingeleitet wird der Band mit einer ausgezeichneten Arbeit Jagićs über ‚Die slawischen Sprachen‘. Für den keiner slawischen Sprache kundigen Leser ist diese Einführung sehr wichtig. Ihr folgt eine Monographie der russischen Literatur aus der Feder des geistvollen Wesselovsky. Die südslawischen Literaturen von Murko sind hier in deutscher Sprache wohl erstmals zusammenfassend behandelt worden. Mit Wolters Abschnitt der lettischen Literatur schließt der verdienstvolle Band, der jedem unentbehrlich sein wird, der sich mit dem einschlägigen Schrifttum bekannt machen will.“ (Berliner Lokal-Anzeiger.)

# Die Kultur der Gegenwart

## Teil I, Die romanischen Literaturen und Sprachen

Abt. 11, I: mit Einschluß des Keltischen. Bearbeitet von: H. Zimmer, K. Meyer, L. Chr. Stern, H. Morf, W. Meyer-Lübke. (VIII u. 499 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—

„Auch ein kühler Beurteiler wird diese Arbeit als ein Ereignis bezeichnen. . . . Die Darstellung ist derart durchgearbeitet, daß sie in vielen Fällen auch der wissenschaftlichen Forschung als Grundlage dienen kann.“ (Jahrbuch für Zeit- u. Kulturgeschichte.)

## Teil II, Allgem. Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte.

Abt. 2, I: I. Hälfte. Bearb. v.: A. Vierkandt, L. Wenger, M. Hartmann, O. Franke, K. Rathgen, A. Luschin v. Ebengreuth. (VII u. 373 S.) Lex.-8. 1911. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—

Dieser Band behandelt, dem Charakter des Gesamtwerkes entsprechend, in großzügiger Darstellung aus der Feder der berufensten Fachleute die allgemein historisch und kulturgeschichtlich wichtigen Tatsachen der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und führt einerseits von den Anfängen bei den primitiven Völkern und den Völkern des orientalischen Altertums über die islamischen Staaten bis zu den modernen Verhältnissen in China und Japan, andererseits vom europäischen Altertum und den Germanen bis zum Untergang des römischen Reiches deutscher Nation.

Teil II, Staat und Gesellschaft des Orients. Bearbeitet von: A. Vierkandt, G. Maspero, M. Hartmann, O. Franke, K. Rathgen. [Unter der Presse.]

## Teil II, Staat und Gesellschaft der Griechen u. Römer.

Abt. 4, I: Bearbeitet von: U. v. Wilamowitz-Moellendorf, B. Niese. (VI u. 280 S.) Lex.-8. 1910. Geh. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 10.—

„Ich habe noch keine Schrift von Wilamowitz gelesen, die im prinzipiellen den Leser so selten zum Widerspruch herausforderte wie diese. Dabei eine grandiose Arbeitsleistung und des Neuen und Geistreichen sehr vieles. . . . Neben dem glänzenden Stil von Wilamowitz hat die schlichte Darstellung der Römerwelt durch B. Niese einen schweren Stand, den sie aber ehrenvoll behauptet. . . .“ (Südwestdeutsche Schulblätter.)

## Teil II, Staat und Gesellschaft der neueren Zeit <sup>(bis zur</sup> <sub>französi-</sub>

Abt. 5, I: schen Revolution). Bearbeitet von: F. v. Bezold, E. Gothein, R. Koser. (VI u. 349 S.) Lex.-8. 1908. Geheftet M. 9.—, in Leinwand geb. M. 11.—

„Wenn drei Historiker von solchem Range wie Bezold, Gothein und Koser sich dergestalt, daß jeder sein eigenes Spezialgebiet bearbeitet, in die Behandlung eines Themas teilen, dürfen wir sicher sein, daß das Ergebnis vortrefflich ist. Dieser Band rechtfertigt solche Erwartung.“ (Literarisches Zentralblatt.)

## Teil II, Systematische Rechtswissenschaft. <sup>Bearbeitet von: R. Stammler, R. Sohm,</sup>

Abt. 8: K. Gareis, V. Ehrenberg, L. v. Bar, L. Seuffert, F. v. Liszt, W. Kahl, P. Laband, G. Anschütz, E. Bernalzik, F. v. Martitz. (X, LX u. 526 S.) Lex.-8. 1906. Geheftet M. 14.—, in Leinwand geb. M. 16.—

„. . . Es ist jedem Gebildeten, welcher das Bedürfnis empfindet, sich zusammenfassend über den gegenwärtigen Stand unserer Rechtswissenschaft im Verhältnis zur gesamten Kultur zu orientieren, die Anschaffung des Werkes warm zu empfehlen.“ (Blätt. f. Genossenschaftsw.)

## Teil II, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. <sup>Von W. Lexis.</sup>

Abt. 10, I: Lex.-8. 1910. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—

„. . . Ausgezeichnet durch Klarheit und Kürze der Definitionen, wird die ‚Allgemeine Volkswirtschaftslehre‘ von Lexis sicher zu einem der beliebtesten Einführungsbücher in die Volkswirtschaftslehre werden. Eine zum selbständigen Studium der Volkswirtschaftstheorie völlig ausreichende, den Leser zum starken Nachdenken anregende Schrift. . . . Das Werk können wir allen volkswirtschaftlich-theoretisch interessierten Lesern warm empfehlen.“ (Zeitschrift des Vereins der Deutschen Zucker-Industrie.)

Probheft und Sonderprospekte umsonst und postfrei vom Verlag  
B. G. Teubner in Leipzig.

# Zur deutschen Sprache und Dichtung

erschienen im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig u. Berlin

**Das Erlebnis und die Dichtung.** Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin. Von W. Dilthey. 3. Aufl. . . . . Geb. M. 6.20.

„... Dieses überreiche und grundtiefte, erst in häufigerem Studium auszuschöpfende Buch ist eine Literaturgeschichte für sich, weil jede der geschilderten Gestalten im innersten Kern erfasst und in Verbindung mit ihrer Zeit verständlich gemacht wird...“ (Evangelische Freiheit.)

**Die neuere deutsche Lyrik.** Von Ph. Wittkop.

I. Band. Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. . . Geb. M. 6.—

II. Band. Bis zur Gegenwart. [Unter der Presse.]

„... Man hat in seinem Buche eine Geschichte der Lyrik zu begrüßen, welche mit eindringlichem Feingefühl die Entwicklung der lyrischen Dichtung an ästhetischen und kulturellen Kriterien mißt...“ (Frankfurter Zeitung.)

**Goethes Faust.** Eine Analyse der Dichtung. Von W. Büchner. Geb. M. 2.80.

Das Buch bietet als Ergebnis fein empfundener Interpretation des einzelnen, die überall in Fühlung mit der Welt- und Lebensanschauung des Dichters bleibt, die intimere Kenntnis seiner Denkweise zu nutzen weiß und die Faustpapiere des Dichters verwertet, eine systematische Darstellung des Ideengehalts der Dichtung.

**Goethe und die deutsche Sprache.** Von G. Rausch. Geb. M. 3.60.

„... Verehrer Goethes sowie alle denkenden Freunde der deutschen Sprache werden in dem Buche reiche Unterhaltung, Belehrung und Anregung finden.“ (Kölnische Zeitung.)

**Schiller im Urteil Goethes.** Von P. Uhle . . . . . Geb. M. 2.40.

„... Ein ganz prächtiges Schiller-Standbild, das man nicht laut genug preisen und empfehlen kann, ist mit diesem Büchlein errichtet worden.“ (Königsberger Blätter für Literatur u. Kunst.)

**Gottfried Keller.** Von A. Köster. Sieben Vorlesungen. 2. Auflage.

Mit einem Bildnis Gottfried Kellers von Stauffer-Bern . . . Geb. M. 3.20.

„Wir besitzen eine große Anzahl von Biographien G. Kellers, aber keine, welche in so kurzer, anziehender Form so klar und deutlich den Kern von Kellers Leben und Werken darlegt.“

(Allgemeines Literaturblatt.)

**Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.** Von O. Weise.

8. Auflage . . . . . Geb. ca. M. 2.80.

**Ästhetik der deutschen Sprache.** Von O. Weise. 3. Aufl. Geb. M. 3.—

„... Ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken.“ (Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

**Unsere Mundarten, ihr Werden u. ihr Wesen.** Von O. Weise. Geb. M. 3.—

„... Wer für die Sprache und ihre Entwicklung Sinn hat, wird nicht leicht ein fesselnderes Werk lesen können als diese gründliche Darstellung der Mundarten deutscher Sprache, ihres Werdens und ihres Wesens. Der Wert des Buches besteht in der Fülle des den sämtlichen Mundarten entnommenen interessanten Sprachmaterials...“ (Sonntagsblatt des „Bund“.)

**Wort und Sinn.** Begriffswandlung in der deutschen Sprache. Von

Fr. Söhns . . . . . Geb. M. 2.—

Das Buch behandelt in anziehender, allgemein verständlicher Weise die Geschichte einer Reihe besonders interessanter, allgemein bekannter und gebrauchter Worte und entrollt damit zugleich ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte.

**Heimatlänge aus deutschen Gauen.** Ausgewählt von O. Dähn-

hardt . . . . . Geb. je M. 2.60.

I. Aus Marsch und Felde. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. III. Aus Hochland und Schneegebirge.

„In unseren Tagen ist es doppelt erfrischend, gegenüber der himmelschreienden Geschmacksverwirrung der Überbrettel-Doeffe aus dem Jungbrunnen der unerlöschlichen, tiefgründigen deutschen Volksdichtung einen herzhaften Cabetrunk tun zu können... Es ist ein herrlicher Schatz.“ (Gymnasium.)

**Ausführliche Prospekte unentgeltlich und postfrei vom Verlag**

## Ratgeber in Erziehungsfragen

**Das Buch vom Kinde.** Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher hervorragender Sachleute hrsg. von Adele Schreiber. Mit Abbildungen und Buchschmuck. . . Geb. M. 16.—

**Aus unseren vier Wänden.** Ein Buch für Mütter von Laura Frost. Teil I. 2. Auflage. Geb. M. 2.40. Neue Folge. . . . . Geb. M. 2.40.  
„Das Werkchen ist ein herzerfrischendes, lebensvolles Erziehungsbuch, durchweht von einem Hauche echter, reiner Liebe, aus tiefführendem Mutterherzen und eigenen, reichen Erfahrungen heraus geschrieben.“ (Die Wartburg.)

**Charakterbegriff und Charaktererziehung.** Von G. Kerschensteiner. . . . . Geb. M. 3.—

**Grundfragen der Schulorganisation.** Von G. Kerschensteiner. 2. Auflage. . . . . Geb. M. 4.20.

**Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder.** Ein Lesebuch für Schule und Haus. Von F. Gansberg. 3. Auflage. . . . . Geb. M. 3.20.

**Schaffensfreude.** Anregungen zur Belebung des Unterrichts. Von F. Gansberg. 3. Auflage. . . . . Geb. M. 2.60.

**Plauderstunden.** Schilderungen für den ersten Unterricht. Von F. Gansberg. 2. Auflage. . . . . Geb. M. 3.20.

„Fritz Gansberg ist sicher einer der Allerbesten und Reifsten unter denen, die um den Geist der neuen Schule ringen und die helfen wollen, die Praxis aus ihm heraus neu zu gestalten. . . . Und wer selbst die Kinder nur ein wenig kennt, kann auf jeder Seite merken, wie Gansberg gelernt hat, ohne Schulbrille die Kinder zu sehen, wie sie wirklich sind. . . .“ (Der Kunstwart.)

**Spiel und Spaß und noch etwas.** Ein Unterhaltungs- und Beschäftigungsbuch für kleinere und größere Kinder. Von K. Dorenwell. 3 Hefte. 2. Auflage. Jedes Heft mit Figuren u. Abbildungen. Steif geb. je M. —.80.  
Heft I: Für die ganz Kleinen; Heft II: Für die Kleinen zwischen 5 und 8 Jahren; Heft III: Für die Größeren.

„Ein Schachkästchen, eine Fülle trefflich gewählter, der Kinderseele angepaßter Spiele, Scherze, Rätsel, Aufgaben, Gedichte, Lieder u. dgl. Wer in der Kinderstube für fröhliche Unterhaltung, munteren Scherz und Belustigung sorgen will, dem seien diese hübschen Bändchen bestens empfohlen.“ (Frankfurter Nachrichten.)

**Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten.** Herausgegeben von Lili Droscher.

I. Das Kind im Hause. M. —.80. II. Was schenkt die Natur dem Kinde? M. 1.—. III. Kinderspiel und Spielzeug. M. 1.—. IV. Geschenke von Kinderhand. M. 1.—. V. Allerlei Papierarbeiten. M. 1.20.

„Eine vortreffliche Gabe — diese kleinen Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten. . . Sie zeigen, wie die Aufmerksamkeit der Kinder für Haus und Umwelt in einfacher Weise vertieft und gefesselt werden kann, wie die Kleinen mit dem Spielzeug und in kleinen Handfertigkeiten beschäftigt werden können. . . .“ (Zeitschrift für Jugendwohlfahrt.)

**Gesundheitslehre.** Von F. A. Schmidt. . . . . Geb. M. 2.80.

**Der Säemann.** Monatschrift für Jugendbildung und Jugendkunde. Herausgegeben von dem Bund für Schulreform, allgemeinen deutschen Verband für Erziehungs- und Unterrichtswesen und der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Schriftleiter für Jugendbildung: Carl Göhe, Hamburg 19, und Dr. Edmund Neuenborff, Mülheim (Ruhr). — Für Jugendkunde: Professor Dr. H. Cordfen, Bergedorf bei Hamburg. Jährlich 12 Hefte zu je 3 Druckbogen. Preis vierteljährlich M. 2.—

# Bücher über Religion und Weltanschauung

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

---

---

**Jesus im Urteil der Jahrhunderte.** Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Gustav Pfannmüller. Mit 15 Kunstbeilagen. In Leinwand geb. . . . . M. 5.—

„... Es kann für den Menschen der Gegenwart wohl kaum ein eigentümlicheres, anregenderes und ergreifenderes Schauspiel der Geistesgeschichte geben als diese meisterlich geordnete und erläuterte Galerie von Christusbildern fast zweier Jahrtausende. In der Tat ein Werk, das den Wünschen des Lesepublikums aller Konfessionen in jeder Hinsicht gerecht wird und somit seinem Verfasser und dem Verlag, der es aufs würdigste ausgestattet hat, zur höchsten Ehre gereicht.“  
(K. Bonhoff in den Grenzboten.)

**Doctor Martin Luther.** Des Reformators Leben und Wirken dem deutschen Volke erzählt von G. Buchwald. Mit Abbildungen und einem Bildnis. Geb. . . . . M. 6.—

„... Edelste Popularität auf Grund vollkommener Beherrschung des Gegenstandes und eines unerschöpflichen Vorrates von interessanten, fesselnden, belebenden Einzelheiten zeichnen das Buch aus. So etwas müßten alle Evangelischen, eigentlich alle Deutschen lesen.“

(Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland.)

**Dantes Göttliche Komödie** in deutschen Stanzan frei bearbeitet von P. Pochhammer. 2. Auflage. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede, 10 Skizzen und ausführlichem Kommentar. In Original-Leinenband nach einem Entwurf von H. Vogeler-Worpswede geb. . . . . M. 8.—

— Kleine Ausgabe mit 4 Federzeichnungen und Buchschmuck von Franz Staffen. Geb. . . . . M. 3.—

Pochhammer hat das Verdienst, das Interesse für des großen Italieners unvergängliches Werk bei den Gebildeten unseres Volkes neu belebt zu haben. Er hat das erreicht vor allem auch durch eine ganz persönliche Note, die aus jeder Seite einem entgegenflingt, und die von eigenstem Erleben spricht. So dürfen wir uns des schönen Wertes in jeder Beziehung freuen, das sein reichlich Teil dazu beiträgt, daß die Beschäftigung mit Dante nicht bloß eine wissenschaftliche Arbeit, sondern vor allem ein Kunstgenuß ist.“  
(Deutsche Literaturzeitung.)

**Gott, Gemüt, Welt.** Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion u. zu religiös-kirchlichen Fragen. Von Th. Vogel. 4. Aufl. Geb. M. 4.—

„Wem daran liegt, daß die wahre Einsicht in Goethes Wesen und Art immer mehr gewonnen und die Erkenntnis seiner Größe immer klarer, sicherer und inniger werde, der wird es mit lebhafter Freude begrüßen, daß die vorliegende Schrift in neuer Auflage erschienen ist. . . . Das gesamte geistige und soziale Leben unseres Volkes wird aus Vogels Werk reichen Gewinn ziehen.“  
(O. Lyon in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

**Aus der Mappe eines Glücklichen.** Von R. Jahnke. 2. Auflage. Geb. . . . . M. 1.80

„... Das Buch ist berufen, das Denken zu erwecken, und wenn dies bei denen, die es in die Hand nehmen, gelingt, so hat es seine Aufgabe auf das schönste erfüllt.“  
(Propyläen.)

**Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten.** Von Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch. 3. Auflage. Geb. . . . . M. 5.—

„... Wir möchten dem schönen, inhaltreichen und anregenden Buche einen recht großen Leserkreis nicht nur unter den zünftigen Gelehrten, sondern auch den gebildeten Laien wünschen. . . . Und nicht immer wird über solche Dinge so kundig und so frei, so leidenschaftslos und doch mit solcher Wärme gesprochen und geschrieben, wie es hier geschieht. . . .“

(Neue Jahrbücher für das klassische Altertum.)

**Ausführliche Prospekt unentgeltlich und postfrei vom Verlag**

## Wertvolle Jugendschriften

**Deutsches Märchenbuch.** Von Prof. Dr. Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von E. Kuitman und K. Mühlmeister. 2 Bände. [1. Band. 2. Auflage.] Geb. je M. 2.20.

**Naturgeschichtliche Volksmärchen.** Von Prof. Dr. Oskar Dähnhardt. 2 Bände. 3. Aufl. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Geb. je M. 2.40.

**Schwänke aus aller Welt.** Herausg. von Prof. Dr. Oskar Dähnhardt. Mit 52 Original-Abbildungen von A. Kolb. Geb. M. 3.—

**Unsere Jungs.** Von F. Gansberg und H. Eildermann. Geschichten für Stadtkinder. 2. Aufl. Geb. M. 1.50.

**Deutsche Heldensagen.** Von K. H. Keß. 2. Auflage von Dr. B. Busse. Mit Künstler-Steinzeichnungen von R. Engels. 2 Bände. Geb. je M. 3.—

**Die Sagen des klassischen Altertums.** Von H. W. Stoll. 6. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. H. Lamer. 2 Bände mit 79 Abbildungen. Geb. je M. 3.60, in einem Bande M. 6.—

**Die Götter des klassischen Altertums.** Von H. W. Stoll. 8. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. H. Lamer. Geb. M. 4.50.

**Karl Kraepelins Naturstudien** (m. Zeichnungen v. O. Schwindrazheim). **Im Hause** (4. Aufl. Geb. M. 3.20); **in Wald und Feld** (3. Auflage. Geb. M. 3.60); **in der Sommerfrische** (Reiseplaudereien. 2. Auflage. Geb. M. 3.60); **in fernen Zonen** (Plaudereien in der Dämmerstunde. Geb. M. 3.60). **Volksausgabe** (Vom Hamburger Jugendschriften-Ausfuß ausgewählt). 2. Auflage. Geb. M. 1.—

**Streifzüge durch Wald und Flur.** Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Von Prof. Bernh. Landsberg. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen. Geb. M. 5.—

**Hinaus in die Ferne!** Zwei Wanderfahrten deutscher Jungen durch deutsche Lande, erzählt von Dr. E. Neuendorff. Geb. M. 3.20.

**Natur-Paradoxe.** Von Dr. C. Schäffer. 2. Auflage. Mit 3 Tafeln und 79 Abbildungen. Geb. M. 3.—

**Der kleine Geometer.** Von G. C. und W. H. Young. Deutsch von S. und F. Bernstein. Mit 127 Abbildungen. Geb. M. 3.—

**Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek.** Von Dr. Bastian Schmid. In dauerhaften Oktavbänden mit vielen Abbildungen. Preis eines jeden Bandes, wenn nicht anders angegeben, in Leinwand geb. M. 3.—

1—2. **Physikalisches Experimentierbuch.** Von H. Rebenstorff. 2 Teile. 3. **An der See.** Von Dr. P. Dahms. 4. **Große Physik.** Von Dr. H. Keferstein. 5. **Himmelsbeobachtung mit bloßem Auge.** Von Fr. Rusch. M. 3.50. 6—7. **Geologisches Wanderbuch.** Von K. G. Volk. 2 Teile. I. Teil M. 4.—. 8. **Küstenwanderungen.** Von Dr. V. Franz. 9. **Anleitung zu photographischen Naturaufnahmen.** Von G. E. F. Schulz. 10. **Die Luftschiffahrt.** Von Dr. R. Nimführ. 11. **Vom Einbaum zum Linfenschiff.** Von K. Radunz. 12. **Vegetations Schilderungen.** Von Dr. P. Graebner. 13. **An der Werkbank.** Von E. Gscheidlen. 14—15. **Chemisches Experimentierbuch.** Von Dr. K. Scheib. 2 Teile. I. Teil. 3. Auflage. II. Teil. Oberstufe in Vorbereitung. — Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

# Schaffen und Schauen

Zweite Auflage

Ein Führer ins Leben

Zweite Auflage

1. Band:

Von deutscher Art  
und Arbeit



2. Band:

Des Menschen Sein  
und Werden

Unter Mitwirkung von

R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch · A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs  
P. Klopfer · E. Koerber · O. Lyon · E. Maier · Gustav Maier · E. v. Malchahn  
† A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn  
G. Steinhausen · E. Teichmann · A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting  
G. Wolff · Th. Zielinski Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 5.—

**Nach übereinstimmendem Urteile** von Männern des öffentlichen Lebens und der Schule, von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen löst „Schaffen und Schauen“ in erfolgreichster Weise die Aufgabe, die deutsche Jugend in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren.

**Bei der Wahl des Berufes** hat sich „Schaffen und Schauen“ als ein weitblickender Berater bewährt, der einen Überblick gewinnen läßt über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes und des Einzelnen in Staat, Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft, Weltanschauung und Kunst bestimmen.

**Zu tüchtigen Bürgern** unsere gebildete deutsche Jugend werden zu lassen, kann „Schaffen und Schauen“ helfen, weil es nicht Kenntnis der Formen, sondern Einblick in das Wesen und Einsicht in die inneren Zusammenhänge unseres nationalen Lebens gibt und zeigt, wie mit ihm das Leben des Einzelnen aufs engste verflochten ist.

**Im ersten Bande** werden das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutungsvollsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

**Im zweiten Bande** werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines irdischen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

**Dr. R. Hesse**

Professor an der Landwirtschaftlichen  
Hochschule in Berlin

und

**Dr. F. Doflein**

Professor a. d. Universität u. H. Direktor  
der Zoolog. Staatsammlung München

# Tierbau und Tierleben

in ihrem Zusammenhang betrachtet

2 Bände. Lex.-8.

Mit Abbildungen und Tafeln in Schwarz-, Bunt- und Lichtdruck.

In Original-Ganzleinen geb. je M. 20.—,

in Original-Halbfranz je M. 22.—.

- I. Band: **Der Tierkörper als selbständiger Organismus.**  
Von R. Hesse. Mit 480 Abbild. u. 15 Tafeln. [XVII u. 789 S.] 1910.
- II. Band: **Das Tier als Glied des Naturganzen.** Von F. Doflein. [Erscheint im Frühjahr 1912.]

## Aus den Besprechungen:

„... Das großangelegte und mit äußerster Gediegenheit gearbeitete Werk bringt uns endlich die längst zum Bedürfnis gewordene umfassende Darstellung des Tierreiches vom biologischen Standpunkte: die allseitige Darstellung des Zusammenhangs, welcher zwischen der Form eines Tieres und seiner Lebensweise, dem Bau eines Organs und seiner Tätigkeit besteht. ... Exakte Wissenschaftlichkeit verbindet sich hier mit klarer Vorstellung und sachlicher Behandlung der angeschnittenen Probleme. Und muster-gültig wie der Text sind auch die Illustrationen und die Ausstattung des Buches, das in Wahrheit ein ‚schönes‘ Werk ist.“  
(Die Propädean.)

„... Der erste Band von R. Hesse liegt vor, in prächtiger Ausstattung und mit so begliegenem Inhalt, daß wir dem Verfasser für die Bewältigung seiner schwierigen Aufgabe aufrichtig dankbar sind. Jeder Zoologe und jeder Freund der Tierwelt wird dieses Werk mit Vergnügen studieren, denn die moderne zoologische Literatur weist kein Werk auf, welches in dieser großzügigen Weise alle Seiten des tierischen Organismus so eingehend behandelt. Hesses Werk wird sich bald einen Ehrenplatz in jeder biologischen Bibliothek erobern.“  
(L. Plate im Archiv f. Bassen- u. Gesellsch. Biologie.)

„... War Brehms Tierleben die reichillustrierte Bibel, mit deren Hilfe das deutsche Volk das Buchstabieren im großen, lebendigen Buche der Natur erlernen sollte, so könnten wir das Hesse-Dofleinsche Werk eine naturwissenschaftliche Bibel nennen, ein Volkslehrbuch, das nicht nur gelesen, sondern Seite für Seite ernstlich studiert sein will.“  
(Verh. G. A. 300f. bot. Gesellschaft, Wien.)

„... Eine Zierde unserer naturwissenschaftlichen Literatur! Wir können das Werk seiner Originalität und seiner Vorzüge wegen nur warm empfehlen. Ganz besonders aber begrüßen wir sein Erscheinen auch im Interesse des naturgeschichtlichen Unterrichts. Mancher Lehrer ist in Verlegenheit, wo er sich das beste Material aus dem Gebiete der Tierkunde holen soll, da die Literatur immer mehr anjchwilt. Hier bietet sich eine Fundgrube des dankbarsten und ausregendsten Unterrichtsstoffes.“  
(Professor C. Keller in der Neuen Zürcher Zeitung.)

„Ein Werk, das freudiges Aufsehen erregen muß. . . Nicht im Sinne der landläufigen populär-wissenschaftlichen Bücher und Schriften, sondern wie ein Lehrer, der den Naturfreund ohne aufdringliche Gelehrsamkeit, aber doch in durchaus wissenschaftlichem Ernste behandelt, so wirkt Hesse in diesem Buch, das nicht warm genug empfohlen werden kann. Es wird mit seinen zahlreichen durchweg neuen Illustrationen, mit seinen vielen, auch den gebildeten Laien noch unbekanntem Einzelforschungen und aufschlüsselnden moderner Wissenschaft zu einem Buche werden müssen, das überall neben dem Brehm stehen soll.“  
(Saamburger Fremdenblatt.)

Ausführl. Prospekt vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UN.VERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

JV  
2027  
H5  
1912

Heilborn, Adolf  
Die deutschen Kolonien



## Künstlerischer Wandschmuck für das deutsche Haus

### B. G. Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) entsprechen allein vollwertig Original-Gemälden. Keine Reproduktion kann ihnen gleichkommen an künstlerischem Wert. Sie bilden den schönsten Zimmerschmuck und behaupten sich in vornehm ausgestatteten Räumen ebensogut, wie sie das einfachste Wohnzimmer schmücken.

Die Sammlung enthält ca. 180 Blätter der bedeutendsten Künstler, wie: Karl Banger, Karl Bauer, O. Bauriedl, F. Bedert, Artur Bendrat, Karl Biese, H. Eichrodt, Otto Fikentscher, Walter Georgi, Franz Hein, Franz Hoch, F. Hodler, F. Kallmorgen, Gustav Kampmann, Erich Kuithan, Otto Leiber, Ernst Liebermann, Emil Orlik, Maria Ortlieb, Sascha Schneider, W. Strich-Chapell, Hans von Volkman, H. B. Wieland u. a.



W. Schacht: Einsame Weide.

75x55 cm. M. 5.-

Verkleinerte farbige Wiedergabe der Original-Lithographie.

„Von den Bilderunternehmungen der letzten Jahre, die der neuen ‚ästhetischen Bewegung‘ entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrübter Freude: den ‚künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus‘, den die Firma B. G. Teubner in Leipzig herausgibt. . . . Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften!“

(Kunstwart.)

**Vollständiger Katalog** der Künstler-Steinzeichnungen mit farbiger Wiedergabe von ca. 180 Blättern gegen Einsend. von 40 Pf. (Ausland 50 Pf.) vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3

